

WIDENER



HN WRNI B

prachw. IV.

38

58514.58.3

**HARVARD COLLEGE
LIBRARY**



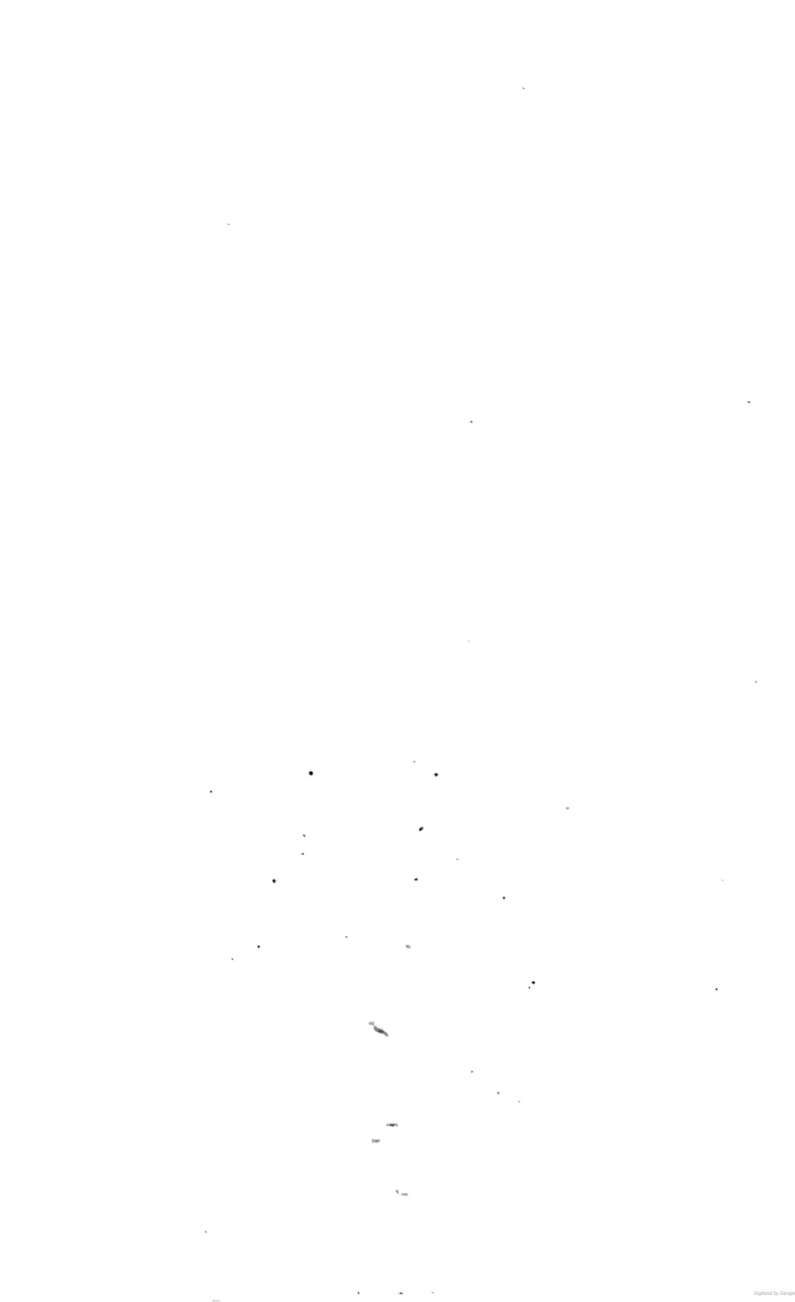
**FROM THE BEQUEST OF
HUGO REISINGER
OF NEW YORK**

For the purchase of German books

J. 7399

Die

Hammerjungfer.



Die

Hammerjungfer.

Roman

von

Fanny Lewald.

Erster Theil.

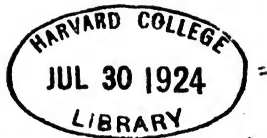
Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1856.

50514.58.3

✓



Hugo Reisinger fund
(2 vol. in 1)

Der Autor behält sich das Recht der Übersetzung
in fremde Sprachen vor.



Erstes Kapitel.

Grade Sylvester und Sonntag war es, und im Vorderhause bei der Kommerzienrätthin war ein großes Mittagsbrot, denn es waren den Tag vorher Fremde aus Paris gekommen, die Empfehlungsbriefe zu gastlicher Aufnahme mitgebracht hatten.

Mehr als zwanzig Personen waren zu Tische geladen, und die Köchin schwigte am Herde trotz des Winters und des scharfen Zuges, der durch den Schornstein saufte. Sie hatte die Thüre geöffnet, die aus der Küche nach dem Hinterhause führte, und die Kinder des alten Schneidermeisters, der gleich drüben auf der andern Seite des Flures wohnte, nahmen das für eine Aufforderung, die

dicke Köchinn zu besuchen, wie sie oft zu thun pflegten.

Aber statt der guten Bissen, mit denen sie sonst aufgenommen wurden, traf sie heute ein sehr unwirrscher Empfang. Kennt mir nicht unter die Füße! rief die Köchinn, und gab dem kleinen Jungen einen gelinden Schub, während sie die zischende Pflanzenspfanne in die Luft schwang, die Pflanze umzudrehen, welche den Bodensatz in einer neu erfundenen Fruchtspeise bilden sollte. Das Fett in der Pfanne kreischte laut auf, noch lauter als die Köchinn, am lautesten aber kreischte der Junge, dem ein Tropfen davon grade auf die Nasenspitze gefallen war.

Topfkucker! Das hast Du nun davon! sagte sie, ohne sich nach ihm umzusehen, während sie schon die Pfanne aus der Hand gesetzt hatte, und in geschäftiger Eile bald in die Kasserolle mit dem Ragout, bald in den Ofen nach den Pastetchen sah, und Alles auf einmal besorgen und greifen zu wollen schien.

Die beiden Schwestern aber, die auf des Bruders Schrei hinzugekommen waren, ließen sich durch die wüthende Geschäftigkeit der Köchinn weder ängstigen noch erschrecken. Besonders die fünfzehnjährige Hanne, die immer das große Wort führte, war nicht leicht in's Bockshorn zu jagen, und laut genug, daß die Köchinn es hören mußte, sagte sie: So 'nem armen Jungen auch gleich die Nase zu verbrennen, wegen einer lumpigen Pflinze!

Es braucht aber unter den Kindern wie unter den Großen nur erst Einer auffässig zu sein, so werden sie Alle rebellisch. Denn die Rebellion gegen das Unrecht liegt dem Menschen nun einmal im Blut. So wie der Knabe hörte, daß man ihn beklagte, fing er auf's Neue zu weinen an, und Hanne und Sophie brummten und schalteten durcheinander.

Warum hat sie uns hereingelassen? sagte die Eine.

Ja, wenn sie Langeweile hat, dann sind wir ihr schon recht, ihr am Abend vorzulesen, meinte die Andre.

Und wie muß man ihr helfen, wenn sie zu thun hat! Alles muß man stehen und liegen lassen, und auffspringen, so wie sie nur ruft, und Wasser schleppen und Kartoffeln schälen!

Und wie kann sie gute Worte geben, daß man ihr die Heirathsgesuche aus der Zeitung vorliest! Und nun heute, wo einmal was Rechtes los ist, da fährt sie herum, daß Einem Angst wird, und verbrennt mir nichts dir nichts gleich das arme Hermännchen!

Es waren ächte Berliner Kinder. Sie dankten Gott, daß es was zu raisonniren gab.

Die Köchinn war zu sehr beschäftigt ihnen darauf zu dienen, wie sie gern gemocht hätte; aber weil ihr in all' dem Zischen und Prasseln vom Heerde das Raisonniren der kleinen Mädchen doch zu viel ward, und weil die Uhr auch zwei schlug und sie

noch alle Hände voll zu thun hatte, so dachte sie: Kriegen sollt Ihr's schon! aber erst sollt Ihr mir helfen.

Sie steckte also dem Kleinen eine süße Kirsche aus der Kompottschale in den Mund und ein Stück Zucker in die Hand, und schickte ihn zu den Eltern in die Stube, die Mädchen stellte sie aber bei der Arbeit an. Sie gehorchten auch ungesäumt, denn eine rechte Köchinn hat das Befehlen heraus wie der beste General, und es ist nicht leicht gegen sie aufzukommen, wenn sie zwischen Heerd und Ofen in der Küche steht, und der Dampf ihrer werdenden Werke sie wie mit geheimnißvollem Nebel umhüllt.

Sophie schnitt Mandeln, und Hanne, auf deren Schweigen am wenigsten zu rechnen war, denn sie war klug und hatte ihren eignen Kopf wie ihre Mutter, der gab sie einen ganzen Teller voll Krebscheeren aufzubrechen, mit denen die Mayonnaise verziert werden sollte.

Dadurch wurde es für eine Weile ganz stille in der Küche, aber drüben in des Meisters Wohnung, ging dafür der Lärm los, als die Mutter des Hermanns Nasenspitze mit der großen Brandblase zu Gesicht bekam. So behaglich sie mit ihrem Manne bei der Kaffeekanne gegessen hatte, so zornig sprang sie auf.

Ist mir das erhört, rief sie, so ein armes Kind unglücklich zu machen für sein ganzes Leben! Soll mir das schönste von meinen Kindern nun so verschimpft sein, und mit solch einem Brandmal umherlaufen, als hätt' ich es mit so 'was auf die Welt gebracht? Aber sie soll's kriegen! sie soll's kriegen! das alte Frauenzimmer, das nicht weiß, was es heißt, gesunde, grade Kinder haben und sich das schönste so zurichten zu lassen aus reiner purer Bosheit!

Sie wollte mit diesen Worten nach der Thüre laufen, indeß der Junge, der zu glauben schien, der mütterliche Zorn gelte auch ihm, fing wieder

zu schreien an, die Mutter nahm den nachgebornen Liebling also auf den Arm, und der Meister benugte die Gelegenheit sie zu beschwichtigen.

Mach' doch nicht solch einen Aufstand, Mutter! sagte er gelassen. Ich hab's immer gesagt, der Junge gehört nicht drüben in die Küche, es wird einmal Etwas setzen, und zuletzt wird's die Marie entgelten müssen. Aber das Frauenzimmer, die Köchinn, hat nun einmal ihr Herz auf den Herrmann gestellt, und Du hast ihn ja bis jetzt auch immer gehen lassen. Was willst Du nun Skandal machen? Laß es doch beim Alten! — Wenn nun die Meisterinn diese Worte auch zu ihrem Ärger oft genug von ihrem Manne hören müssen, so machte sie doch den Knaben still, und begab sich auch diesmal wieder zur Ruhe, wenn's schon innerlich noch in ihr siedete und kochte.

Der Meister war nämlich ein recht wunderlicher Mann, und: Laß es nur beim Alten! war sein stetes Wort. Er hatte schon von Kindesbeinen

an das Neue gar nicht leiden mögen, und, umgekehrt wie andre Kinder, immer bitterlich geweint, wenn er einmal ein neues Jäckchen oder eine neue Hose anziehen müssen. Er hatte ein gar zu weiches Herz, und was er einmal besessen hatte, das liebte er und mochte es nicht von sich lassen. Sein zerrissenes Röckchen war schon dem armen Knaben immer wie ein Kalender gewesen. Jeder fehlende Knopf, jeder Riß und jeder Fleck hatten ihn an Etwas erinnert, ihm Etwas zu denken gegeben, und darum hatte er sie lieb gehabt. Nun hatte es freilich damals mit den neuen Kleidern keine Noth für ihn gehabt, sie waren ihm selten genug gekommen, und es waren oft Jahre vergangen, ehe er so ein auf den Auswuchs berechnetes Kleid zu Ende getragen, aber um so größer war denn auch sein Schmerz gewesen, wenn solch ein Kleid ihm endlich fortgenommen wurde.

Später aber, als er groß und vollends als er endlich Meister geworden war, als man alle

die Maschinen erfunden hatte, und das billige Tuch nun nicht mehr fünf und zwanzig oder gar dreißig Jahre halten wollte, wie in den Zeiten, von denen sein Vater und sein Großvater ihm erzählt, da war es ihm immer nur leid gewesen um seine gute Arbeit, und er hatte von dem Jahrhundert, das solch dünne Tuche fabricirte, nie etwas Rechtes halten können.

Er selber kaufte solche lumpige Waare auch nicht. Er hatte sich wohl vorgesehn, und noch bei Zeiten von dem alten guten Tuche Etwas zurückgelegt, das sprenglich war, wie Pfeffer und Salz gemischt. Davon hatte er sich sein Alltagskleid gemacht, und zum Guten, zum Sonn- und Feiertag, hatte er den blauen Frack mit blanken Knöpfen und langen Schößen, und die blaue Hose, die er angehabt, da er vor acht und zwanzig Jahren als ein Dreißiger mit seiner Frau vor den Altar getreten war. Mit zwei solchen Stücken ging ihn das neue Nachwerk natürlich gar Nichts

an. Er hatte für seine Lebenszeit genug, und er pflegte oft zu sagen, daß einmal des Hermanns Kinder noch den blauen Anzug tragen könnten, wenn sie nach des Meisters Tode nur so ordentlich mit seinen Sachen umgehen würden, wie er selbst es stets gethan.

Fest waren denn seine Anzüge auch wirklich. Nicht ein Faden scheuerte sich durch, nicht ein Stich riß aus. Aber sie waren verwunderlich anzusehen. Der blaue Rock mit den langen, breiten Schößen, die dem Meister bei jedem Schritte an die dünnen Beine schlugen, der hohe Kragen, aus dessen steifem Aufschlag sein wehmüthiges mageres Gesicht hervorguckte, wie ein nasser Vogel, der mit spitzem Schnabel und mit großen Augen aus dem Neste heraussieht, die waren auf der Herberge gerade so bekannt, wie in dem Stadtviertel, in dem der Meister wohnte. Und wenn er sich am Sonntag auf der Straße zeigte, so kam es oft genug, daß ausgelassene Buben ihm spottend nachriefen: da

kommt die alte Zeit! da kommt das vorige Jahrhundert!

Die Meisterinn und die Kinder hatten sich früher wohl manchemal schwer darüber geärgert, und auch dem Meister war es Anfangs nicht ganz recht gewesen. Weil er aber ein gar zu guter Mann war, hatte der Verdruß nicht lange bei ihm vorgehalten, und da er doch auch wieder, wie alle Menschen, seine schwachen Seiten und seinen besondern Stolz besaß, so bildete er sich endlich auf seinen altmodischen Rock bald eben so viel ein, als die vornehmen jungen Herren auf ihre neuen Kleider aus London und Paris. Der Mensch will nun einmal gern etwas Besonderes haben, und zuletzt ist ein altmodischer Rock grade solch eine Seltenheit als ein neuerfundener, nur daß er's noch viel länger bleibt, weil Niemand ihn so leicht nachmacht.

Es ist aber ein wahres Wort, daß Kleider Leute machen, wenn auch in anderm Sinne als

die Menschen denken. Es braucht Jemand nur lange in wunderlicher Tracht umherzugehen, so bringt die Wunderlichkeit ihm in das Blut. Je länger der Meister seine alten Röcke trug, je mehr er sich durch dieselben von seinen Zeitgenossen unterschied, um so besonderer kam er sich selber vor, und um so schlechter dünkten ihn seine Zeit und ihre Neuerungen. Von neuen Moden, neuen Erfindungen, von den modernen Affoziationen seiner Standesgenossen, wollte er Nichts wissen. Er hätte lieber ich weiß nicht was gethan, ehe er sich in eine Verbrüderung mit den andern modernen Schneidern eingelassen hätte, denn er dachte: Jeder für sich und der liebe Herrgott für uns Alle!

Vorwärts kommen oder reich werden konnte er nun dabei freilich nicht. Er war eben nur ein Flickschneider geworden, aber das Alte ausbessern und zusammenhalten, das verstand Niemand in der Welt so gut als er, und so hatte er denn auch als Flickschneider sein Brod und eine rechte innere

Zufriedenheit gefunden, denn er that nach bestem Wissen und Gewissen.

Den alten Meister Redlich kannte zuletzt nicht nur sein Stadtviertel, sondern fast die ganze große Stadt, und er ließ es sich am Ende auch wohl gefallen, daß Alt und Jung nach ihm den Kopf umwendete, wenn er zur Sommerzeit im wohlgemessenen Schritte, die Frau am Arme und die Kinder neben sich, hinausging vor das Thor, um auf dem Gesundbrunnen oder in der Hasenheide sich einmal von dem langen Sitzen auszulüften.

Selbst die Meisterinn hatte sich allmählig damit vertragen, daß der Leute Blicke auf ihr ruhten, und obschon sie von Natur lebhaft und jähzornig war, hatte sie sich zum Spazierengehen doch den langsamen respectabeln Gang von ihrem Alten angewöhnt und sogar auch seine Vorliebe für die alten Sachen von ihm angenommen. Sie erzählte Jedem, der es hören wollte, wie lange sie ihre Sachen hätten, und daß noch Alles niet- und

nagelfest in ihrer Wohnung sei, was sie am Hochzeitstage darin aufgestellt, sie wollte es auch Alles bewahren bis an ihr Lebensende.

So sehr sie aber mit dem Erhalten ihrer Sachen Glück gehabt, so unglücklich war es ihr mit ihren Kindern gegangen. Von neun Kindern, die sie zur Welt gebracht, vier Töchter und fünf Söhne, waren ihr nur drei Mädchen und der jüngste, spät nachgeborene Knabe am Leben geblieben, der dafür denn auch der Liebling beider Eltern und der Augapfel der Schwestern war. Besonders die Älteste, Marie, liebte ihn wie ihr eignes Kind, und kam sich eher wie seine Mutter als wie des Kleinen Schwester vor, denn sie war sieben und zwanzig Jahre und diente seit zehn Jahren als Näh- und Kammerjungfer bei der Kommerzienrätthin in dem Vorderhause.

Der Kommerzienrath, ein jüdischer zum Christhume übergetretener Banquier, hatte fast um die gleiche Zeit mit Meister Redlich geheirathet.

Als er das große Haus gekauft, um sich mit seiner jungen Gattin in demselben einzurichten, hatte er die Redlich's schon als Miether im Seitenflügel des Hauses vorgefunden, und weil es stille Leute waren, die ihren Zins auf das pünktlichste bezahlten, sie darin belassen. Paul, des Kommerzienrathes Sohn, hatte mit des Schneiders Marie seine ganze Kindheit hindurch gespielt, dann hatte Marie die viel jüngere Schwester ihres Kameraden spielend beaufsichtigen und unterhalten müssen, bis die Kommerzienrätthin die Schneiderstochter in die Schule und danach in die Nähsschule geschickt, wo das Mädchen sich ungewöhnlich anständig bewiesen hatte. Nachdem Marie dann ihre Confirmation bestanden, war sie als tägliche Aushülfe bei der Kommerzienrätthin beschäftigt worden, bis diese endlich das siebenzehnjährige Mädchen als Kammerjungfer in ihr Haus nahm, was für beide Familien bisher zum größten Vortheil ausgeschlagen war. Meister Redlich und die Seinen hatten viel-

fach Arbeit und Unterstützung von der reichen Herrschaft ihrer Tochter, und diese besaß in Marien das Muster einer treuen und liebevollen Dienerinn.'

In den zehn Jahren, welche sie jetzt im Dienste der Kommerzienrätthin zugebracht, war sie Allen ganz unentbehrlich geworden. Ihr stilles Wesen, ihre besseren Gewohnheiten schieden sie von der übrigen Dienerschaft und brachten sie der Herrschaft näher. Man nannte sie im Hause die Mamsell, sie hatte ihr besonderes kleines Zimmer, und blieben ihr einmal ein Paar freie Stunden, so verlebte sie diese bei den Eltern, oder die Schwestern kamen durch die Küche zu ihr herüber, um von ihr das Nähen und andere feine Arbeiten zu erlernen. Sie hatte sich von ihrem reichlichen Lohne schon zweihundert Thaler sparen können, eine gleiche Summe hatte der Kommerzienrath ihr, als er gestorben war, zum Dank für ihre lange, treue Pflege ausgesetzt, und da sie sehr viel Wäsche und sehr viel Kleider besaß, konnte sie sich in ihren

Verhältnissen wohl als reich erscheinen. Sie hielt auch selber Etwas auf sich, und war der Eltern Stolz und Freude, so daß ein Neffe der Meisterinn, der im Herbst nach Berlin gekommen war, im Hause seiner Tante nur von Marien unterhalten wurde, die sich damals mit ihrer Herrschaft abwesend befand.

Dieser Neffe war der Meisterinn Bruder-Sohn. Er hatte Gürtler werden sollen wie sein Vater, der in Köln am Rheine angefahren war und seinen Kindern, so weit er konnte, eine gute Erziehung hatte zu Theil werden lassen. Weil Karl aber von Kindheit an gar geschickte Hände gehabt, und weil er seinen Kopf darauf gesetzt hatte, daß er ein Künstler, ein Bildhauer werden wolle, so war man zu einem Ausweg mit ihm geschritten, und hatte ihn, da er das Formen und Gießen von Hause aus erlernt, zu einem Bildschnitzer in die Lehre gegeben, damit er seiner Lust am Schaffen von Thier- und Menschengestalt

ein Genüge thun lerne, und doch ein Gewerbe betreibe, das, wie der Vater meinte, immer ein sicheres und früheres Auskommen verspreche, als die große, wirkliche Bildhauerei.

Als Bildschnitzer und Former, daneben des Metallgießens kundig, war er dann auf die Wanderschaft und bald auch nach Paris gegangen. Dort, wo die Bronzefabrikation im Großen in eigenen Fabriken betrieben wird, hatte er gehofft am meisten auf seinem Plage zu sein, am vollständigsten sich ausbilden zu können, und in Beidem hatte er sich nicht getäuscht. Schon nach wenig Monaten hatte er Arbeit in einer der ersten Fabriken gefunden, und seine Fertigkeit in allen zu der Fabrikation gehörenden Fächern, sein Geschick im Modelliren und im Zusammenstellen des Vorhandenen zu neuen Façons und Gruppen, besonders aber seine eigene Erfindungsgabe, hatten ihn dem bejahrten Prinzipale so sehr empfohlen, daß man ihn ungern scheiden ließ, als er nach

ein Paar Jahren nach Deutschland zurückzukehren beschloß. Er hatte sich aber davon nicht abbringen lassen, sondern der Reihe nach in Frankfurt, in München und in Wien gearbeitet, um die großen Städte seines Vaterlandes kennen zu lernen, und zu sehen, wo es am leichtesten möglich sein würde, mit angestrengtem Fleiße es zu der Fabrik zu bringen, die einmal zu gründen und zu besigen, er fest entschlossen war. So hatte er sich denn zuletzt auch nach Berlin gewendet, und war in das Haus der Tante gekommen, in welchem er wie ein eignes Kind empfangen und als ein weit gereifter und so geschickter Mann zugleich mit staunender Bewunderung aufgenommen wurde.

Karl war auch recht nach dem Sinne der Tante, er war so recht aus ihres Vaters Familie, wie sie sagte, und kein Adliger konnte mehr auf seine Familie halten, als Frau Redlich auf die ihre. Es waren auch meist tüchtige Menschen, die Bergers. Sie hatten Alle einen festen Willen,

waren arbeitsam, wollten vorwärts und kamen auch vorwärts. Von Meister Redlichs Demuth, von seinem zufriedenen Gottvertrauen, und vollends von seiner Vorliebe für das gute Alte hatten sie freilich Nichts, und Frau Redlich hatte sich wohl bisweilen im Stillen über diese Eigenschaften ihres Mannes beklagt, so viel sie außerdem auch auf ihn hielt. Er war aber geblieben, was und wie er war, und seine Kinder hatten alle mehr oder weniger seine stille Weise, bis auf Hanne, die der Mutter ähnelte und fest und munter war wie Eine.

Mit Hanne hatte der Better sich auch gleich zu schaffen gemacht, als er die Seinigen zuerst besuchte, und so befremdlich ihm sein Onkel vorgekommen war, so wenig er dessen bescheidene Zufriedenheit begreifen konnte, da es knapp genug in seinem Hause zuging, so war dessen reine Güte und die Herzlichkeit der ganzen Familie ihm doch so werth geworden, daß er wieder und wieder

hingung, schon weil er die Freude sah, welche er den Seinigen damit bereitete.

Der Dunkel, der nie weit in die Welt gekommen war, knipste vor Erstaunen oft drei- viermal den strammen Faden in der Luft, ehe er sich entschloß ihn durch die kurze Nadel zu ziehen und weiter zu arbeiten, wenn Karl von Paris erzählte und von der Revolutionszeit, und von Allem was er dort und anderwärts erlebt. Der Meister schüttelte dazu freilich den Kopf, es grausete ihm ordentlich davon, und er seufzte, wenn er dabei an die bösen Zeiten in Berlin gedachte. Er kam dann immer auf die guten alten Tage zu sprechen, in denen so Etwas ganz unmöglich, und die schon darum viel besser gewesen wären; aber er brachte den Neffen doch jedesmal wieder auf Paris zurück. Es ging ihm wie den Kindern mit dem Märchen von dem großen Dger; er konnte das Grauen so wenig satt bekommen, als das Verwundern.

Daß man den König vertrieben, das war dem Meister noch lange nicht so staunenerregend und schauerlich, als daß ein Arbeiter, daß Monsieur Albert eine Weile mit den berühmtesten Leuten zusammengesessen und das Land regiert habe. Er für sein Theil habe es nie geglaubt, sagte er, und glaube es auch jetzt nicht, obschon er es selbst gelesen und obschon der Neffe es gesehen hatte, denn das sei unnatürlich und ganz unerhört. Aber er ließ es geschehen, daß Karl über des Onkels Zweifel von Herzen lachte, und er wendete auch Nichts dagegen ein, wenn Jener behauptete: daß ein Arbeiter die Gesetze machen helfe, wo Arbeiter Steuern zahlen und den Gesetzen gehorchen müßten, das finde er gar nicht überflüssig, sondern vielmehr nöthig. Der Meister konnte sich sogar freuen, wenn der Neffe recht eifrig und recht hitzig wurde. Er nähete dann nur noch vergnügter vorwärts, und hatte an den festen, hitzigen Worten seine Lust wie Andere an einem schaurigen Thea-

terstücke, oder an recht halssbrechenden Seiltänzer-
sprüngen, neben denen man sich auf festem Grund
und Boden sicher fühlt.

Eine ganz andere Freude aber hatte die Tante
an dem Neffen, der wie ein Künstler aussah, wenn
er mit dem langen schwarzen Knebelbarte, mit dem
grauen Kalabreser auf den schwarzen Locken, durch
die Straßen ging. Es war ihr Stolz, daß die
Nachbarn im Hofe an das Fenster traten ihn zu
sehen, oder wenn sie unten am Brunnen sagten:
das müsse wahr sein, der junge Mensch sehe besser
aus wie mancher Prinz, und so schlank und fein
er wäre, so merke man es doch, er habe Mark in
seinen Knochen, das Leben funkle ihm nur so aus
den Augen. Die Meisterinn bemerkte dann wohl,
ihre ganze Familie wäre so kräftig und so schön,
und die Kinder, welche in ihre Familie ähnelten,
die Hanne und der kleine Hermann, die würden
grade so werden. Sie selbst hätte wohl gut aus-
gesehen in ihrer Jugend; die Arbeit und die

Wochenbetten und die vielen Sorgen, die könnten aber dem Menschen schon Etwas abziehen.

Der Nefte aus Paris, der schöne Berger, war und blieb die Bewunderung des ganzen Hofes. So oft er kam, und vollends Sonntags, wenn er sich, wie sie's nannten, »angezogen« hatte, war des Redens über ihn kein Ende. Wer aber am eifrigsten sprach und am Meisten von ihm zu erzählen wußte, das war Hanne, und wer am Liebsten zuhörte und am Meisten fragte, das war die alte Köchinn von der Kommerzienrätthinn.

Die Kommerzienrätthinn und die Tochter waren seit Monaten schon auf Reisen, und Marie wie immer mit der Herrschaft gewesen, als Karl im Augustmonate nach Berlin gekommen war. Die Köchinn hatte also volle Muße, und kaum war es ihr gelungen Bekanntschaft mit dem jungen Manne zu machen, als sie zur Hanne sagte, sie wisse wohl, weshalb der Berger so oft bei ihnen sitze, und weshalb er nicht bessere Gefell-

schaft suche, die ihm ja nicht fehlen könne. Es wäre alles nur um die Marie. Er sei gekommen sich hier zu etabliren, dazu gehöre Geld, Geld habe die Marie, und also — sei es richtig!

Hanne hätte nicht fünfzehn Jahre sein müssen, wäre sie nicht in Aufruhr gerathen bei dem bloßen Gedanken an eine Heirath in ihrem Hause, und bei der Vorstellung ein Geheimniß erfahren zu haben, das man ihr verbergen wollen.

Wochenlang hatte sie darauf gebrannt, es dem Cousin zu sagen, daß sie alles wisse, aber sie war nie dazu gelangt, und sich vor den Eltern Etwas merken zu lassen, das wagte sie denn doch nicht, dazu hielt die Mutter viel zu gute Zucht. Endlich einmal an einem Sonntage war der Cousin gekommen, und hatte die Tante gefragt, was sie wohl dazu meinte, er möchte die Hanne, die noch niemals in der Komödie gewesen war, heute mit sich in das Theater nehmen. Es werde die Zauberflöte aufgeführt, und das sei eben recht ein Stück für sie.

Die Mutter hatte den Vater angesehen, der Vater hatte gemeint: Hanne gehe jetzt doch grade zum Religionsunterrichte, er wisse nicht ob das mit der Komödie — — Er hatte es aber nicht zu Ende gesprochen, weil er Nichts gesagt haben und der Mutter nicht die Hände binden wollte. Die Mutter stand, und sah ihn an, Hanne stand und sah den Vater und die Mutter und den Cousin mit solcher Spannung an, daß ihr die funkelnden braunen Augen fast zum Kopfe heraustraten. Endlich fragte die Mutter: ja, was meinst Du denn? — Und der Vater sprach: ja! wenn Du meinst! — und der Cousin sagte: also sie kommt mit! — und Hanne war wie außer sich vor Freude. Sie lief hinaus zur Schwester, die auf dem Vorplatz am Herde die Erbsuppe bewachte, sie lief hinüber zur Köchin, sie machte sich ein Gewerbe am Brunnen, und wäre am Liebsten auch zum Gewürzkrämer gelaufen, es Allen zu erzählen, was ihr bevorstehe für den Abend.

Der ganze Tag ging mit den Vorbereitungen für das Theater hin. Sie kämmte und band ihr Haar so blank und fest, daß der Kopf ihr wehe that, und die Stirnhaut sich ihr spannte. Sie suchte von ihren Strümpfen das Paar hervor, das am weißesten gewaschen war, sie band die neuen Strumpfbänder um, und wickelte so lange an den Schuhen, daß sie darüber den Mittag fast versäumte. Sie hätte sich aber gar Nichts daraus gemacht, denn sie fühlte heute keinen Hunger, keinen Durst, nichts als Vergnügen.

Der Vater und die Mutter, die auch einmal die Zauberflöte vor vielen Jahren aufführen gesehen, erzählten ihr während des Essens den ganzen Inhalt, denn sie sagten, so Etwas könne man zum erstenmale nicht gleich verstehen. Die Kinder saßen und hörten mit offenen Augen und Ohren: wie Pamina und Tamino durch Feuer und durch Wasser gingen; und Hanne lief es kalt vor Schauer und Entzücken durch die Glieder, bis der Vater vom

Papageno zu reden begann, und selbst munter gemacht durch die Erinnerung, das Lied vom lustigen Vogelsteller so vergnüglich sang und pfiff, daß die Mutter sich vor Lachen mit der Suppe verschluckte, und der kleine Hermann vom Tische aufsprang, um nach dem Hopsasa des Vaters unaufgefordert in der Stube umher zu tanzen.

Aber je näher die fünfte Stunde kam, je feierlicher wurde es Hanne zu Sinn. Sie hatte sich immer vorgestellt, so werde es ihr Ostern vor der Einsegnung zu Muthе sein. Sie saß schon um vier Uhr fix und fertig angezogen, in dem blauen Tibetkleide, das die Kommerzienrätthin ihr zum Weihnachten geschenkt, den Hut und die Handschuhe auf, die sie von der Schwester bekommen hatte, und das Herz schlug ihr ordentlich, so oft ein Mensch die Stiege heraufkam.

Endlich war der Better da. Die Mutter band ihr selbst das Umschlagetuch um, zog den Zipfel hinten zurecht, daß er genau in der Mitte

hing, steckte ihr das Tuch unmerkbar auf beiden Schultern fest, damit es sich nicht verziehen könnte, und schärfte ihr ein, sich auf alle Fälle vorzusehen, und die Bank abzuwischen, ehe sie sich niedersetzte: denn manchmal wäre doch ein Sig nicht rein. Und nun gingen sie — und die Mutter machte das Fenster auf, und schaute ihnen lächelnd nach, und rief den Vater, er möge einmal kommen und sehen, wie groß Hanne sei, wenn sie ordentliche Kleider trage.

Aber mit den ordentlichen Kleidern hätte es bald ein trauriges Ende genommen, denn Hanne, die sich immer sagte, sie gehe jetzt wie eine Große mit dem schönen Better aus Paris in die Komödie, fühlte auch die Pflicht aus diesem Grunde anders als gewöhnlich, ja recht besonders gut zu gehen. Und weil sie den Kopf so steif hinten über hielt, und alle Leute darauf anblickte, ob sie wohl auch merkten wer sie wäre und welche Bewandniß es mit ihr habe, so waren sie noch nicht bis

an die Ecke ihrer Straße gekommen, als Hanne schon zweimal gestolpert war, daß der Better sie mahnen mußte besser aufzupassen.

Es verdroß sie schwer, sich so wie ein Kind berufen zu lassen, und den Fehler gut zu machen, beschloß sie dem Better zu zeigen, daß sie wirklich kein Kind mehr sei.

Ja! sagte sie, wenn die Marie hier wäre, und Du könntest mit der in's Theater gehen, die brauchtest Du freilich nicht zu berufen.

Karl, dem es leid that, sie mit seinem lebhaften Worte vielleicht gekränkt zu haben, versicherte ihr, er sei ganz zufrieden, sie mit sich zu haben, und es mache ihm grade Vergnügen, daß sie noch nie ein Theater gesehen habe.

O! das glaube ich schon! entgegnete das Mädchen, aber die Marie paßt doch besser zu Dir. Sie ist in Kleidern wie das Fräulein, sie bekommt ja auch fast Alles von ihr, und sie ist so fein, so fein! ganz wie eine Dame, aber ganz!

Das wird sie wohl sein! sagte der Cousin, indes für Hanne war das lange nicht genug.

Die Marie sollte schon immer einmal mit Kommerzienraths nach Paris! fuhr sie fort, nur weil jetzt die Kommerzienrätthin krank war, sind sie noch nicht dazu gekommen. Und nun ist's ja auch recht gut.

Gut? Wozu? fragte Karl.

Für Dich! meinte Hanne mit fester Entschlossenheit.

Für mich? wiederholte Jener verwundert, und sah das schwagende Mädchen fragend an.

Hanne war verlegen, wollte es sich aber nicht merken lassen, um ihm nicht abermals wie ein Kind zu erscheinen.

Ja! für Dich! sagte sie. Denke nur nicht, daß ich noch so dumm bin. Meine Ohren und Augen habe ich so gut wie ein Anderer.

So! entgegnete der Better, den die unwillführliche Komik des Mädchens amüsirte. Und

was hast Du denn mit Deinen Augen und mit Deinen Ohren gesehen und gehört?

Alles! Alles! rief Hanne. Glaube nur nicht, ich denke Du wärest so für Nichts hergekommen! Du kommst auch nicht so für Nichts zu uns, wo es gar nicht so amüſant iſt, als Du es anderwärts haben könntest. Die Auguste von drüben, die Köchin, Du weißt ja, die hat es gleich gesagt: Du hast Deine Absichten.

Sie war froh, daß sie's heraus hatte, denn es ist nicht leicht, sich älter und gewichtiger zu stellen als man ist. Aber durch ihre letzte Bemerkung war Karl plötzlich aufmerksam geworden.

Absichten? fragte er, was für Absichten?

Hanne lachte verlegen und doch pſiffig. Hole mich nur nicht so aus, Du wirst's schon wissen! sagte sie.

Wenn ich's aber nun doch nicht weiß, Hanne!

Ja! willst Du's hören, so kann ich Dir's auch sagen, fuhr sie, nun sie einmal auf dem Wege

war, ermutigt fort. Du willst Dein eignes Geschäft anfangen, und dazu wirst Du die Marie heirathen. Nun weißt Du's also!

Hans Narr! antwortete der Cousin, wer hat Dir das in Deinen Kopf gesetzt?

Sie sagen's Alle!

Wer sind diese: Alle? fragte Karl immer ernsthafter.

Alle! antwortete Hanne. Jeder, der die Marie nur kennt! Jeder sagt's, alle Nachbarn, daß Ihr ein Paar werden würdet.

Damit waren sie bis vor das Opernhaus gekommen, traten in die Reihe der Wartenden ein, und schon damit begann für Hanne der Anfang der Bezauberung, die im Theater eine solche Höhe erreichte, daß sie wie in einem Rausche nach Hause kam, und die Eltern und der Better sich schüttelten vor Lachen über die Weise, in welcher Hanne ihre Erlebnisse erzählte.

Zwischendurch aber mußte Karl doch, ohne

daß er's wollte, an die abwesende Cousine denken. Jeder, der mit ihm bisher von ihr gesprochen, war ihres Lobes voll gewesen, indeß er hatte sich Nichts dabei gedacht, obschon das Daguerreotyp, auf dem sie sich mit ihren drei Geschwistern zur silbernen Hochzeit der Eltern hatte abbilden lassen, und das man ihm gleich am ersten Tage mit großem Familienstolze herbeigeholt, ihm hübsch erschienen war. Jetzt am Abende, als er schon fortgehn wollte, nahm er der Tante das Licht aus der Hand, trat vor das Bild und sah es lange an. Die Tante fragte: was er denn betrachte? — Die Hanne ist doch merkwürdig gewachsen in den zwei Jahren! antwortete er, zog seinen Überrock an, und ging seines Weges. Aber er beschäftigte sich zum erstenmale im Geiste mit der Cousine, und fragte sich: wann sie wohl wiederkehren würde?

Zweites Kapitel.

Es war Ende September, als die Kommerzienrätthin mit den Ihren aus der Schweiz zurückkam. Karl wußte den Tag voraus, und am zweiten Abende nach der Heimkehr besuchte er Marie. Die Mutter selbst ging mit ihm hinüber.

Marie bewohnte ein kleines Stübchen im linken Flügel des Hinterhauses, grade ihren Eltern gegenüber. Die Messinglampe brannte auf dem Tische vor dem Schlaffopha, auf dem Marie bei ihrer Arbeit saß. Ein Paar unbedeutende Kupferstiche, ein Epheukasten, die man aus der Herrschaft Zimmer fortgethan, einige kleine Geräthe von Gußeisen und buntem Porzellan, welche man Marien gelegentlich geschenkt, gaben dem Stübchen einen Anstrich von wohnlicher Zierlichkeit, der durch ein kleines Bücherbrett voll Bücher noch erhöht ward.

Marie stand auf, den Better zu begrüßen, aber so freundlich sie ihm die Hand gab, konnte er einer gewissen Befremdung nicht Meister werden, denn er hatte sich die Cousine jünger und hübscher vorgestellt als er sie fand. Freilich hatte er gewußt, daß sie sieben und zwanzig Jahre, daß sie älter sei als er, er hatte auch ihr Bild gesehen, indeß grade dies vor längerer Zeit gemachte Bild, hatte ihn durch die seltene Regelmäßigkeit der Formen überrascht, und ihn doch zugleich irre geführt.

Man mußte Marie wirklich schön nennen, wenn man nur die feine Form ihres Kopfes, ihrer Züge und ihrer Gestalt betrachtete. Ihr hellbraunes Haar legte sich weich um die schmalen Schläfen, ihre Augen waren groß und hellblau, Nase und Mund sehr wohlgebildet, aber allen diesen Vorzügen fehlte der Ausdruck frischen Lebens. Marie war bleich, ihre Miene hatte etwas Schweigames, und ohne daß sie eigentlich kränklich war,

trug sie ihre feine Gestalt nachlässig wie eine Leidende, obschon sie im Übrigen die sauberste Sorgfalt auf ihre Person und ihre Kleidung wendete.

Wie bewölkt sieht sie aus! dachte er, und wußte nicht, wie er auf den Ausdruck gekommen war, der übrigens Mariens Wesen auf das Richtige bezeichnete. Sie that ihm leid, und er ärgerte sich auch, daß er sich enttäuscht fühlte, aber kaum fing sie zu sprechen an, als der trübe Eindruck sich verwischte, den sie auf ihn gemacht. Sie erzählte von der Schweiz, in der sie eben jetzt gewesen war, sie kannte Frankfurt und München und Wien, die Städte in denen Karl sich länger aufgehalten, sie war in manchen Gallerien und Museen mitgewesen, hatte Vieles gesehen, mancherlei begriffen; und Karl fand in ihr Vorstellungen und Anschauungen, die unter den Frauen seines Standes zu den Seltenheiten zählten.

Als dann nach einer halben Stunde die Glocke in ihrem Zimmer erklang, als sie zu ihrem

Fräulein gehen mußte, da war es Karl, als sei er eben erst gekommen, und von dem Tage ab besuchte er die Tante nur noch häufiger. Freilich konnte er oft drei-, viermal vergebens hingehen, denn fragen nach Marien mocht' er nicht, und es war unberechenbar, wann sie zu den Eltern kam, aber es entspann sich doch eine Art von Verkehr zwischen den beiden jungen Leuten. Marie las gern, Karl dankte sein ganzes Wissen dem Selbstunterrichte. Er borgte hie und da Eins von ihren wenigen Büchern, ließ ihr ein anderes, und Hanne, deren Neugier und Unruhe eifrig nach jeder Beschäftigung griffen, besorgte den Austausch dieser Bücher, und bildete eine Verbindung zwischen jenen Beiden, deren wachsende Wärme sie selber kaum bemerkten.

War Karl bei ihren Eltern gewesen, so lief Hanne im Gefühl ihrer Wichtigkeit augenblicklich zur Schwester hinüber, ihr Alles zu erzählen, was er gesagt und was er gethan. Beseelt von der

Vorstellung, der geheime Vertraute eines Liebeshandels zu sein, beschrieb sie Marien auf das Lebhafteste, wie Karl nach ihr gefragt, wie er habe aufbrechen wollen, wie er aber geblieben sei, als die Mutter gemeint: Marie könne am Ende doch wohl noch kommen; und wie er sie habe grüßen lassen, als er zuletzt ganz mißvergnügt gegangen sei. Nicht weniger ausführlich schilderte sie in ihrer Gesprächigkeit dem Better, Mariens Bedauern ihn nicht gesehen zu haben, und da der Mensch sich leicht an einen geistigen, ihm schmeichelnden Zusammenhang mit einem Anderen gewöhnt, so fingen Karl und Marie bald an, nacheinander zu fragen, wenn Hanne nicht erzählte, und es zu entbehren, wenn sie auf ihre Fragen einmal nichts Neues zu berichten wußte.

So oft sie sich wiedersehen, waren sie einander vertrauter geworden, ohne eigentlich zu wissen, wie das gekommen sei. Karl's Pläne für seine Niederlassung wendeten sich dabei mehr und

mehr auf Berlin, was Marie mit stiller Bonne bemerkte, aber keiner von ihnen sprach ein Wort darüber. Nur freute Marie sich immer lebhafter, wenn die Schwester ihr sagen kam: der Cousin sei drüben; sie ließ es sich auch gegen ihre sonstige zurückhaltende Gewohnheit still gefallen, daß die Köchinn und das Hausmädchen einander lächelnd ansahen, wenn sie dann eilig zu den Eltern ging; im Übrigen entschwand der ganze Herbst, ohne daß in ihren äußern Verhältnissen sich etwas geändert hätte. Nur ihr Inneres erlitt eine vollständige Verwandlung.

Sie hatte sich bis dahin immer sehr glücklich gefühlt, sich immer in einer sanften Heiterkeit, in steter Dienstfreundlichkeit und Achtsamkeit bewegt; jetzt war sie häufig niedergeschlagen, hie und da zerstreut, und ihre Zufriedenheit war verschwunden.

Das Fräulein fragte sie ein Paar mal leicht- hin: ob ihr Etwas fehle? Paul, der Sohn vom Hause, neckte sie mit ihrer Schwermuth, und eines

Morgens, als sie gegen ihre Gewohnheit einen Auftrag auszurichten vergessen, den er ihr gegeben, sagte er tabelnd: Marie müsse sich auf ihre alten Tage wohl verliebt haben, weil sie so zerstreut geworden sei. Darüber war sie empfindlich geworden, und hatte in so heftiger Weise gebeten, er möge sie mit solchem Scherz verschonen, daß er sie verwundert angesehen.

Paul hatte das Mädchen lieb, Marie wußte es auch, daß er es wohl mit ihr meinte, und daß er gut und brav sei, wenn schon der Vater nie recht mit ihm zufrieden gewesen war. Der Kommerzienrath hatte sich nämlich in seinem Sohne den Nachfolger und den Fortsetzer seines bedeutenden Geschäftes zu erziehen gehofft, Paul aber hatte studieren wollen, war Jurist geworden, und hatte später auch diese Carriere verlassen, um sich ganz den ästhetischen und humanistischen Studien hinzugeben, zu denen seine Neigungen ihn zogen. Wie Gelderwerb und ein thätiges Leben die Lust

seines Vaters gewesen waren, so sah Paul das Glück in dem muhevollen Dasein, zu welchem sein großes Vermögen ihm die Mittel und die Freiheit gab. Er war viel gereist, hatte Verbindungen mit manchen bedeutenden Menschen angeknüpft, und war ein Mann geworden von vielseitigem Wissen, voll enthusiastischer Empfindung für das Schöne und Gute, aber nicht thätig und nicht praktisch genug, um selbst etwas Bedeutendes hervorzubringen, und die Hülfe, die er Andern angebeihen ließ, nicht mannigfach mißbraucht zu sehen.

So war er oft getäuscht worden, ohne deshalb entmuthigt, oder in seinem Glauben an die Menschen wankend geworden zu sein, denn er war im eigentlichen Sinne eine liebende Natur, und mit dieser Liebe hing er auch an seiner Mutter, vor Allem aber an seiner zehn Jahre jüngern Schwester Leonore.

Die glücklichen Anlagen Vora's zu entwickeln,

sie nach seinem Sinne zu erziehen, war von jeher seine Freude gewesen, und der Verkehr zwischen den Geschwistern war so innig, die Neigung Paul's für Lora so groß geworden, daß er trotz seiner sieben und zwanzig Jahre noch nicht daran gedacht hatte, sich eine Frau zu nehmen, wie die Mutter es für ihn ersehnte.

Marie ihrer Seite, aufgewachsen in der Anhänglichkeit an ihre Herrschaft, in der ausschließlichen Hingebung an alle Interessen derselben, hatte sich immer von Herzen betheiligelt gefühlt, wenn die Kommerzienrätbin von der einstigen Verheirathung ihrer Kinder, und von allen ihren andern Lebensplanen mit ihr gesprochen, ja sie hatte es als eine Ehre empfunden, solcher Erörterungen gewürdigt zu werden, und darüber bisher es gänzlich vergessen, daß man von ihren eigenen Angelegenheiten eigentlich doch nur oberflächliche Notiz nahm.

Es war ihr in der Ordnung vorgekommen,

wenn die Kommerzienrät'hinn sich in breitester Ausführlichkeit mit ihr über die Wahl eines neuen Kleiderstoffes für sich oder die Tochter berathen hatte, wenn die geschmackvolle Anordnung eines Mittagbrodes stundenlang überlegt und vielmals abgeändert wurde, oder wenn die Mutter sich gleich übertrieben ängstlich zeigte, sobald Vora einmal Etwas bleich ausah, und der Nachfragen dann kein Ende war: ob die Tochter gut geschlafen, ob sie sich über Etwas zu beklagen habe? Plötzlich aber sah Marie dies Alles in sehr verändertem Lichte, plötzlich wurde es ihr oft lästig, und es fing an, sie eine Unbilligkeit zu dünken, daß man für so unwesentliche Dinge eine so große Theilnahme von ihr beehrte.

Der Gedanke an ihr eignes Ich erwachte in Marien. Mit der Liebe zugleich wurde die naturgemäße Selbstsucht in ihr lebendig, welche die stete Abhängigkeit bisher in ihr niedergehalten hatte. Sie war der Kommerzienrät'hinn

deshalb nicht weniger ergeben, sie hatte nicht weniger Anhänglichkeit an Paul, nicht weniger Liebe für die freundliche Lora, aber sie empfand in jedem Augenblicke, wie ungleich das Verhältniß zwischen ihr und ihrer Herrschaft sei, und in wie bequemer Weise man ihr den Antheil wiedergab, den man als Pflicht von ihr erheischte.

Während die Kommerzienrätthin sich unablässig mit dem Loose ihrer Kinder beschäftigte, während sie nie aufhörte an einen angemessenen Wirkungskreis für Paul, an beglückende Ehen für ihn und für Lora zu denken, hatte sie sich schwerlich jemals gefragt, was einst Mariens Schicksal sein werde, deren Leben ihr doch von frühester Jugend an, mit Selbstverläugnung hingegeben worden war. Marie hatte bisher ihre Zukunft immer auf ihre Herrschaft gebaut, sie durfte auch mit Vertrauen darauf rechnen, daß man sie nicht verlassen, sie vor Noth bewahren würde, aber war das der Lohn für eine ganze, lange Jugend,

wenn man sie im Alter vor Noth behütete? Wer hatte sich jemals ernstlich darum bekümmert, was sie denke, was sie wünsche und erstrebe? Und sich aus eigenem Antriebe gegen ihre Herrschaft auszusprechen, war Marien ganz unmöglich, denn nur das Gefühl der Gleichheit macht mittheilsam, Abhängigkeit verschließt so wie das Herz auch den Mund.

Ein Zwiespalt, eine schwere Mißstimmung bemächtigten sich des Mädchens. Bald schalt sie sich ungerecht und undankbar, bald nannte sie ihre Herrschaft selbstsüchtig und herzlos. Sie sehnte sich unter ihres Gleichen zu leben, und unabhängig zu werden, und diese Sehnsucht hatte sich bis zu krankhafter Lebendigkeit gesteigert, als dieser letzte Tag des Jahres herangekommen war.

Drittes Kapitel.

Das Diner bei der Kommerzienrätthin war vorüber, die Damen hatten Etwas geruht, die Kommerzienrätthin war schon zu dem Balle bei ihrer Schwägerinn angekleidet, und Lora stand froh und heiter vor der Toilette. Marie hatte ihr das weiße Kreppkleid angezogen, ihr den Mai-blumenkranz in das schwarze Haar gesteckt, dessen glänzende Wellen ihr feines, längliches Gesicht umgaben, und in die geöffneten Schmuckkästchen blickend, fragte Lora: Marie! was meinst Du, soll ich die weißen Perlen oder die Korallen dazu nehmen?

Ach! das ist wohl einerlei! entgegnete Marie, der heute ganz andere Dinge am Herzen und auf dem Herzen lagen, als ihres Fräuleins Schmuck.

Lora blickte sich um. Dir ist aber jetzt auch Alles einerlei, Marie! sagte sie mißbilligend. Ich weiß gar nicht, was Du hast! Ich glaube, ich könnte gelb und grün und roth zusammenbringen, Du ließeſt mich in Gottes Namen damit gehen.

Marie wurde achtsam, und mit erzwungener Theilnahme entschied sie sich für die Korallen, während Lora schon das feingefügte Halsband von kleinen Perlen anlegte, das sich schön abhob gegen ihre sanft gefärbte Haut. Ihre Zerstretheit gut zu machen, reichte Marie dem Fräulein dienstbesessen die Handschuhe, nahm das Taschentuch aus dem parfümirten Kasten, holte den Fächer, das Bouquet herbei, und fragte dann: Nicht wahr! Fräulein Vorchon! heute bleibt die Frau Kommerzienrätthin doch auch zum Souper?

Ja wohl! entgegnete Lora, vor ein Uhr sind wir gewiß nicht zu Hause. Du willst wohl zu den Eltern gehen?

Marie bejahte es, und Lora sagte freundlich,

den frühern Tadel gut zu machen: Dein Cousin ist gewiß auch drüben?

Marie wurde roth und dann plöglich blaß, aber sie nahm sich zusammen, denn grade, daß er dort war, zum letzten Male dort, das hatte ihr alle die Tage schon im Sinne gelegen, das hatte sie grade heute so beschäftigt, daß es ihr doppelt gleichgültig gewesen war, welchen Schmuck das Fräulein anthat.

So ruhig sie konnte, sagte sie: Ja! er kommt Abschied zu nehmen, morgen geht er fort. Aber es schnürte ihr die Kehle zu, als sie es aussprach.

Wo reißt er hin? fragte Lora, und bog die eine Maiblume so weit herunter, daß sie bis auf die fein gezeichnete Schläfe herabfiel.

Nach Paris!

Er war ja schon so lange dort! meinte Lora.

Ja! er hat einige Jahre dort gearbeitet und wollte sich eigentlich hier niederzulassen versuchen.

Er fand aber, daß das schwerer sei und weniger Aussicht verspreche, als er zuerst gemeint. Und nun hat er grade am Dienstage eine Aufforderung bekommen, als Werkführer in seine frühere Fabrik in Paris einzutreten, und da hat er Alles aufgegeben und geht fort.

Sie seufzte, Lora hörte es wohl nicht, denn sie fragte, noch immer mit sich selbst beschäftigt: Spricht er denn Französisch?

Er sagt: er spreche es so gut wie Deutsch. Er war ja auch drei Jahre dort.

Wie lange war er denn jetzt hier?

Fast fünf Monate!

Sonderbar! meinte Lora, er war doch ein paar Male bei Dir, und ich habe ihn nie gesehen. Sie nahm dabei die Echarpe um, Marie wickelte sie in den Mantel ein, zog ihr die warmen Schuhe über, der Diener meldete, daß der Wagen da sei, und im Hinausgehen sagte Lora mit heiterer Gutmüthigkeit: Amüsire Dich Marie, und ich laß

Deinem Cousin eine glückliche Reise wünschen. Nach Paris wollen wir auch noch einmal hin.

Sie eilte damit hinaus, ohne weiter an den jungen Mann zu denken, nach dem sie nur aus freundlicher Neugier gefragt. Marie aber räumte schnell die Zimmer auf, machte Alles für die Rückkehr und die Nacht bereit, legte dann selbst einen frischen Kragen und frische Manschetten an, und ging, das Herz voll Liebe und Kummer, zu den Eltern hinüber, von denen sie erwartet wurde.

Die Mutter hatte den Tisch, der sonst immer unter dem einzigen aber breiten Fenster stand, damit Alle so lange als möglich beim Tageslichte arbeiten konnten, heute in die Mitte der Stube gerückt. Ein weißes Tischtuch war darauf gebreitet, und die Messinglampe angezündet, welche Marie den Eltern einmal zu Weihnachten geschenkt hatte, und die auch immer nur am Weihnachts- und am Sylvesterabende angezündet wurde. Stube, Kammer, Küche und Flur waren gescheuert, und dann

die Stube eigens noch frisch geheizt, daß ihr die Luft ganz warm und feucht entgegenströmte, als Marie die Thüre öffnete. Was man aber bei ihrer Herrschaft auch gegen das Waschen der Zimmer und für die Nothwendigkeit der Teppiche sagen mochte, die selbst in Mariens Stube dort nicht fehlten, ihr wurden mit diesem Dampfe alle ihre Jugenderinnerungen, alle Vorstellungen vom eigenen Heerde lebendig. Es war gradezu eine feierliche Nührung, mit welcher sie den Geruch einathmete, als sie die schmale Schwelle überschritt.

Und sie liebte das Feierliche, das Nührende, die Familienfeste. Sie hatte das vom Vater übernommen, der stets behauptete, wer ohne solche Merkzeichen durch das Leben gehe, wer sich nicht an seine alten Gewohnheiten, seine Erinnerungen halte, der sei nicht besser als das Thier, das keine Tage und keine Zeiten kenne, und hinlebe ohne rechte Wissenschaft von sich selber. Den Sylvester aber hielt der Vater ganz besonders in Ehren,

weil er meinte: wie man den Abend verleve, so lasse das neue Jahr sich an; und mußte man es denn auch vorher und nachher einzubringen suchen, am letzten Tage im Jahre mußte Alles recht voll auf sein, mußte der Vater frohe Gesichter um sich haben.

Marie hatte seit Jahren schon ihren Stolz darin gesetzt, den Eltern ein Gericht Karpfen zum Sylvesterabende zu schenken, die standen jetzt fertig gekocht auf der Schüssel in der Röhre des großen schwarzen Kachelofens, und die Kartoffeln dampften im Topfe, als sie in das Zimmer trat. Karl, der mit dem Vater an dem gedeckten Tische saß, ging ihr entgegen und sie gaben sich die Hände.

Bist Du auch hier? sagte sie mit solcher Freude, als sei sie seiner Anwesenheit nicht im Voraus sicher gewesen.

Wo sollte ich denn sein?

Mit Andern zusammen, irgendwo! entgegnete sie.

Er antwortete nicht darauf, aber sie fühlte ihr Herz warm werden in der Brust, unter seinen Blicken, und Hanne sagte: Na! wenn er heute auch nicht gekommen wäre!

Was wäre dann gewesen Hanne? fragte Karl, der immer seinen Spaß und seine Neckereien mit ihr hatte.

Was dann gewesen wäre? wiederholte sie, frag' die Marie!

So feck war sie in Gegenwart der Andern noch nie herausgegangen. Marie wurde roth und trat, ihr Haar zurecht zu ziehen, an den kleinen Spiegel, der ganz im Finstern hing, und so mit Pathen- und Hochzeitskarten besteckt war, daß Niemand sich darin besehen konnte. Karl fragte: ob sie denn jetzt nicht essen würden; und als die Karpfenschüssel auf den Tisch kam, war das ein viel zu seltenes, viel zu wichtiges Ereigniß für die Redlich'sche Familie, als daß man noch an irgend

Etwas hätte denken können, als an die beiden großen Karpfen.

Schon den ganzen langen Tag war Alles voll Zufriedenheit über dieselben gewesen, denn sie hatten große Rogen, die jetzt mitten in der Schüssel hellgelb schimmernd auf den dunklen Fischen leuchteten, und damit war denn Alles gut. Denn so viel Eier am Sylvester im Rogen, so viel Thaler in der Tasche, hatte des Vaters Großmutter immer gesagt, deren Mann Küster gewesen war, und die als eine fromme Frau sonst von Aberglauben und Vorbedeutungen Nichts gehalten hatte. Nur das Eine hatte sie geglaubt, fest geglaubt und immer bewährt gefunden; und das glaubte der Vater auch, wenn er schon selber sagte: zu verstehen sei's nicht, aber es sei einmal so! Alle die Jahre, wenn er am Sylvester keinen Karpfen gegessen, oder wenn er einen Karpfen ohne Rogen auf dem Tische gehabt, sei immer danach ein doppelt mühseliges Jahr gekommen, so gewiß als das Amen in der Kirche!

Darum lachten heute Allen die Augen, als sie sich zum Tische setzten, und Hermann, der Jüngste, dem es zukam das Gebet zu sprechen, hätte es vor Vergnügen bald vergessen, hätte die Mutter ihm nicht den Wink dazu gegeben. So froh sie waren, wurden Alle still. Von Marien bis zu dem Kleinsten hatten sie es Alle gebetet, dies Tischgebet, und die Worte: »lieber, himmlischer Vater! unter Deinem Segen laß uns auch diese Deine Gabe mit kindlich dankbarem Herzen genießen« waren ihnen in das Herz gewachsen und rührten die Geschwister wenn sie älter wurden, mehr und mehr, so oft sie bei besondern Anlässen gesprochen wurden, eben weil sie dann ein Merkzeichen, Erinnerungen an vergangene Tage waren.

Mit der Behendigkeit einer Eidechse glitschte Hermann vom Stuhle herunter, faltete die Hände, neigte den eigens für den Abend noch einmal glatt gekämmten und mit Wasser blank gemachten Kraus-

kopf, und schickte sich zur Andacht an. Aber so kurz das Gebet war, er mochte auch während der wenigen Sekunden den Anblick der wundervollen Karpfen nicht entbehren, und gesenkten Auges nach der Schüssel hinüberspielend, sprach er mit der Schnelle der Eglust: lieber himmlischer Karpfen! —

Hermann! rief der Vater, Hanne lachte laut auf, der Kleine erschrak, das Richern der Schwester machte ihn vollends verwirrt, er wußte nicht Anfang nicht Ende.

Nun Hermann! wirds bald? rief der Vater noch einmal, und bemüht den Fehler zu verbessern, sagte der Kleine mit glühenden Wangen und hervorquellenden Thränen nur noch schneller: lieber himmlischer Vater! unter Deinem Segen laß uns auch diesen Deinen Karpfen — nein! Rogen — nein Gabe! mit kindlich dankbarem Herzen genießen. Amen!

Da war aber des Lachens und Lachens kein Ende mehr. Der Vater konnte nicht vermahren,

die Mutter konnte nicht schelten, sie konnte auch den Fisch nicht vertheilen. Alles schüttelte sich vor Lachen, jeder wischte sich die Thränen von Auge und Wange, nur der arme Junge stand wie ein Sünder da, und wußte nicht sollte er lachen wie die Andern, oder sollte er in Aussicht auf eine Strafe lieber weinen. Da nahm Marie, deren Liebling er war, ihn zu sich und küßte ihn, und wie sie ihn geküßt hatte, nahm ihn der Karl und küßte ihn auch.

Es mochte nur ein Zufall sein, daß er es that, aber Mariens Wangen, die neben dem Better saß, überflog eine heiße Gluth, und der Teller zitterte ihr in der Hand, den die Mutter ihr gab. Essen konnte sie vollends gar nicht. Es war ihr eine Wohlthat, daß Karl den Vorschlag machte, den Kleinen zwischen sie zu nehmen, denn dicht neben Karl hätte sie's nicht ausgehalten, sie wußte überhaupt nicht, wie ihr eigentlich war.

Die laute Lustigkeit der Schwestern, des Vaters

Wohlbehagen an dem Leibgerichte, das nur einmal im Jahre über seinen Gaumen kam, der Mutter Zufriedenheit, es ihm so wohlschmeckend bereitet zu haben, das Lob, das jeder einzeln dem Karpfen und der Mutter spendete, und vor Allem Karl's scherzende Heiterkeit, das Alles hörte, fühlte, empfand sie, aber als läge es weit ab von ihr, als käme es wie ein matter Ton aus der Ferne zu ihr herüber. Sie hatte nur den einen Gedanken, nur die eine Vorstellung: jetzt noch, heute noch ist er da! morgen ist er fort!

Sie hatte sich immer für eine ruhige Natur gehalten, man hatte sie auch immer so genannt. Was war es denn, das so wild, so unaushaltbar in ihr brannte, daß sie es mit Gewalt herausschreien, es mit Gewalt hätte durchsetzen mögen? Sie hatte es früher nicht empfunden, nicht geahnt. Ihr Leben war so gleichmäßig, und selten unbeschäftigt gewesen. Hätte sie nur früher Zeit gehabt auf sich zu achten, darüber nachzusinnen,

wäre es ihr nur früher eingefallen! Jetzt stand Alles klar vor ihren Augen, jetzt überkam es sie mit einem Male, aber was half es ihr jetzt, daß sie's nun Alles, Alles wußte — es war ja doch zu spät.

Karl erzählte von Paris, von den Neujahrs- geschenken, die dort gegeben würden, wo man die Sitte der Weihnachtsbescherungen nicht kennt. Er beschrieb die herrliche Ausstattung der Magazine um die Neujahrszeit, dabei wurden seine Erinnerungen an Paris immer lebendiger, seine Freude es wiederzusehen, immer unverkennbarer.

Ja! sagte er, heute ist Sonntag, heute in acht Tagen bin ich in Paris, denn länger als drei, vier Tage bleibe ich nicht in Köln bei meinem Alten. Es zieht mich ordentlich nach Paris zurück, seit ich's wieder in's Auge gefaßt habe. Und gäbe es dort Sylvester noch solchen Karpfen wie den Deinen, Tante! dann wär's vollends die erste Stadt der Welt.

Es schnitt Marien in's Herz, daß es ihn so zurückzog nach Paris, daß er scherzen konnte über die Entfernung von Berlin, daß er Nichts, Nichts dort zu vermissen fürchtete. Die Mutter aber nahm die Sache ernsthaft.

Schlecht essen sollen die Franzosen! das ist wahr! sagte sie. Ich wollte wohl, Du könntest alle Woche ein paar Mal, wie bei uns, Dein gutes Essen haben.

Karl mußte lächeln. Wie sollte er der ehrlichen Seele ihren freundlichen Glauben nehmen, ihr begreiflich machen, daß er dort Wein und Austern und feinstes Brot schon sonst als häufige Nahrung genossen, und daß ihm jetzt als Werkmeister ein noch besseres Leben gesichert war?

Er hatte genug zu thun, den Vater darüber aufzuklären, was es mit dem Essen von Fröschen und von Ragen in Frankreich für ein Bewandniß habe, denn daß die Franzosen Frösche äßen, und daß in alle Pasteten gehacktes Ragenfleisch gefüllt

würde, das hatte der Meister gar zu oft gehört, um es nicht felsenfest zu glauben. Ihm und der Mutter that der Nefse leid. Es that dem Meister im Grunde Jeder leid, der in die Welt gehen mußte, der nicht wie er in dieser Stube sitzen, und sitzen bleiben konnte, und der Nefse hatte es ja so gut gehabt, so reichlich in Berlin!

Wie Du nur fortgehen magst! sagte der Meister, und sog dabei behaglich die langen Gräten des Mittelstückes ab. Der Mensch weiß wohl, was er hat und was er aufgibt, aber wer kann wissen, was er dafür eintauscht? — Er seufzte kopfschüttelnd und nachdenklich.

Willst Du noch ein Stückchen Fisch, Vater? fragte die Mutter.

Satt bin ich! meinte der Vater, nur der Karpfen ist so gut —

iß nur! überredete die Mutter.

Wenn's nur nicht zu viel wird, Mutter!

Ach! vollgeessen liegt sich's fest! beruhigte

sie, und hatte schon seinen Teller genommen, aber irgend Etwas vollauf zu genießen, war nicht in des Meisters Wesen. Er überlegte, er hielt den Teller hin, er zog ihn zurück, er hatte Lust dazu, indeß es kam ihm doch zu üppig und zu sündhaft vor, daß er noch mehr begehrte, da er schon so viel gehabt, und sehnsüchtig wie vorher der kleine Hermann, in die Schüssel blickend, sagte er: Weißt du was, Mutter! heb's mir auf, auf morgen, oder lieber auf übermorgen, dann ist die liebe Gottesgabe wieder ganz was Neues.

Ach! rief Karl, da ertappe ich den Dnfel doch auch darauf, daß er einmal was Neues haben will!

Nein! sprach Hanne dazwischen, isß nicht Vater, isß nicht! es kommt noch ganz was Neues, aber so was Neues! — was unerhört Neues!

Sie stieß dabei Sophie an. Sie wußten Beide schon den ganzen Abend über um ein Geheimniß, und sie hatten es verschwiegen wie die Helden. Nun der Karpfen aber gegessen war, nun

sie die gebrauchten Teller abräumen sollten, nun überstürzten sie sich vor Eifer und vor Schnelligkeit, um nur das Geheimniß endlich los zu werden. Eine wollte es der Andern zuvorthun, die Mutter wußte nicht, was sie hatten. Sie wollte ihnen in die Küche folgen, aus Angst, daß die Mädchen Alles zerbrechen, daß Alles darunter und darüber gehen würde, aber Hanne warf von innen die Rükenthüre in's Schloß, und nur ein lautes Rükern antwortete der Ermahnung, die Mutter einzulassen.

Sie sind wie unflug! sagte die Meisterin, und ging in die Stube zurück; kaum aber war sie drinnen, so that die Thüre sich auf, und Hanne trug den Suppennapf, Sophie eine große Schüssel voll Pfannkuchen in das Zimmer.

Punsch! schrie die Eine, Pfannkuchen! die Andere. Bom Karl! wir haben den Punsch gemacht! der Karl hat Alles eingerührt! Zum Abschied! Zum Sylvester!

Sie hätten Jede gern zwei Zungen haben mögen, die Herrlichkeit vierfältig zu erzählen, sie waren ganz berauscht schon von dem duftigen Dampfe des seltenen Getränkes. Auch die Eltern wurden noch heitrer, und Karl, dessen offnes Herz sich erquickte an der Freude dieser guten Menschen, klatschte selbst, froh wie ein Kind, in die Hände, und bat es sich aus die ersten Gläser füllen zu dürfen.

Ihr sollt leben! sagte er, und hob sein Glas empor, und sie wiederholten Alle den Wunsch mit lauter, freudiger Stimme. Alle wollten sie mit ihm, dem Geber dieser Gaben, anstoßen, Alle der Reihe nach: der Vater; die Mutter, Hanne, Sophie, selbst der kleine Hermann hielt seinen kleinen Geburtstagskrug in die Höhe. Nur Marie stand still, und als Karl an sie herantrat, und mit einem freundlichen: Gut Glück! sich ihr nahte, wurde sie blaß, daß er erschrak, und die Thränen kamen ihr in die Augen, so sehr sie es verbergen wollte,

weil sie sich seiner Heiterkeit gegenüber, ihres Schmerzes schämte.

Karl verstummte. Es zuckte auch ihm wunderbarlich durch die Brust. Er hatte diese letzten Tage, seit Ankunft des Briefes, immer nur an Paris gedacht, jetzt vor Mariens traurigem Gesicht fiel ihm mit einem Male der Abschied schwer auf's Herz. Indes er wehrte sich dagegen. Er hatte ja so oft schon Abschied genommen! Fort mußte er, und wie ungewiß war seine Zukunft! Er konnte in drei Jahren freilich Theilnehmer an der Fabrik sein, wenn das Glück ihn begünstigte, wenn seine Thätigkeit das Unternehmen, wie man es erwartete, befördern half; aber er konnte dann auch ohne Stelle sein. Gerade diese Unsicherheit, dies Gewagte hatten ihn gereizt und reizten ihn; nur an Frau und Kinder durfte er dabei allerdings nicht denken.

Und doch wurde auch ihm ordentlich bange davor in diesem Augenblicke, daß er gehen sollte.

Er konnte sich nicht anders helfen, er mußte den heitern Leichtsinn des Wanderlebens in sich zu Hülfe rufen. Wie manche schöne Meisterstochter hatte ihm das Herz gerührt, um wie manche war ihm das Auge naß geworden in der Scheidestunde, und sie waren doch von einander gegangen! Er hatte sich getröstet, sie hatte sich getröstet. Er hatte sie dann wohl gelegentlich auch einmal wiedergesehen mit Mann und Kindern, und fröhlich wiedergesehen. Nur über die Stunde, über den Abschied mußte man fort!

Er trank ein Glas und noch ein Glas, das machte ihn warm, und er zwang sich zur Heiterkeit. Er sprach und erzählte immer fort, und trank dazwischen und schenkte Allen ein, bis Alle voll lauter Freude waren. Selbst der Vater hatte helle Augen bekommen und rothe Backen. Es sollte gesungen werden, wollte er haben. Er selbst fing an. »So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage!« sang er aus voller Kehle, aber die

Mutter sagte, das gehe noch nicht, es sei halb zwölf, erst müsse Glück gegriffen werden. Sie hatte es den Morgen mit den Kindern selbst geformt und selbst gebacken, es war gerathen wie noch nie zuvor.

Im Nu waren die Teller da. Der Mann und die Frau, das Wickelkind und das Geld und der Schlüssel, der Ring, die Leiter, das Brod, der Todtenkopf, Alles, Alles wurde unter die Teller gelegt, und nun griff Jeder drei mal: zuerst der Vater und die Mutter, und die Kinder sahen mit Spannung zu. Aber o Freude! nicht der Vater, nicht die Mutter hatten den Todtenkopf oder den Schlüssel oder die Leiter gegriffen, nur gute Dinge, gutes Glück.

Sie sollen leben! rief Karl.

Hoch! riefen die jungen Mädchen, und der kleine Hermann, der schon mit dem Schlafe kämpfte, aber durchaus noch wach bleiben wollte wie die

Großen bis es zwölfte schlug, wiederholte es mit seinem Kinderstimmchen.

Und Deine Eltern sollen leben, Karl! entgegnete der Vater, und wieder stimmt der kleine Chor sein Hoch und dreimal Hoch an!

Und nun griff Karl sein Glück, und er griff das Brod, das Geld und das Kind.

Vivat hoch! schrie Hanne, nun kommt die Marie! die Marie muß nun ihr Glück greifen!

Geschäftig schoben die beiden jüngern Mädchen die Teller auf's Neue durch einander, und als gälte es wirklich eine Schicksalsentscheidung, so schweigsam und ernst trat die älteste Schwester an den Tisch heran. Sie bezeichnete den ersten Teller: es war der Ring!

Der Ring! riefen die Jüngern. Marie bebte ordentlich die Hand, sie wollte es mit einem Male abthun. Sie legte die Rechte auf den einen, die Linke auf den andern Teller, man hob sie ab, und Sophie jubelte: der Mann und das Kind!

Bivat hoch! rief der Vater, die Marie soll leben! und: Prosit Neujahr! schrie der kleine Hermann mit seiner letzten Kraft dazwischen, denn die alte Schwarzwalder Uhr hob langsam aus, und einer nach dem andern tönten die zwölf Schläge durch die kleine Stube.

Raum aber war der letzte Schlag verflungen, als der Vater, der noch nie so munter gewesen war, sich das Glas noch einmal voll goß. Prosit Neujahr! rief er, die Mutter soll leben! — Und der Vater soll leben! entgegnete die Mutter, und das Hochrufen und Anflingen steigerten und steigerten die Lust, und Hanne hob ihr Glas noch höher empor und stieß jauchzend die Worte heraus: Prosit Neujahr! und die Marie soll leben! und der Karl soll leben! und Bivat hoch das ganze, ganze Brautpaar!

Alle riefen es nach. Marie warf sich dem Geliebten mit beiden Armen um den Hals, er drückte sie an's Herz, sie wußten Alle nicht wie

ihnen geschah. Sie waren außer sich vor Lust und vor Vergnügen. Die Eltern küßten die Tochter und küßten den Neffen, die Kinder waren so froh, die alten Leute so glücklich! Marie lachte und weinte durcheinander, und umarmte bald den Bräutigam und bald den Vater.

Mit einem Male wurden sie Alle still, sie mußten sich fassen, sich auf sich selbst besinnen. Es war ihnen wie im Traume. Sogar der rüstige Karl war schweigsam. Er fühlte sich wie erschreckt im ersten Augenblicke — aber er war jung, Marie war hübsch, und wie sie ihm wieder um den Hals fiel, da dachte er, es sei am Besten, wie es nun gekommen sei, und er hielt sie fest mit rechter Lust und Freude.

Und nun gehst Du morgen nicht fort! sagte Marie zu ihrem Bräutigam.

Nein, nun bleibe ich noch bei Euch!

Wie lange noch? fragte Hanne.

Bis übermorgen! den Sechsten muß ich in .

der Werkstatt sein, aber morgen, morgen bin ich noch bei Dir!

Er und der Vater füllten die Gläser noch einmal, der Vater stieß noch einmal mit ihm an, er sang auch wieder: So leben wir! so leben wir! so leben wir alle Tage! — aber der Freudenrausch wollte nicht wiederkehren. Marie und Karl waren erschüttert, Hermann schlief schon lange auf dem Sopha. Er hatte nur grade noch, wie er gewollt, das Neujahr anmelden können, dann war der Sandmann ihm über die Augen gefahren, und er hatte sich hingelegt und war im Handumdrehen eingeschlafen. Auch die Mutter, die von früh an auf den Beinen gewesen war, gähnte vor Müdigkeit. Sie meinte: morgen sei auch ein Tag, und ob Marie nicht hinüber müsse, es gehe stark auf Eins?

Die Tochter sah nach der Uhr und stand schleunig auf. Karl griff nach Hut und Mantel. Sie küßten ihn Alle zur guten Nacht, Marie

brachte ihn die Treppe hinunter. Er hatte den Arm um sie geschlungen, und als er sie unten auf der letzten Stiege noch einmal an das Herz nahm und sie mit jugendlicher Liebeskraft an seine Brust drückte, da flog es wie ein Strahl durch ihre Glieder, da wußte sie erst recht, daß sie Braut sei, und mit flinken Füßen eilte sie die Treppe in die Höhe, ihre Herrschaft zu erwarten.

Viertes Kapitel.

Oben an der Küchenthüre stand sie still. Eine wonnevolle Schaam, ein lautes Herzklopfen nahmen ihr den Athem. Sie meinte, Jeder müsse ihr ansehen, was ihr geschehen sei, Jeder es merken, wie der Kuß ihres Bräutigams ihr durch Mark und Bein gegangen.

Wenn die Auguste nur nicht da wäre! dachte sie, denn die dicke Köchinn hatte Augen wie ein Luchs, und es war nichts Leichtes, sich vor ihr zu verbergen. Ängstlich, wie ein verspätetes Kind die Thüre der Schulstube öffnet, machte Marie die Küche auf, und sah sich mit schnellem Blicke um. Gottlob! die Alte war zur Ruhe gegangen! Nur das Hausmädchen saß am Küchentische, und las, schlaftrunken die Herrschaft erwartend, ein Neu-

jahrslied im Gesangbuch. Marie wollte an ihr vorübergehen, aber das ermüdete Mädchen war froh, sich sprechend munter zu machen.

Sie sind ja drüben sehr lustig gewesen! sagte sie.

Ja! entgegnete Marie, wir waren recht vergnügt.

Wir hatten's auch schon halbwege im Sinne ungebeten anzuklopfen, zum Glückgreifen, aber die Richte von der Auguste kam, und so blieben wir. Was haben Sie denn gegriffen?

Lauter Gutes!

Wenn's nur eintrifft! Aber was war's denn?

Ich muß Feuer machen im Kamine! sagte Marie, nahm ein Päckchen Riehnspähne und den Handleuchter, und entfernte sich schnell.

Das Feuer war bald angefaßt, die Nachtlampe hinter der Uhr angezündet, damit war Alles fertig, und Marie setzte sich auf den Fußschemel nieder, der vor dem Lehnstuhl am Kamine stand. Den Kopf auf den Arm gestützt, sah sie gedanken-

voll in die Flamme, und doch wußte sie nicht, was sie eigentlich dachte. Es war ein Auf und Nieder der Einfälle und Empfindungen. Ihre Verlobung, Karls Abreise, ihre Liebe, Paris, die Trennung, ihre Herrschaft, Karls Einnahme, die Hochzeit, die Aussteuer, ihre morgenden Obliegenheiten, das ging ihr Alles auf einmal durch den Sinn, so daß sie keine Vorstellung festzuhalten vermochte, und die Zeit ihr unmerklich entschwand. Möglich gewährte sie, daß die Flamme im Kamine matter werde. Sie stand auf, nahm Holz aus dem Korbe, und kniete nieder, die Scheite auf die Kohlen zu legen.

Das hat nun auch die längste Zeit gedauert! sagte sie unwillkürlich laut zu sich selbst, als sie wieder aufstand, und dieser Ausruf gab mit einem Male ihren Gedanken Festigkeit und Klarheit. Erst in diesem Augenblicke ging aus der wonnigen Betäubung, in die sie versunken gewesen war, die reine Freude für sie hervor. Sie war Braut,

sie wurde geliebt, Karl war schön und gut und geschickt, es konnte ihm nicht fehlen im Leben, ihr nicht fehlen an seiner Seite in Paris. Sie faßte das Glück kaum, sie brannte vor Verlangen es ihrer Herrschaft, es Lora zu verkünden.

Da schallte die Hausglocke laut durch die Nacht, das Portal wurde geöffnet, der Wagen rollte vor die Treppe; Marie eilte hinaus, die Flurthüre zu öffnen. Aber schon an der Miene des Dieners sah sie, daß Etwas vorgefallen sein müsse.

Paul und Lora stiegen schnell aus dem Wagen. Marie! sagte Paul, während er die Mutter mit noch mehr Vorsicht als gewöhnlich unterstüzte, Marie! laß schnell frisches Wasser heraufholen, die Mama hat sich im Hinuntergehen bei der Tante den Fuß vertreten, und hat große Schmerzen. Sie muß gleich kalte Umschläge machen.

Marie eilte den Befehl auszuführen. Der Diener und Paul trugen die Mutter hinauf und

legten sie auf das Sopha in der Schlafstube. Marie und Vora nahmen ihr die Straßenbekleidung ab, dann zogen sie den Schuh und den Strumpf herunter, der Fuß wurde gebogen, untersucht, es war keine sichtbare Verletzung vorhanden, aber alle Bewegungen waren etwas schmerzhaft, und da die Mutter es nicht zugeben wollte, daß man den Arzt herbeirief, so kam man überein, die Nacht hindurch die kalten Umschläge zu machen, um die mögliche Anschwellung und Entzündung zu verhüten. Vora half der Kammerjungfer die Mama zu Bette zu bringen, man legte ihr die erste Kompreßse um, und auf das ausdrückliche Verlangen der Kommerzienrät'hinn ging Vora in ihr Zimmer und zur Ruhe.

Marie folgte ihr, sie zu entkleiden. Vora hatte den Kranz aus dem Haare genommen, die Flechten und Toupees gelöst. Marie! sagte sie, sei so gut,bürste mir das Haar doch einmal tüchtig aus. Du hast es mir heute viel zu stark geölt,

der Staub liegt wie eine Kruste darauf, so kann ich gar nicht schlafengehen.

Sie wickelte sich dabei in ihren Frisirmantel, Marie holte die Bürsten herbei und machte sich an das Geschäft.

Es ist wirklich recht häßlich, hob Lora wieder an, nach solch frohem Abend ein so böses Ende! Ich begreife gar nicht, wie es kam! Mama ging ganz ruhig neben mir hinunter, mit einem Male schrie sie auf, hielt sich an das Geländer und wurde ganz blaß; ich sage Dir, ich hatte einen Todesschreck! Der ganze Abend ist mir dadurch verdorben.

Marie seufzte tief auf. Ihr war eine ganz andre Stimmung vernichtet worden.

Was fehlt Dir? fragte Lora, und wendete sich nach ihr um. In dem Augenblicke sah sie, daß Mariens Lippen zuckten. Sprich doch Marie! was fehlt Dir? fragte das Fräulein besorgt, was ist geschehen?

Da konnte das Mädchen sich nicht länger halten, in helle Thränen ausbrechend, neigte sie sich auf Lora's Schulter, küßte ihr schüchtern den Nacken und sagte: Ach Gott! ich bin Braut!

Ach! dummes Zeug! rief Lora, ohne zu bedenken, wie diese Worte auf das Mädchen wirken mußten, das sein übervolles Herz, seine ganze niedergedrückte Glückseligkeit in dem Geständniß ausgesprochen hatte.

Marie schreckte unwillkürlich zusammen vor dem Ausruf ihrer jungen Herrinn, und mit leiser Stimme sagte sie: Gewiß! Fräulein Lorch! Aber ihr Ton klang so traurig, daß Lora augenblicklich ihr Unrecht fühlte, ohne jedoch zu begreifen, worin es eigentlich bestanden habe; denn es giebt nur wenig Menschen, die sich's nicht erlauben, rücksichtslos ihre Eindrücke auszusprechen, wenn sie sich gegenüber von Personen befinden, die ihnen dienstbar und von ihnen abhängig sind. Auch freute Lora sich wirklich der Mittheilung, nachdem

sie die erste Überraschung bewältigt hatte, und mit lebhafter Theilnahme fragte sie: Aber mit wem bist Du Braut? gewiß mit Deinem Cousin! seit wann denn? wie ist das denn gekommen?

Marie erzählte so gut sie es in ihrer Aufregung vermochte, während sie ihrer Herrinn das Haar wieder zusammenflocht, die ihr noch eifrig zuhörte, als die Klingel aus dem Zimmer der Kommerzienrätthin sich hören ließ.

Der Umschlag wird nicht mehr kalt sein! sagte Marie sich plötzlich unterbrechend. Vora stand schnell auf, wand selbst das Haar flach um den Kopf, Marie packte das Toilettengeräth zusammen, und schickte sich an das Zimmer zu verlassen.

Du mußt mir das morgen noch alles ausführlicher erzählen, hörst Du! sagte Vora freundlich, und als Marie schon in der Thüre stand, wendete das Fräulein sich schnell an den noch offenen Schmuckkasten, sah hinein, nahm einen Ring

heraus, und rief: Komm her, Marie! den Verlobungsring für Deinen Bräutigam will ich Dir schenken.

Damit hielt sie ihr einen glatten Goldreif hin, aber Marie zögerte ihn anzunehmen. Das wird doch nicht gehen! sagte sie bedenklich.

Was heißt das? Der Ring ist ja ganz neu, ich habe ihn nie getragen! Du weißt ja, daß meine Amme ihn mir als Verlobungsring zum ersten Geburtstage geschenkt hat. Er ist also für eine Männerhand gemacht!

Es soll nicht gut sein, meinte Marie, man muß ihn selber kaufen.

Sei doch kein Thor! lachte Lora, ich habe ihn ja auch nicht selbst gekauft. Nimm ihn nur, ich bekomme schon einen Andern, wenn ich ihn einmal brauche. Nimm ihn nur! ich gebe ihn Dir sehr gern!

Marie ließ sich überreden von dem herzlichen Zuspruch ihres Fräuleins, nahm den Ring, drückte

Lora die Hand, und eilte zur Kommerzienrätthin.
An der Thüre ihrer Schlafstube kam Lora ihr
nach. Marie! flüsterte sie, sage nur der Mutter
Nichts von Deiner Verlobung, es könnte sie im
Schlase stören! Hörst Du? —

Marie nickte zustimmend und verschwand hinter
der Portiere der Schlafstube.

Fünftes Kapitel.

Die Kommerzienrät'hinn war eine kluge und auch eine herzensgute Frau, die Jedem das Beste gönnte und wünschte, vorausgesetzt, daß sie keinen Nachtheil und keinerlei Unbequemlichkeiten dadurch erlitt.

Aus einem angesehenen Hause, wohl unterrichtet, nicht ohne Theilnahme für Kunst und Wissenschaft, war sie jung und schön an einen reichen Mann verheirathet worden, der sie liebte und der ihre Kinder in der Hingebung für ihre Mutter auferzog, so daß sie fast nie auf Widerspruch oder auf Hindernisse gegen ihre Wünsche gestoßen war. Das hatte sie mild und sanft, aber auch phlegmatisch gemacht, und ließ sie das geringste Unbequeme schwer empfinden.

Weil ihr zärtlicher Gatte sich stets die Sorge für ihr Wohlbefinden zur Pflicht gemacht, hatte sie nach seinem Tode diese Pflege und Achtsamkeit zu einem wahren Kultus erhoben, und sich daneben aus der Liebe für ihre Kinder noch einen besondern Götzendienst geschaffen. Die Menschen und Dinge, zu denen Paul und Lora sich hingezogen fühlten, wurden ohne Weiteres in den Kreis der mütterlichen Liebe aufgenommen. Sie konnten der vollsten Theilnahme und Förderung von ihrer Seite gewiß sein. Was außerhalb der Neigung ihrer Kinder lag, war für die Mutter nicht wesentlich vorhanden, und die Kommerzienrätthin besaß ein zu sicheres Selbstvertrauen in ihr Herz und in ihr Urtheil, um sich dieser Thatsache nicht gelegentlich sogar zu rühmen. Es sei verständig, sagte sie, den Kreis seiner Anhänglichkeit möglichst zu beschränken, denn die Liebe gleiche einem guten Kaminfeuer: einen mäßigen Kreis könne es durch-

wärmen und erhellen, in zu weitem Raume verflackte es und verzehre sich vergebens.

Indeß so unbedenklich sie sich auf ihre Einsicht in allen wichtigen Sachen verließ, so unsicher war sie bei den Vorkommnissen des praktischen Kleinlebens, weil sie gewohnt gewesen war, diese Dinge mit ihrem Manne zu besprechen, oder sie von ihm im Voraus geordnet zu sehen. Da sie nun bei Paul nicht die Theilnahme und Hülfe wie bei ihrem verstorbenen Manne dafür vorfand, hatte der Diener des Kommerzienrathes ihr Vertrauen und eine große Herrschaft über sie gewonnen.

Ludwig war ihre letzte Autorität und ihr Faktotum. Was Ludwig sagte, das stand fest. An ihn wendete sie sich, so oft ihrer Bequemlichkeit und ihren Gewohnheiten die geringste Gefahr einer Unterbrechung zu drohen schien, und glücklicher Weise war sie dabei nicht schlimm berathen.

Ludwig war unverheirathet, ohne Verwandte

am Orte, und hatte sich also gänzlich in die Interessen der Familie eingelebt, die er, eben weil es in gewissem Sinne seine einzigen waren, mit größtem Eifer und mit größter Strenge verfolgte. Dafür sah er sich aber auch als den Mitbesitzer der Familienehre und Alles dessen an, was äußerlich zum Ansehen und zum Glanz des Hauses beitrug. Seine Herrschaft war für ihn der Mittelpunkt der Welt, aber der Weg zu diesem Mittelpunkte war nur durch ihn zu suchen und zu finden, und er ehrte sich als den Hohenpriester seiner Gottheit.

Er war überhaupt sehr wohl mit sich zufrieden. Trotz seiner funfzig Jahre hatte er es nicht vergessen, daß er ein hübscher Bursche gewesen, als er vor dreißig Jahren in die Dienste seines damals noch unverheiratheten Herrn getreten war; und die freundlichen Blicke der Kammerjungfern, die Heirathspläne, die man noch immer auf ihn baute, gefielen ihm nicht übel. Er hatte sich aber

nicht fangen lassen, sich nicht übereilen, erst Etwas vor sich bringen wollen, ehe er zu einer Heirath schritt; und wenn ihm der zärtlichen Blicke auch jetzt lange nicht mehr so viele zu Theil wurden als vor Jahren sonst, so hatte sich deshalb die gute Meinung nicht vermindert, die er von sich hegte, und er hatte die Ehe keineswegs verschworen. Im Gegentheil! Je reifer und bedächtiger er geworden, um so fester und solider hatte er sich seinen Plan zurechtgelegt.

Er wußte, wie unentbehrlich er der Hausfrau sei, er durfte sich mit gutem Gewissen sagen, sie würde nicht leicht einen Diener finden, der ihr so redlich anhing, als er es that. Was sollte auch aus dem Hause, aus der Equipage, aus den Dienstboten werden, wenn er sie nicht mehr in Obhut hatte, wenn er nicht mehr befohl? Und wo konnte er andererseits das gute Leben und die gute Küche wiederfinden, auf die er so viel hielt? — Bleiben mußte er, so lange

die Kommerzienrät'hinn lebte, das stand fest bei ihm. Bleiben wollte er auch, aber sie mußte ihm dies Bleiben denn auch möglich machen. Er war ein Mensch wie jeder Andre, und Frau und Kinder wollte er für seine alten Tage haben, so gut wie jeder Andre. Indeß Jahr und Tag, die konnte er immer noch damit warten!

Erst wenn die junge Herrschaft aus dem Hause und er der Kommerzienrät'hinn noch unentbehrlicher geworden sein würde, dann dachte er sich eine Frau zu nehmen, und zwar im Sinne und im Interesse seiner Herrschaft. Er war viel zu bedächt'ig und zu gewissenhaft, das erste beste Mädchen in ein solches Haus zu bringen. Es sollte eine Frau sein, die er kannte, die ein solches Loos verdiente, die der Kommerzienrät'hinn wohlgefiel, und das Alles fand sich in Marie vereinigt. Er hatte sie aufwachsen sehen, er wußte was sie werth war, und daß sie mit beiden Händen zugreifen würde, wenn er sich ihr antrug,

daran zweifelte er keinen Augenblick. Er war ja ein ansehnlicher Mann, hatte ein hübsches Kapital zurückgelegt, und daß die Kommerzienrätthin und ihre Kinder reichlich für sie sorgen würden, wenn er und seine Frau bis zu dem Tode der Hausfrau bei ihr blieben, das war mit Sicherheit vorauszu sehen.

Marien Etwas von seinen Absichten zu sagen, hatte er nicht für nöthig gefunden. Nur gegen die Kommerzienrätthin hatte er einmal Etwas wie im Scherze davon verlauten lassen, und obschon sie ihm nicht darauf geantwortet, ja nicht einmal gethan hatte, als höre sie es, so kannte er ihre Art und Weise doch genug, um zu bemerken, daß sie der Sache nicht eben entgegen sein würde. Das war ihm das Wichtigste, denn des Mädchens meinte er sich gewiß. Freilich war er aufmerksam geworden, als der Cousin so häufig zu den Redlichs kam, als Marie öfter denn sonst zu den Eltern hinüberging, und die andren Dienst-

boten von der Liebshaft sprachen, die sie mit dem schönen Berger angesponnen haben sollte. Kaum aber hatte er denselben kennen lernen und ihn über seine Zukunftspläne sprechen hören, als er sich über die eignen Wünsche auch beruhigt fühlte. Denn daß der junge, weitstrebende Mensch schon jetzt an eine Heirath mit der älteren Cousine denken könne, das hielt Ludwig für vollständig unmöglich.

Um so größer waren seine Überraschung und sein Schrecken, als er plötzlich am Neujahrsmorgen von Marien selbst ihre Verlobung erfuhr. Das Theebrett mit dem ganzen Theegeräth schwankte und klapperte, als er es auf den Tisch niederlegte, um es nicht hinfallen zu lassen; aber im Dienste zur Selbstbeherrschung geschult, übte er die schwere Kunst auch jetzt im eigenen Interesse.

3! das ist ja ganz was Neues! sagte er, und machte sich am Büffet bei dem Silberzeug zu schaffen, damit sie ihm nicht gleich in das Gesicht

sehen konnte; das ist ja ganz was Neues! Da wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück.

Marie war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf den Ton zu achten, mit dem er diese Worte hervorstieß. Ich wußte, Sie würden es mir gönnen! sprach sie freundlich, denn sie hatte Ludwig gern, der ihr immer gut begegnet war.

Gönnen? wiederholte er, und hatte nun seine Fassung schon wiedergewonnen, gönnen wollte ich's Ihnen schon von Herzen gern, und wenn ich Ihnen jetzt so ein dreitausend Thaler geben könnte, und wenn Sie mit der Sprache Bescheid wüßten in Paris, und wenn Er vor allen Dingen erst fest dort säße im Brode, so wäre auch weiter Nichts dawider zu sagen. Aber so! —

Warten werden wir freilich müssen, meinte Marie seufzend.

Ludwig zuckte bedenklich die Schultern. Warten? sagte er, lieber Gott! in Paris da wartet-

sich's nicht schlecht für einen hübschen jungen Kerl. Uns ist die Zeit nicht lang geworden, als wir dort gewesen sind, der selige Herr und ich, in seinen jungen Tagen. Aber hier, so für Sie zu warten, bis Sie in die Dreißiger kommen, und immerfort dabei zu denken, wer weiß, was er jetzt dort thut und hat? — Da hätte ich Ihnen auch was Besseres gegönnt.

Marie verstummte, diese Vorstellung war ihr noch nicht gekommen, sie fiel ihr Centner schwer auf das Herz, und sie wußte ihre Gedanken weder zu bannen noch zu meistern. Es war ihr lieb, daß die rastlose Glocke der Kommerzienrät'hinn ertönte und sie schleunig fortrief.

Die Kommerzienrät'hinn hatte die Nacht wenig geschlafen. Sie hatte Kopfsweh bekommen, das sie immer den halben Tag auf dem Sopha festhielt, so oft es sie befiel. Dazu war ihr auch der Fuß über Nacht stark angeschwollen, und der herbeigeholte Arzt gab die Verordnung, mit den Um-

schlügen ununterbrochen fortzufahren. Das war nun Alles sehr unangenehm, und doppelt unangenehm grade an diesem Tage, denn Paul und Lora hatten es gestern zugesagt, in einer befreundeten Familie an einer Darstellung lebender Bilder Theil zu nehmen, die man auf dem Balle ganz in der Eile für den Neujahrsabend beschlossen. Sie brauchten dabei eine Menge Vorrichtungen für ihr Kostüm, es mußten Stoffe aus der Garderobe hervorgesucht, mancherlei zusammengeholt, Vieles noch schnell genäht werden, sollte es bis zum Abende fertig sein, und obschon Lora daran dachte, für ihre Person sich von der Theilnahme an den Bildern los zu sagen, wollten weder Paul noch die Mutter davon hören. Indes Lora konnte es nicht über das Herz bringen, Marie heute so ohne Weiteres an der Arbeit und im Dienste festzuhalten, und nachdem die Kommerzienrätthin sich hatte ankleiden lassen, und mit den Kindern bei dem Frühstück saß, sagte Lora, da Marie der

Mutter Alles bequem gemacht und ihr zuletzt noch die wollene Decke über die Füße gebreitet hatte: Mama! nun Alles in Ordnung ist, muß ich Dir auch eine große, große Neuigkeit erzählen. Rathe einmal, wer Braut ist?

Wie kann ich das wissen, Kind! meinte die Mutter.

Nun rathe einmal: eine ganz Bekannte!

Quäle doch die Mama nicht! wendete Paul ein, Du weißt, das Sprechen taugt ihr Nichts beim Kopfsweh.

Aber Lora hatte sich jetzt in die Idee einer Überraschungsscene hineingelebt, sie stand auf, nahm Marie, die noch im Zimmer beschäftigt und höchst verlegen war, bei der Hand, und sagte: Hier ist die Braut! Unsere Marie ist Braut mit ihrem Cousin Karl, und gestern war die Verlobung!

Glück auf Marie! rief Paul freundlich, die Kommerzienrätthin aber meinte: Lora! was für

ein schlechter Spaß! Du weißt, mir thut der Kopf weh!

Nein Mama! gewiß, die Marie ist Braut mit ihrem Cousin, sie hat's mir gestern Abend gleich gesagt! erklärte Vora, während das Mädchen herantrat, der Herrinn die Hand zu küssen.

Also wirklich? fragte die Kommerzienrätthinn, Gott! welche Thorheit Marie! und ohne vorher ein Wort zu sagen!

Marie war blaß geworden und stand sprachlos da. Beide Geschwister empfanden Mitleid mit ihr. Und hat Dein Bräutigam sein Auskommen? fragte Paul, um den Mißmuth der Mutter zu verdecken.

Diese gönnte Marien aber gar nicht die Zeit zur Antwort. Was heißt das, sein Auskommen? wiederholte sie. Der Mensch ist nicht Meister, Ihr wißt es ja, er ist ein Handwerksgefell, ein Wanderbursche, ist obenein viel jünger als Marie. Ich habe ihn einmal gesehen. Und ver-

wöhnt wie die Marie es ist, in dem bequemsten Leben hier bei uns, was soll die mit einem Handwerker anfangen? Abgesehen davon, daß ich es sehr herzlos und undankbar von ihr finde, einen solchen Schritt zu thun, ohne mich vorher darum zu fragen, da ich wie eine Mutter an ihr gehandelt habe.

Sie war heftig geworden, fuhr mit der Hand nach der schmerzenden Schläfe, und sagte dann kurz: Laß die Rouleaux herunter! ich kann das Licht nicht ertragen.

Lora vollzog schnell den Befehl, Paul verließ das Zimmer, Marie setzte sich an das Fenster, wo es grade hell genug war, zur Noth eine Arbeit machen zu können, und fing an, ein schwarzes Nieder, das Lora für den Abend haben wollte, mit Goldtressen zu besetzen, während das Fräulein selbst sich einen Schleier zum Kopftuch ordnete und faltete. Aber es ließ Lora keine Ruhe. Sie konnte es nicht verschmerzen, daß sie, wenn auch

unwillkürlich, den Anlaß zu diesem unangenehmen Auftritte gegeben hatte, sie konnte auch Marie hier nicht so traurig mit der Arbeit sitzen sehen.

Vorsichtig, die im Halbschlaf ruhende Mutter nicht zu wecken, trat sie an die Jungfer heran, und sagte leise: Marie! geh nur mit der Arbeit in Deine Stube, damit Du da bist, wenn Dein Bräutigam kommt, ich bleibe bei der Mutter. Und sieh zu, ob Du nicht die Näherinn holen lassen kannst, daß Du nicht so den ganzen Tag zu sitzen brauchst. Schicke doch Deine Schwester aus, irgend Jemand wird zum Nähen doch zu finden sein.

Wie gut sind Sie! sprach Marie und streichelte des Fräulein's Arm, gerührt von Lora's so natürlichem Empfinden. Sie wäre für dieselbe in diesem Augenblicke durch das Feuer gegangen, denn sie hatte einen liebevollen Zuspruch sehr nöthig gehabt.

Sechstes Kapitel.

Müde von der Nachtwacht, bleich, abgespannt und niedergeschlagen saß sie umgeben von Maskenfitter in ihrer Stube, als ihr Bräutigam kam. Er war betroffen bei ihrem Anblick und unwillkürlich rief er: mein Gott! wie siehst Du aus?

Ich habe die Nacht gewacht! antwortete sie, und begann zu erzählen, was vorgefallen war, begann ihr Herz auszuschütten, von Allem was ihr geschehen. Den ganzen Druck der Dienstbarkeit, den sie empfunden, die ganze Unzufriedenheit, welche seit Monaten sich ihrer bemächtigt, alle die kleinen und doch wuchtenden Qualen sprach sie mit der sich steigenden Heftigkeit und Schnelle eines Menschen aus, der zum erstenmale sein Herz entlasten darf. Es war ihr eine Wollust zu denken,

Karl müsse das jetzt Alles mit empfinden, ihr Bräutigam müsse jetzt mit ihr leiden, ihr tragen und rathen helfen. Sie vergaß, daß ein Jüngling Freude zu finden hofft bei seiner Braut, nicht diese Klagen und solche Thränen. Je länger sie sprach, je mehr verdüsterte sich sein Gesicht. Marie nahm es für den Ausdruck seines Mitleids, indefs er hatte ein entschiedenes Mißgefühl ihr gegenüber in diesem Augenblicke. Er mußte sich immer sagen: das ist meine Braut, und fragte sich daneben unwillkürlich: wie ist das denn möglich? Sie hatte ihn nicht umarmt, sie war ihm nicht voll Freude entgegengekommen, es war das grade Gegentheil geschehen von Allem, was er sich vorgestellt hatte. Um den Klagen nur ein Ende zu machen, rief er: das ist aber doch ein schlechter Empfang für einen Bräutigam!

Marie hielt inne, raffte sich zusammen und warf sich ihm an die Brust, jedoch nur um bitterlich zu weinen. Ach! seufzte sie, die Freude muß

Einem wohl vergehen! Was habe ich Alles hören müssen? Ich sei zu alt für Dich, Du hättest Dein Auskommen nicht sicher, ich wäre verwöhnt, und könnte mit einem Handwerker, mit einem Wanderburschen Nichts anfangen! — — Du würdest Andere finden, mir untreu werden — —

Karl wurde roth und blaß, jedes Wort, das Marie sprach, verstimmte oder fränkte ihn. Was er sich die Nacht in schlafloser Unruhe nicht einzugestehen gewagt, daß es für ihn sehr früh gewesen, sich zu verloben, das hatten andere ruhige, verständige Menschen auch gedacht. Es war also richtig! es war richtig! Aber was nun?

Seine Braut hing an seinem Halse und weinte und verlangte Trost von ihm, während sie ihm all' die harten Dinge rückhaltslos wiederholte, die man gegen ihn ausgesprochen hatte! Er hätte sich losreißen und fortstürzen mögen, hätte er sie nicht so lieb gehabt, hätte er nicht Mitleid mit ihr em-

pfunden, weil sie so elend aussah an dem Morgen, und weil das Dienen gar so schwer war.

Er faßte sie um und streichelte sie. Küssen konnte er sie nicht, dazu war sie ihm zu traurig, dazu hatte er auch zu viel bittere Dinge heute aus ihrem Munde hören müssen. Sei still! sagte er, das Alles hat ja nun auch das Längste gedauert.

Das Längste gedauert? sprach sie ihm nach. Ja! wenn wir erst wüßten, wie es mit Dir ist, wenn Du erst fest sähest in Paris! — Aber wer weiß —

Fängst Du wieder die unglückliche Vitancy Deiner Kommerzienrätthin an? unterbrach sie Karl ungeduldig. Ihr kann ich's nicht verwehren zu denken, was sie will; Du solltest doch aber wissen, wer ich bin und was Du an mir hast?

Er konnte seinen Zorn nicht verbergen und wendete sich von ihr ab. Das brachte Marie endlich zur Besinnung. Sie richtete sich auf, nannte ihn ihren Erlöser, ihren Engel, sie küßte ihn mit

einer Zärtlichkeit, die ihm wieder das Herz erwärmte, und er betheuerte, sie solle nicht lange auf ihn zu warten brauchen, er werde den Leuten es schon zeigen, daß er Mann's genug sei, eine Frau zu ernähren, die er liebe. Ihre Zärtlichkeit steigerte sich, sie wurden Beide jetzt einander erst recht froh und sicher.

Mach' nur, daß Du für ein paar Stunden heute frei wirst, sagte er endlich, damit wir diesen letzten Tag noch zusammen sein können, denn ich habe mir es überlegt, es ist besser, ich gehe gleich heute noch mit dem Nachtzuge fort. Je länger hier, je später in Paris, und ich muß und will ja vorwärts.

Er war freundlich bei diesen Worten, Marie aber hörte kaum von der nahen Trennung sprechen, als sie gleich wieder in ihre Klagen, und von diesen in ihre Befürchtungen zurückfiel. Das drückte den jungen Mann und war ihm zuwider. Über ein Unabänderliches, Nothwendiges zu klagen, war gegen seine Natur, und nur mit Mühe gewann

er's über sich, Marie nicht darum zu schelten, sondern sie tröstend aufzurichten.

Als er sie verließ, war Marie erheitert, ihm aber lag eine nie gefühlte Dumpsheit auf dem Herzen. Es war ihm überhaupt unbehaglich zu Sinn, es war Alles ganz anders, als er es erwartet hatte. Bei Marien konnte er nicht bleiben, denn die Kommerzienrätthin bedurfte ihrer Pflege, als Lora in die Probe fuhr. Meister Redlich und die Frau sprachen von der Hochzeit und vom Hausrath, als hätte er nur an der nächsten Ecke Stube und Kammer zu miethen wie sie, und das gleiche kümmerliche Dasein fortzuführen. Was sollte er dazu sagen? — Von seinen wenigen Bekannten war der Abschied bereits am Abende vorher genommen, zu thun hatte er in der Stadt Nichts mehr, und dazusitzen, hundert Schritte von seiner Braut, und sie nicht zu sehen, das machte ihn erst recht unmuthig. Es war so Vieles, was er ihr zu sagen hatte, er wollte ihr vor allen

Dingen beibringen, daß sie nicht zaghaft sein, daß sie heiter und zuversichtlich an ihn glauben müsse. Er hatte im Grunde nie recht von sich mit ihr gesprochen, sie hatten sich fast nie allein gesehen, und nun sollte er fort und sollte sie auch jetzt nicht einmal ein paar Stunden für sich selber haben.

Zwei-, dreimal ging er von den Schwiegereltern zu Marie hinüber, sehen, ob sie noch nicht frei, ob sie noch nicht in ihrem Zimmer wäre? Als er das eine Mal wieder durch die Küche ging, wünschten die anderen Dienstboten ihm Glück. Er mußte ihnen förmlich, und gegen seinen Willen, Rede stehen. Die Köchinn meinte, daß er jünger sei, schade gar Nichts, ein paar Jahre, das sei kein Unterschied, das gleiche sich nachher ganz aus.

Ja! meinte Ludwig, der zufällig vorüber kam und stehen blieb, wenn der Mann älter ist, meinetwegen zwanzig und fünf und zwanzig Jahre, das schadet Nichts! Aber so? Und die Marie ist schwächlich.

Die Köchinn leugnete diese Thatsache, das neidische Hausmädchen griff sie jedoch mit Freuden auf. Krank ist sie nicht grade, sagte sie, aber sie doktert doch immerfort.

Ach, das giebt sich! sagte die Erstere. Das Theetrinken und Tropfennehmen hat sie sich nur von unserer Kommerzienrätthin angewöhnt, die kann ja nicht leben, ohne die Medizinflasche; und die Stärkste freilich ist die Marie auch nicht. Das kommt aber von der sitzenden Lebensart. Wenn die nur erst ihre zwei, drei Kinder hat, so wird sie dick und fett.

Karl hörte das Alles mit an, es klang nicht wohl für das Ohr eines Bräutigams. Er war in der Küche unter diesen Leuten überhaupt nicht an seinem Plage. Drüben bei der Tante vermittelten die Familienliebe und die Güte seiner Verwandten, ihre Bildung mit der seinen, hier fühlte er sich selbst von der Redeweise der Dienstboten zurückgestoßen. Ja, es verdroß ihn schwer, daß

sie seine Braut wie ihres Gleichen ansahen und besprachen; und hätte er gewußt, wie sehr sie Recht hatten mit den Behauptungen über Mariens Kränkeln, er wäre noch übler daran gewesen.

Obschon sie nämlich nicht krank war, hatte Marie, wie die Hausfrau, fast immer über ihr Befinden zu sprechen und zu klagen; denn die dienende Klasse nimmt viel leichter die üblen Gewohnheiten und Fehler, als die guten Eigenschaften ihrer Herrschaft an, und das ist ganz natürlich. Sie erleidet in den Häusern der Reichen und Vornehmen so oft alle schädlichen Einflüsse einer falschen Kultur, ohne daß ihr die Vorzüge der wirklichen Bildung, der geistigen Erziehung zu Theil werden, durch welche der Nachtheil jener falschen Kultur aufgehoben oder ausgeglichen werden kann. Vora war durch verständige Pflege und Abhärtung des Körpers, durch Gewöhnung zur Selbstbeherrschung, ein ferngesund, frisches Mädchen geworden, während Marie, sich selbst überlassen, in derselben

Umgebung sich verweicht und sich nervös und reizbar gemacht hatte. Ja, Marie wußte sich Etwas damit, keine robuste Gesundheit zu haben, und weit davon entfernt, wie der Gebildete gegen solche Schwäche anzukämpfen, ließ sie sich in derselben mit Wohlbehagen gehen, weil diese Art von halber Kränklichkeit ihr als ein Recht der höhern Stände, mit einem Worte, weil sie ihr vornehmer erschien als die Gesundheit. Sie gefiel sich nie besser, als wenn sie bleich ausah, sie fand, das machte interessant. Sie dachte nicht daran, daß sie an diesem Morgen mit ihrer Blässe, mit ihren Klagen, ihren Thränen einen üblen Eindruck auf ihren Bräutigam gemacht haben könne, es war ihr vielmehr lieb, daß er es nun einmal mit eignen Augen angesehen, was Dienen auf sich habe, und sie saß im Grunde weit gelassener in der halbdunklen Stube der Kommerzienrätthinn, als Karl drüben bei ihren Eltern.

Die Mutter hatte zu thun, der Vater trug

noch Arbeit fort, Sophie und Hanne liefen umber, eine Näherinn zu suchen. Karl war allein. Er las im Kalender, er besah die Verlobungs- und Pathenkarten am Spiegel, er thaute mit der Hand das Fenstereis auf, und schaute hinaus auf den Hof, ob keines der Mädchen mit einer Näherinn zurückkäme. Er hielt's nicht aus vor Ungeduld, vor Sehnsucht. Hatte er selbst es doch nicht gewußt, daß er so sehr hänge an Marien.

Es schlug halb Eins, es wurde ein Uhr, Sophie und Hanne fehrten heim, sie hatten Nichts ausgerichtet. Die Mutter wartete mit dem Essen, der Vater und sie wollten in die Kirche, sie waren Alle verdrießlich, am Verdrießlichsten war Karl. Er sollte sich mit den Andern zu Tische setzen, aber er konnte es nicht. Er hatte keinen Hunger, nur Ärger, und Zorn zuletzt. Er verwünschte die Tableaux, die Probe, die Kommerzienrätthinn und das Fräulein. Es half ihm Nichts.

Marie konnte in diesem Augenblicke weder

von der Arbeit noch von der Kranken fort, und auch für den Abend war keine Aussicht dazu vorhanden. Das Hausmädchen, das sie ersetzen sollte, mochte die Hochzeit nicht aufgeben, zu der sie geladen war, die Köchinn war im Krankenzimmer so wenig zu brauchen, daß die Kommerzienrätthin nicht daran denken mochte, wie sie die Bedienung derselben in den paar Stunden ertragen sollte, während welcher Vora Abends die Kammerjungfer im Hause ihrer Freunde zum Ankleiden bedurfte. Jeder war in seinem Rechte. Alle stimmten darin überein, daß Marie heute für die Herrschaft nicht zu entbehren sei; Alle beklagten es, aber Alle hatten ein Morgen für sich, nur Karl hatte kein Morgen, Karl mußte fort am Abend.

Mitten im Gespräche der Eltern stand er auf und ging in Mariens Zimmer, um nur nicht mehr darüber sprechen zu hören, daß es nicht anders sein könne, und um nun einmal auf einem andern Fleck zu warten. Aber kaum hatte er sich dort nieder-

gesetzt, so traten seine Braut und das Fräulein von der entgegengesetzten Seite in die Stube ein.

Karl stand auf und wollte sich entfernen. Verzeihen Sie! sagte er zu dem Fräulein, ich wartete auf meine Braut.

Nein! nein! sagte Lora, gehen Sie doch nicht fort. Ich komme eben erst nach Hause und höre, daß Marie keine Näherinn gefunden hat und also nicht hinüber kann.

Sie hielt inne, als erwarte sie, Karl werde Etwas sagen, er machte aber nur eine Verbeugung. Lora wußte nicht, was das heißen sollte.

Wäre nur meine Mutter nicht unwohl, und brauchten wir die Marie heute nicht so nöthig, fing sie wieder an, so würden wir sie ja keinen Augenblick hindern, bei Ihnen zu sein, aber jetzt —

Karl ließ sie nicht zu Ende sprechen. Ich weiß es, sagte er, und ich will Marie auch nicht von ihrem Dienste abhalten. Ich bitte um Vergebung, ich gehe gleich.

O! rief Lora, so war es ja nicht gemeint. Ich bat nur, Sie sollten nicht böse sein, daß wir Ihnen die Marie heute nicht lassen können. Es thut uns Allen, es thut mir sehr leid, das weißt Du auch, Marie! sprach sie, sich zu derselben wendend. Aber dafür, daß Dein Verlobungstag so traurig ist, Marie! sollst Du die lustigste Hochzeit bei uns haben. Ganz gewiß, Marie!

Marie dankte lächelnd, Karl war still. Lora sah darin einen Ausdruck seiner Unzufriedenheit, und ihn in bessere Laune zu versetzen, fragte sie: Marie! hast Du denn Deinem Bräutigam den Verlobungsring schon gegeben?

Das Mädchen verneinte es, sie hätte es Morgens in der Eile ganz vergessen. Nun! so gib ihn ihm jetzt! meinte Lora, den Ring muß er doch haben!

Marie ging an ihre Kommode und holte das Kästchen heraus, in das sie am Abende den Ring gelegt. Aber kaum hatte sie ihn aus der Watte

herausgewickelt, als Vora ihr denselben fortnahm. Sieh her! sagte sie, trat mit ihrer lebhaften Freundlichkeit an Karl heran und steckte den Verlobungsring dem Überraschten an den Finger. So! sprach sie, und nun haben Sie unsere alte Marie auch nur recht lieb, denn sie ist sehr gut, und gern lassen wir Alle sie nicht fort.

Dabei traten ihr, so scherzhaft sie es sagte, die Thränen in die Augen, sie faßte Marie um, was sie nie gethan hatte, küßte sie, gab Karl die Hand und eilte mit den Worten: Sein Sie nur nicht böse auf uns, Herr Berger! zur Stube hinaus.

Karl sah ihr schweigend nach. Ist das nicht ein Engel? rief Marie. Er antwortete ihr nicht. Glaube mir, fuhr sie fort, hinge es von ihr ab, sie ließe mich gehen, und auch die Kommerzienrätthin ist im Grunde sehr gut, und Paul vollends. — Gestern, in der Freude, daß ich Braut sei, gab das Fräulein mir ihren eignen Verlobungsring. Die Amme schenkte ihn ihr. Sie

kann sich freilich zehn Andre machen lassen, und erst wollte ich ihn auch gar nicht nehmen. Ich dachte, es tauge nicht, sie bestand indessen darauf, und schwer ist er und sehr schön.

Sehr schön! wiederholte Karl.

Und er paßt Dir auch! und er gefällt Dir?
Wer? fragte er.

Der Ring! antwortete Marie. Aber, Karl! wie kommst Du mir denn vor, Du bist ja wie im Traume?

Er sah sie an, als habe er wirklich bis dahin ihr nicht zugehört, und wie aus einer Zerstreung erwachend, fragte er: Also das ist nicht Dein Ring, das ist Deines Fräuleins Ring?

Marie schüttelte ungeduldig den Kopf. Du hast es ja gehört, sie hat ihn mir geschenkt.

Karl zog den Ring vom Finger, sah ihn an, betrachtete ihn von außen und von innen, als suche er Etwas daran, und steckte ihn dann schweigend wieder an den Finger.

Marie konnte ihn nicht begreifen. Sie erwartete, er werde ihr von dem Ringe sprechen, den er ihr zu geben hatte, sie glaubte, er überlege, wo er am Feiertage einen Verlobungsring kaufen solle, aber er dachte in dem Augenblicke nicht an diese Liebespflicht.

Ja! sagte er mit einem Male, sie ist gut und schön! Indeß er freute sich weder der Güte noch der Schönheit Lora's, sie drückten ihn nur, er wußte es sich selber nicht zu deuten. Er kam nicht aus den peinlichen Empfindungen heraus. Obschon er nun bei seiner Braut war, obschon Marie in ihrer Stube bleiben konnte, weil Lora die Mama bediente, kam doch keine rechte Ruhe, kein Behagen über ihn.

Alle Viertelstunde ging Marie nach frischem Wasser und trug die Umschläge zu der Kranken hinein. Inzwischen schickte Paul wegen seiner Hutagraffe zu Marien; man war nicht eines Augenblickes sicher, nicht eines Augenblickes Herr.

Und da zu sitzen, in der Stube seiner Braut, auf sie zu passen als ein Geduldeter, bis sie wieder frei war, das dünkte Karl bald vollends unerträglich. In solcher Stimmung und Verfassung hatte er sich nie zuvor empfunden.

Als er eine Weile da war, kam Paul zu Marien, offenbar in der guten Absicht, ihren Bräutigam zu sehen und ihm Glück zu wünschen. Er sprach freundlich zu Karl von seiner Braut, er redete mit ihm über seine Kunst und seine Pläne, indessen gegen seine Gewohnheit war er eilig, und die Unterhaltung wurde stehenden Fußes abgemacht, wie von einem regierenden Herrn. Als er fortging, wendete er sich in der Thüre nochmals um. Ich hätte es bald vergessen, sagte er, Marie, Du behältst doch Deinen Bräutigam zu Mittag bei Dir? Mama läßt Dir sagen, sie hätte angeordnet, daß man Euch das Essen in Deine Stube schickt.

Marie war voll Dank und Freude darüber,

auch Karl war es willkommen, denn es war spät am Tage und er hatte Hunger. Dennoch meinte er auch hier den fränkenden Ton der Begnadigung herauszufühlen, obschon er es nicht aussprach. Marie aber deckte sauber für sie Beide auf, und war so heiter bei der Mahlzeit, wie Karl sie eigentlich noch nie gesehen hatte. Sie pries ihm die Speisen an, die sie aus der Küche holte, man schickte ihnen Wein und Kuchen von der Herrschaft Tafel, Marie trank seine Gesundheit, trank auf das Wohl der Herrschaft und auf eine glückliche Zukunft, sie war recht von Herzen froh, und merkte es darum nicht, daß Karl ihr nicht gleich kam in seiner Heiterkeit, so freundlich er ihr zusprach und begegnete.

Daß sie es nicht fühlt! dachte er, und hätte hinzusetzen mögen: wohl ihr, daß sie es nicht fühlt! denn ihm wurde im Innern immer weher bei diesem Mahle. Er kam sich wie ein Gefangener vor, so thöricht er selber die Empfindung

nannte. Er hätte fort sein mögen aus diesem Zimmer neben der Krankenstube, in dem man leise sprechen mußte. Drüben bei den Eltern, bei Kartoffeln und Salz würde ihm wohlter gewesen sein mit seiner Braut, als bei dem Abhub dieser reichen Tafel. Er mußte einstimmen in das Lob ihrer Herrschaft, wollte er Marie nicht kränken, aber er liebte diese Herrschaft nicht. Niemals war ihm das eigentliche Dienenmüssen so traurig entgegengetreten, als an diesem Tage, niemals war er zufriedener darüber gewesen, als in dieser Stunde, vor Dienstbarkeit bewahrt zu sein, und eine selbstständige, freie Zukunft vor sich zu haben.

So kam der Abend heran, und die Stunde, in welcher Marie mit Lora und Paul zu dem Feste fahren mußte. In dem Zusammenpacken der verschiedenen Gegenstände, die sie für die Herrschaft mitzunehmen hatte, in dem Hin- und Hergehen entschwanden die letzten Augenblicke, welche dem Brautpaare vor der Trennung gegönnt waren.

Marien preßte der Gedanke an den Abschied das Herz zusammen, zum Weinen kam sie nicht in der Unruhe, in der sie sich befand. Karl lehnte an dem Fenster und sah, wie sie herumhandlierte, die Päckchen ordnete und in die beiden Körbe legte, wie sie Hut und Mantel für sich aus dem Schranke nahm, und wie im Hofe der Kutscher die Laternen anzündete an dem Wagen.

Da fährt der Wagen vor! sagte er endlich gepreßt!

Ja! antwortete Marie.

Er gab ihr den Mantel um, sie setzte den Hut auf.

Marie! rief Ludwig zur Thüre hinein, Na! machen Sie doch fort, das Fräulein ist schon unten!

Gleich! gleich! entgegnete sie und warf sich Karl an die Brust. Leb wohl! sagte sie, Gott! daß ich nun fort muß!

Er küßte sie, es war ihm angst und beklemmen, er war mehr gepeinigt als traurig, er

konnte sie nicht aus seinen Armen lassen und konnte ihr doch Nichts sagen.

Marie! Na! Marie! rief Ludwig wieder.

Ja! ja! ich komme ja schon! antwortete sie. Sie küßten sich noch einmal. Sei mir treu, und vergiß mich nicht, und schreibe mir bald! schluchzte sie, während er ihr die beiden Körbe zusammenstellte, und sie damit nach der Thüre ging.

Er konnte nicht antworten, es lag ihm so dumpf in Kopf und Herzen. Er konnte sie nicht einmal begleiten, sondern blieb am Tische neben der Thüre in sich versunken stehen.

Der Wagen rollte zum Portale hinaus, Karl war noch immer auf demselben Flecke und sah die leere Stube an; Kleidungsstücke, Nähgeräth und Maskenflitter lagen vor ihm durcheinander auf den Stühlen umher. Das ganze Zimmer, das sonst so sauber gehalten wurde, war ihm in dieser Unordnung fremd und melancholisch. Er mußte machen, daß er fortkam.

War das ein schlechter Tag! sagte er, als er das Licht auslöschte und das Zimmer verließ, ist das ein trübseliger Anfang!

In des Meisters Wohnung waren die Andern beisammen. Sie wollten er solle da bleiben, aber er hatte auch bei ihnen heute kein Behagen, keine Ruhe. Unter dem Vorwande, daß er am Morgen beim Herausnehmen seiner guten Kleider den ganzen Koffer in Unordnung gebracht und daß er ihn neu zu packen habe, ging er nach schnellem Abschied fort.

Um elf Uhr, als Marie nach Hause kam und des Fräuleins griechisches Kostüm in die Garderobeschränke einschloß, gab auf dem Bahnhofe die Lokomotive das Signal zur Abfahrt, und Karl athmete tief auf in der kalten, frischen Nachtluft, durch die er dahin sauste auf dem Wege nach Paris.

Siebentes Kapitel.

Am zweiten Tage des Quartals, so war es die Hausordnung, hatte Ludwig immer die Miethe der Hofwohnungen einzuliefern. In seinem blauen Frack mit den blanken Knöpfen, das braune, leicht mit grau gemischte Haar vorn hoch aufgebürstet in ein stattliches Toupee, und an den Seiten sorgfältig mit dem Backenbarte um die vollen Backen gelegt, stand er neben dem Schreibtisch seiner Herrinn und legte die einzelnen Geldröllchen, mit den Namen der Miether bezeichnet, vor ihr auf den Tisch. Gewöhnlich machte die Miethe der Redlich's den Anfang bei seiner Ablieferung, bei der er es an gelegentlichen Bemerkungen über die verschiedenen Familien niemals fehlen ließ. Diesmal aber hatte er vom andern Flügel an-

gefangen und händigte dann zuletzt die fünfzehn Thaler des Schneidermeisters aus.

Da ist auch das Geld von Nedlich's! sagte er, die sind noch ganz voll von der Verlobung.

Die Kommerzienrät'hinn legte die Feder nieder, mit welcher sie die Miethe eintrug. Es war das die einzige Verwaltungsmühe, welcher sie selbst sich unterzog, weil der Ertrag der Hofwohnungen, die man allein vermiet'ete, von jeher für Vora bestimmt gewesen war.

Ja! diese Thorheit! meinte sie kopfschüttelnd, ich weiß nicht, was das Mädchen sich dabei denkt? Haben Sie davon gewußt, Ludwig?

Daß sie sich's in den Kopf gesetzt hatte, das konnte Jeder sehen, Frau Kommerzienrät'hinn! Daß sie's durchführen würde, das habe ich nicht gedacht, und das glaub' ich auch noch heute nicht!

Er bückte sich dabei und hob einige Papierschnitzel von der Erde auf, die beim Öffnen der Geldrollen hingefallen waren.

Was heißt das, Sie glauben es nicht? fragte die Hausfrau.

Ja! lieber Gott! das kann man nicht so sagen; aber ich glaub' es nicht, Frau Kommerzienrät'hinn!

Sie ist doch aber Braut!

Ist schon Manche Braut gewesen, Frau Kommerzienrät'hinn! meinte Ludwig achselzuckend und lächelnd.

Die Kommerzienrät'hinn wurde aufmerksam. Ich habe heute mit ihr gesprochen und ihr vorgestellt, wie undankbar ich's finde, sagte sie, daß sie mich auf meine alten Tage verläßt. Ich habe sie auferzogen, um, wenn die Kinder sich einmal verheirathen, einen treuen Menschen um mich zu haben, und nun will sie davon gehen!

Frau Kommerzienrät'hinn! noch ist sie nicht gegangen! sagte Ludwig in seinem gewohnten langsamen Tone, jedes Wort scharf hervorhebend.

Im Betreff des Heirathens verstand die

Kommerzienrätthin keinen Spaß. Sie sah ihn ernsthaft an. Der Gedanke, daß der Bräutigam ihrer Jungfer dem Mädchen, das sie erzogen und das es so gut bei ihr hatte, das Wort brechen, daß er Marie sitzen lassen, sie unglücklich machen könne, empörte sie, so ungern sie sich von ihr trennen wollte. Lebhafter, als es ihre Art war, fragte sie: Er ist also ein Taugenichts, der Berger?

Nein, Gott bewahre, Frau Kommerzienrätthin! Er ist ein sehr reputirlicher, man kann sagen, ein ganz anständiger Mensch. Er will sogar hoch hinaus und er wird's auch zu was bringen, wie ich mich auf die Menschen verstehe! Nur grade so Einer —

Er hielt inne, die Hausfrau sah ihn fragend an, aber er folgte der schweigenden Aufforderung zu sprechen nicht. Erst als sie ihm ausdrücklich zu reden befahl, sprach er zögernd: Frau Kommerzienrätthin! ich will Nichts gesagt haben, aber

der Berger nimmt sie nicht. Ein Mensch, der Etwas auf sich hält, der läßt sich eine Frau nicht so mir Nichts dir Nichts an den Kopf werfen, wie sie's drüben gethan haben. Er hat fortgewollt und hat an Nichts gedacht. Sie ist ja auch nicht mehr für so einen jungen Menschen! Und die paar Hundert Thaler! — — Ja! hier für unser Einen, da hilft's schon mit durch; aber für den, der nun gar Nichts im Sinn hat als die eigne Fabrik — dem ist das wie ein Tropfen auf 'nen heißen Stein. Der muß viel Geld haben und kann in Paris auch Andere kriegen. Der Berger, der nimmt sich keine Kammerjungfer hier aus Berlin!

Die Kommerzienrätthin hatte ihm aufmerksam zugehört. Durch Fragen und Wiederfragen erfuhr sie den ganzen Hergang der Verlobung, wie Hanne ihn der Köchin und die Köchin ihn dem Diener erzählt, und mitleidig sagte sie: Das thäte mir leid, denn sie liebt den Menschen und ich

gönne ihr alles Gute, wenn schon sie sich nicht benommen hat, wie ich's von ihr erwarten durfte. Ich muß gleich mit ihr reden. —

Ja nicht! ja nicht! rief der Diener und trat mit erhobener Hand schnell einen Schritt vorwärts. In demselben Augenblicke faßte er sich aber auch schon wieder, und mit seiner gewohnten rüchhaltenden Weise sagte er: Frau Kommerzienrätthin! wenn ich mir unterstehen darf eine Meinung zu haben, so sagen Sie ihr Nichts. Heute und die erste Zeit glaubt sie's doch nicht. Aber wenn ihr so in Jahr und Tag allmählich der Glaube in die Hand kommen wird, dann wird sie schon eher mit sich reden lassen. Es findet sich denn auch wohl ein Anderer für sie, mit dem sie zufrieden sein kann, und sie schlägt sich diesen aus dem Sinn.

Er wandte sich dabei ab, ging an den Tisch, räumte das Frühstückzeug zusammen, und verließ ohne eine Antwort zu erwarten, das Zimmer,

denn er meinte, er wäre schon verstanden worden, und darin hatte er sich nicht geirrt.

Die Kommerzienrätthin, in deren Art es überhaupt nicht lag, sich viel um die persönlichen Angelegenheiten ihrer Dienerschaft zu kümmern, sprach mit Marie nicht weiter über deren Verlobung. Paul fragte noch einmal ausführlich um die Verhältnisse und Aussichten ihres Bräutigams, dann dachte er seiner Seits auch nicht mehr daran, und nur Vora ließ sich mit mädchenhafter Theilnahme häufig von Karl, von Mariens Liebe und von ihrer einstigen Ehe unterhalten.

Da man Marie nicht mehr durch Einwendungen gegen ihre Verlobung beirrte, wichen die Bedenken, welche man in ihr selbst angeregt, bald vor dem Gefühl der Liebe, das sie glücklich machte; kamen dazwischen jene trüben Vorstellungen ihr doch noch bisweilen in den Sinn, so trugen sie nur dazu bei, sie fester an den Bräutigam zu binden, dem man Unrecht gethan, und den man

ihr beneidete. Sie waren übereingekommen, daß Karl nicht schreiben solle, bis er Ruhe und einen Überblick über seine Verhältnisse gewonnen haben würde, aber Marien ward die Zeit dieses Schweigens gar nicht lange. Fest und tief in ihrer Liebe, fühlte sie sich zu gleicher Gegenliebe berechtigt, und ihr träumerisches, sinniges Wesen machte ihr die Sehnsucht süß. An ihn zu denken, sich vorzustellen, was er treibe, ihm im Geiste vorzu- erzählen, was sie dachte und beschäftigte, war ihr eine nicht verfliegende Quelle stiller Freude. In ihrer kleinen Stube, in der sie als Braut mit ihm geseßen, da lebte er mit ihr, und emsiger als je bei ihrer Näharbeit, war sie heiter, wenn man sie allein in ihrem Zimmer ließ.

Das Fräulein begriff weder Mariens Heiterkeit, noch ihr geduldiges Warten, oder gar die stille Wollust der Sehnsucht, in der die neue Braut sich wiegte. Lora war es und nicht Marie, welche Berger anklagte, daß er nicht schon von Köln

geschrieben, daß er nicht gleich bei seiner Ankunft in Paris Nachricht von sich gegeben habe. Sie zählte die Tage seit seiner Abreise, denn sie war unbeschäftigt, und der kleine Roman in ihrer Nähe unterhielt sie.

Du liebst den Berger nicht, Marie! sagte Lora eines Tages, sonst müßtest Du böse sein, daß er Dir nicht schreibt.

Marie lächelte dazu. Ich bin nur kein Fräulein! sagte sie. Unser Eins muß warten lernen und Geduld haben von Jugend an. Der Karl ist ja auch nicht sein eigener Herr. Er wird schon schreiben wenn er Zeit hat! — Und weder Lora's Ungebuld noch ihr eigenes Herz vermochten die geduldige Zuversicht der Braut zu trüben.

Endlich nach vierzehn Tagen trafen die ersten Nachrichten von Berger ein. So ruhig Marie sich bis zur Ankunft des Briefes verhalten hatte, so aufgereggt wurde sie durch denselben. Sie las ihn und las ihn wieder. Er machte sie ganz

glücklich. Karl schrieb ihr von dem Besuche bei seinem Vater, und von der Art und Weise, mit welcher dieser die Kunde von der Verlobung seines Sohnes aufgenommen hatte. Dann schilderte er ihr, wie er die Verhältnisse in der Fabrik gefunden habe, die sich bei weitem nicht mehr in dem blühenden Zustande befand, in welchem er sie vor ein paar Jahren verlassen hatte. Er gab die Gründe an, aus denen sie herabgekommen war.

Gleich, nachdem ich damals die Fabrik verlassen habe, schrieb er, ist, wie Du weißt, der Gründer und Besizer derselben, der die Seele des Ganzen gewesen ist, gestorben. Der siebenzehnjährige Sohn war und ist noch auf der polytechnischen Schule und hat auch seines Vaters Fähigkeiten nicht geerbt. Der Vater war plötzlich gestorben, ein Testament nicht vorhanden, kein Vormund bestimmt, und die Vormundschaft fiel also nach dem Familienbeschlusse auf den nächsten Verwandten des Sohnes, auf einen wackern kleinen Rentier, der aber von

unserer Fabrikation und unserem Geschäftsbetriebe weniger versteht, als ich vom Seiltanzen. Er hätte die Fabrik am liebsten aufgelöst und dem Sohne eine Rente gesichert, gleichviel wie klein oder wie groß. Sich diesem Vorhaben zu widersetzen, hatte der Sohn aber doch die Einsicht, und die Fabrik wurde von dem bisherigen Werkführer fortgesetzt, der sie durch seine Unredlichkeit fast ruinirt hat. Er hat die Modelle verschleudert, so daß man unsere Façons in allen miserablen Buden, in den miserabelsten Straßen in Massen findet; er hat die Waaren schlecht geliefert, welches den Kredit unserer Arbeit in den Augen des Publikums ruinirt hat; es müßte ihm ein Proceß gemacht, von ihm eine Entschädigung gefordert werden, scheute der Vormund nicht selbst die Kosten eines solchen Processes. Alles, was er gethan, ist, daß er den Werkführer entlassen, der sich selbst etablirt, und daß er mich nun an dessen Stelle gerufen hat.

Er beschrieb dann noch näher den üblen Zu-

stand, in welchem er die Fabrik gefunden, und endlich die allgemeine Geschäftslosigkeit in Frankreich. Dabei kam er auf die französischen Zustände zu sprechen, und schilderte dieselben mit eben so viel Klarheit als einfacher Lebendigkeit. Am Schlusse des Briefes hieß es: Wie die Verhältnisse der Fabrik nun einmal sind, kann die Lantieme, auf die ich angewiesen bin, augenblicklich meinen Erwartungen in keiner Weise entsprechen. Man ist nicht redlich gegen mich gewesen in der Darlegung der Umstände des Geschäftes, und hat es freilich auch in keiner Weise zu beurtheilen verstanden. Indes trage ich selbst zum großen Theile die Schuld an meiner Täuschung, weil ich den Thatbestand auf Treu und Glauben angenommen habe. Das war unvorsichtig, und doch bereue ich den gethanen Schritt noch keinesweges. Es kommt wohl Jedem einmal im Leben, daß er eine Dummheit macht, aber ein rechter Mensch weiß auch seine Dummheiten nachträglich auszugleichen und zu gutem Ende durch-

zuführen. Ich werde den Namen unsers alten Herrn schon wieder zu Ehren bringen, dem Sohne vergelten, was ich von seinem Vater erlernt, und die Fabrik dazu zwingen, die Einnahme zu haben, welche man mir angegeben hat, und dann soll meine Tantieme mir nicht fehlen. Bis dahin freilich müssen wir warten, und es ist mir ein großer Trost, Dich in Verhältnissen zu wissen, die immer noch die Besten sind, welche Du finden kannst, so lange Du zu dienen gezwungen bist. Behalte also nur guten Muth, wie ich ihn habe, und laß Dir über das Warten keine grauen Haare wachsen. Schreibe mir so oft Du kannst, ich will das ebenfalls thun, und vor allen Dingen sieh doch zu, ob Du nicht etwas Französisch lernen könntest, nur so viel, daß Du nicht wie verrathen und verkauft bist, wenn Du einmal hieher kommst. Dein Fräulein hilft Dir vielleicht dazu, wenn Du sie bittest. Danke ihr noch einmal dafür, daß sie so freundlich gegen uns war am Neujahrstage,

ich werde ihr das nicht vergessen, denn im Übrigen war es trübselig genug; und grüße Deine Eltern und Deine Geschwister herzlich von Deinem treuen Karl.

In der Freude eilte Marie mit ihrem Briefe zu dem Fräulein. Lora war überrascht, als sie ihn gelesen hatte. Einen solchen Brief, so viel Einsicht, so viel Theilnahme an allgemeinen Interessen hatte sie bei einem Manne dieses Standes nicht für möglich gehalten, weil sie Niemand kannte, außer den Männern ihres Umgangskreises. Aber eben so auffallend, als ihr die Bildung des jungen Mannes erschien, war es ihr, daß er so wenig von seiner Liebe sprach. Sie äußerte sich jedoch gegen Marie nicht darüber, sondern lobte und bewunderte das Schreiben, und sagte, sie werde das gute Zutrauen nicht zu Schanden machen, das Berger in sie setze. Gleich heute wolle sie beginnen Marie im Französischen zu unterrichten, und wenn diese einen Brief an ihren Bräutigam

sende, so wolle sie selbst zwei Zeilen darunter schreiben und ihm versprechen, daß seine Braut sich nicht zu beklagen haben solle über ihre Lage, bis er einst kommen werde sie zu holen.

Paul, dem Vora von dem Briefe des jungen Berger und von ihrem Vorsatze erzählte, freute sich des Einen wie des Andern. Es war ihm lieb, Marie einem verständigen, unterrichteten Manne verlobt zu wissen, und daß die Schwester so bereit zu helfen war, das gab ihm ein neues Zeugniß ihres guten Herzens. Auch die Kommerzienrät'hinn ließ es gerne geschehen. Sie sah es als eine nützliche Übung für die Tochter an, und lernte Marie dabei französisch, kam es derselben wirklich einmal zu statten, nun, so war das um so besser.

Schon an demselben Tage also wurde der Unterricht begonnen, und von beiden Theilen mit der größten Lust und Zuversicht, denn beide Mädchen hielten das Unternehmen für die leichteste Sache von der Welt. Marie galt im ganzen

Hause für sehr gescheut, weil sie verständig und sicher in ihrem Thun und Treiben war, sie vergaß Nichts von Allem, was ihr aufgetragen wurde, sie mußte also ein vortreffliches Gedächtniß besitzen, und von ihrer Ausdauer und von ihrem Fleiße hatte sie fortdauernd Proben gegeben. Mit einer solchen Schülerinn konnte es dem Fräulein, das selbst tüchtig und beharrlich war, nicht fehlen. Man hatte dabei nur vergessen, daß Marien alle Vorkenntnisse fehlten, die zur Erlernung einer fremden Sprache aus Büchern nöthig sind, und daß das Vermögen zu lernen überhaupt geübt sein will.

Marie aber war des Lernens nicht gewohnt. Der Schulunterricht lag viele Jahre hinter ihr, Alles, was sie seitdem getrieben, alle ihre Beschäftigungen hatten einem augenblicklichen Zwecke gegolten, eine augenblickliche Wirkung gehabt. Sie hatte ihre Dauer, ihr Ende voraus berechnen können. Auf das Nächstliegende, Festgegebene vermochte sie

ihre Gedanken mit angestrebter Aufmerksamkeit zu richten. Das, was sie sehen, greifen, hören konnte, was sie erlebte, wußte sie mit ordnendem und überlegendem Verstande in Verbindung zu setzen und das daraus Folgende zu berechnen; aber diese Fähigkeit hörte auf, wo sie es nicht mit Thatsachen, sondern mit Begriffen zu thun hatte, wo nicht ihre sinnlichen Anschauungen ihr zu Hülfe kamen.

Die Aussicht auf Jahre lange Mühe, deren Erfolg doch vielleicht kein vollständiger sein konnte, erschreckte und lähmte sie. Sie bewunderte Lora's Festigkeit und Sammlung, aber sie selber war nicht im Stande auch nur während der Lehrzeit sich ausschließlich mit dem Erlernen der fremden Sprache zu beschäftigen. Bald beklagte sie es, daß sie Lora Langeweile verursache, bald machte sie sich Vorwürfe, daß sie selbst ihre Zeit nützlicher verwenden könne; und wenn das Fräulein ihr als letzten Grund für die Nothwendigkeit dieses Unterrichts

den Willen ihres Bräutigams hinstellte, so wurde Marie schon nach kurzer Zeit grade darüber ungeduldig.

Ach! sagte sie, Karl ist der beste Mensch der lebt, aber seine Einfälle hat er wie ein Andern, und ein rechter Berger ist er auch.

Lora fragte, was das heißen solle, Marie lachte verlegen. Sie sind Alle so in meiner Mutter Familie, meinte sie. Alle wollen sie mehr scheinen als sie sind, und bei uns wäre es eben so gegangen, wäre der Vater nicht gewesen. Daß ich nun mit Gewalt französisch können soll, wenn ich nach Frankreich komme, das ist nur Hochmuth von dem Karl. Die Leute sollen denken, ich sei als Dame aufgewachsen, aber dazu gebe ich mich nicht her.

Was schadet es Dir denn, wenn man Dich für gut erzogen hält? fragte Lora, erstaunt über diese Äußerung.

Was mir's schadet? wiederholte die Kammer-

jungfer. Fräulein Lora, es ist doch eine Lüge, und ich brauche nicht zu lügen, ich habe mich meiner Herkunft nicht zu schämen! setzte sie eifriger hinzu. Karl hat sich mit mir verlobt, obschon ich nur eine Kammerjungfer bin, und eine Dame kann er ja auch gar nicht brauchen. Ich bin was ich bin und das will ich bleiben und Nichts weiter scheinen, und kein Gott und kein Bräutigam sollen mir das ausreden.

Aber Marie! rief das Fräulein tadelnd, als sie sah, wie die Feder in der Hand des Mädchens zitterte, und wie ihre Wangen glühten, ihre Augen sich mit Thränen füllten. Marie! was kommt Dir an? Danke doch Gott, daß Dein Bräutigam Etwas aus Dir machen will.

Da hielt Marie sich nicht länger: Wenn ich ihm nicht recht bin, wie ich bin, stieß sie schnell hervor, indem sie ihren Thränen freien Lauf ließ, wenn ich für die Franzosen ihm zu schlecht bin, so werden sich ja wohl noch Deutsche finden in

Paris, die nicht heucheln und nicht vornehm thun, und die meine deutsche Ehrlichkeit wohl zu schätzen wissen werden.

Sie weinte dabei wie ein Kind. Lora wußte nicht was sie dazu sagen sollte. Sie hatte geglaubt Marien zu kennen, jetzt stand sie vor ihr, wie vor einer Fremden. Der enge Kreis, in dem sich Mariens Leben und ihre Gedanken bisher bewegt hatten, war für sie zu der Schranke geworden, die sie nicht überschreiten wollte oder konnte, weil sie sie als die Grenze des Erstrebenswerthen und Vernünftigen betrachtete. Diesen Kreis auszufüllen, war sie sich bewußt. Daraus entsprang ihr ruhiges Selbstgefühl, die Hauptquelle ihrer Zufriedenheit; und die instinktive Furcht, sich in weiterm Kreise weniger ausreichend und zufrieden zu empfinden, ließ ihrem Widerstreben gegen die Wünsche und Absichten ihres Bräutigams einen Anstrich von eigensinniger Härte, die Niemand früher an ihr wahrgenommen hatte.

Achstes Kapitel.

Jahr und Tag vergingen auf diese Weise ohne daß der Unterricht aufgegeben wurde, aber auch ohne wesentliche Fortschritte in der fremden Sprache. Von der Heirath konnte noch nicht die Rede sein, denn noch hatte Karl kein Auskommen, wie er es für nöthig hielt, und je ferner der Zeitpunkt ihrer Übersiedelung nach Paris dadurch gerückt wurde, um so geringer wurde auch Mariens Lust zum Lernen. Hätte es nur von ihr abgehangen, die Stunden würden nicht lange fortgesetzt worden sein, aber Lora gab nicht nach in diesem Punkte. Sie hatte es Karl versprochen, seiner Braut die fremde Sprache zu lehren, sie mußte ihr Versprechen halten.

Wie an eine schwere, lästige Pflichterfüllung

ging Marie an jede neue Unterrichtsstunde heran, und nur die Möglichkeit, in diesem Alleinsein mit ihrer jungen Herrinn, von ihrem Bräutigam zu sprechen, söhnte sie einigermaßen mit der Mühe des Lernens aus. Die Theilnahme, welche Karls erster Brief bei ihrem Fräulein gefunden, hatte Marie ermuthigt, derselben auch seine folgenden Briefe zu zeigen, und mädchenhafte Neugier und ernstes Mitgefühl hatten Lora bald zur Vertrauten und Beratherinn des Brautpaares gemacht. Karl wußte darum, Marie selbst hatte es ihm gestanden, daß sie dem Fräulein aus seinen Briefen vorlese, und er berief sich stets auf Lora, wenn er sich mit seiner Braut nicht in Übereinstimmung befand, wenn ihre Klagen über die Trennung, über die geringe Aussicht baldiger Verbindung, zu Anklagen gegen das Geschick, zu Anklagen gegen ihn erwachsen, die ihm Unrecht thaten.

Gleich in seinem ersten Briefe hatte er es ihr gesagt, daß sie sich mit ihm auf ein langes

Warten gefaßt zu machen habe. Er schrieb ihr öfter, als er ihr versprochen, aber diese Briefe beruhigten ihre Sehnsucht nicht. Sie war eine von den Frauennaturen, die nur einen Gedanken, ein Gefühl, ein Ziel im Auge halten können, darin liegt die Schwäche und die Stärke dieser Frauen. Je länger sie von Karl entfernt war, um so tiefer, um so leidenschaftlicher wurde ihre Liebe für ihn, ihr Verlangen, gleichviel unter welchen Bedingungen, bei ihm zu sein und mit ihm verbunden zu werden.

»Salz und Brod! aber mit ihm!« Das war die Redensart, welche sie Vora unablässig wiederholte, das war der Inhalt aller ihrer Briefe. Sie hätte sich den Bissen vom Munde abdarben mögen, ihr kleines Kapital zu vergrößern. Jeder Thaler, den sie ersparen konnte, wurde ihr ein Anlaß zur Freude, ihre einzige Erholung war es, an ihrer Ausstattung zu nähern und für dieselbe Etwas anzuschaffen. Immer und immer wieder

setzte sie es ihrem Bräutigam auseinander, wie die engste Dachstube ihr genügen, wie die schwerste Arbeit, die größten Entbehrungen ihr leicht sein würden neben ihm, und Lora konnte sich der Rührung nicht erwehren bei des Mädchens Liebe und Betrübniß.

Auch Karl fühlte sich davon gerührt, aber Mariens Briefe peinigten ihn dennoch. Anforderungen, denen man nicht genügen kann, werden um so quälender, je mehr man den Menschen lieb hat, der sie an uns stellt. Er arbeitete mit Fleiß, er strebte ein Künstler zu werden in seinem Fache, er hielt ebenfalls zusammen, was er gewann, er war kein Verschwender; indefs Mariens beschränkte Genügsamkeit war nicht nach seinem Sinne, und er kannte noch andere Zwecke als seine baldige Verheirathung.

Je mehr er als Vorstand der Fabrik in Paris mit andern Fabrikanten und Künstlern in Berührung kam, um so fühlbarer wurde ihm, was ihm

an künstlerischer Bildung, an allgemeiner Bildung abging. Sein Wissensdrang, sein Ehrgeiz ließen ihm nicht Ruhe. Er mußte nachholen, erwerben, was ihm fehlte, um denen gleich zu werden, die er jetzt als seine Vorbilder betrachtete. Hatte er sich ausgebildet, war er nach seinem Begriff ein tüchtiger Künstler in seinem Fache geworden, die Fabrik emporgekommen, dann wollte er sich verheirathen, sich einrichten wie ein anständiger Bürger, und Marie sollte in eine hübsche kleine Wohnung kommen, bis er ihr einmal in der eigenen Fabrik ein schönes Quartier bereiten können würde.

Gegen diese heitern, freilich nicht auf den Augenblick berechneten Pläne, die zu verwirklichen er sich der Mann fühlte, stachen Mariens dringende Sehnsucht und ihr Verlangen nach schneller Befriedigung derselben, nur zu sehr ab, und Karl fand sich rathlos gegenüber seiner Braut. Ihr in jedem Briefe auseinanderzusetzen, was er ihr

schon so oft gesagt, fing an ihn zu ermüden. Er fühlte, daß er ungeduldig gegen sie werde, und aus Furcht die ohnehin so Niedergeschlagene noch tiefer zu kränken, richtete er einmal in einem Briefe, den er ihr schrieb, seine Anrede gradezu an das Fräulein, mit der Bitte, Lora möge sich, da sie ja schon so viel gethan für Marie, auch in diesem Punkte ihrer annehmen. Sie möge ihr auseinandersetzen, besser als er es brieflich thun könne, daß es ja Mariens eigner Vortheil sei, wenn sie ihm Ruhe lasse und Zeit, etwas Tüchtiges aus sich zu machen.

Lora war betroffen von der Ausdrucksweise, in welcher diese Zeilen an sie geschrieben waren. Es lagen eine männliche Kraft, ein Adel darin, die sie in Karls Briefen an seine Braut niemals in gleicher Weise wahrgenommen hatte. Es dünkte sie, als habe er sich in jenen Briefen selbst herabgestimmt, um der Braut dadurch näher zu kommen. Sie sprach mit Paul davon. Er ver-

langte den Brief zu sehen, und auch ihm wurde Karl nur noch anziehender durch denselben. Alles, was Lora ihm aus ihrer nähern Kenntniß über ihn erzählte, steigerte diese Theilnahme, und Paul fand es in der Ordnung, daß die Schwester dem jungen Manne eine freundlich zusagende Antwort darauf ertheilte. Von da ab wendete sich Karl in den Briefen an Marie vielfach auch an Lora. »Frage Dein Fräulein«, oder »sage Deinem Fräulein« waren Wendungen, die immer häufiger darin zu lesen waren, und die oftmals einige Zeilen der Entgegnung von Lora erhielten.

Beide Geschwister, Paul sowohl als Lora, sprachen Marien Geduld ein. Beide setzten ihr auseinander, daß ja Karl sie zu beruhigen, ihr jetzt so häufig schreibe, daß seine Briefe immer länger würden, indeß Marie sah darin weder eine Beruhigung noch einen Trost.

Was kummert mich denn das Alles, was er schreibt, sagte sie niedergeschlagen; alle die

Ateliers und Museen und die Bücher, von denen er erzählt, die gehen mich ja gar Nichts an, die gehören nicht zu mir, damit macht er sich nur selbst Vergnügen. Wenn er mich liebte, wie ich ihn, so würde ihm das Alles gar Nichts sein.

Bergebens wendete Lora ihr ein, daß Karl ja fast ein Tagebuch in seinen Briefen sende, daß er Nichts erlebe, Nichts treibe, wovon er ihr nicht Kunde gebe, daß er sehnsüchtig um ihre Antwort bitte. Marie schüttelte zu alle dem den Kopf.

Was steht denn in den Briefen? klagte sie einmal gegen Lora's Vorstellungen. Es sind Aufsätze, wie man sie wohl in den großen Schulen machen mag; von mir, von ihm steht Nichts darin. Und all' diese Aufsätze schickt er mir nur, damit ich es nicht merke, daß er mir gar Nichts schreibt.

Die Überzeugung, daß Karl sie nicht mehr liebe und ihr untreu sei, war aus Mariens Seele nicht mehr zu entfernen. Die Abmahnungen gegen ihre Verlobung, welche Ludwig ihr am Tage

derselben gemacht, die Vorstellungen, die er ihr von dem lustigen Leben eines Junggesellen in Paris gegeben, kamen ihr nicht mehr aus dem Sinne, und auf diesen bösen Weg gelangt, fand sie keine Ruhe mehr. Sonst hatte sie es ganz in der Ordnung genannt, daß Karl ihr nicht besonders von seiner Liebe und Zärtlichkeit gesprochen. Sie hatte gemeint, als Lora sie einst damit geneckt: viel von solchen Dingen zu reden, sei nur Sache der reichen Leute, die weiter Nichts zu thun hätten in der Welt; aber jetzt, da Karl alltäglich Muße fand, an seinen Briefen ein Stück zu schreiben, jetzt klagte sie darüber, die Briefe wären kalt; und wenn er mit ihr von ihrer Heirath rede, so klinge das, als ginge das ihn und sie Nichts an, als läge das Lernen und die Kunst ihm weit näher an seinem Herzen als die Liebe.

Anfangs schalten Paul und Lora diese Eifersucht Mariens eine unnütze Selbstquälerei, endlich aber wurden sie besorgt, denn das Mädchen war

wie umgewandelt. Sie aß nicht mehr, sie konnte nicht schlafen, ihre Arbeit wurde ihr zur Last. Auf den Rath ihres Bruders überredete Lora sie, sich offen gegen Karl auszusprechen und ihm zu sagen, welche Zweifel sie peinigten. Erst nach langem Zögern entschloß sie sich dazu, und auch dann ließ ihre Furcht vor seiner Antwort sie zu keiner ehrlichen, bestimmten Frage kommen. Sie schrieb ihm nur, er möge ihr doch lieber mittheilen, mit welchen Familien und Menschen er dort verkehre, nicht welche Bücher er lese. Die Bücher wären eine Nebensache für sie gegen die Menschen, mit denen sie einst zu leben haben werde. Sie wolle wissen, ob Deutsche darunter wären, Frauen und Mädchen ihres Alters, damit sie sich eine Vorstellung machen könne von den Zuständen, in die sie einmal kommen solle. Karl beantwortete das mit großer Unbefangenheit und Ausführlichkeit, es war nicht der kleinste Anhaltspunkt in seinem Briefe für die Eifersucht Mariens, aber

diese unglückliche Leidenschaft blieb sich dennoch in ihr gleich.

Marie ist krank! sagte Paul, wenn die Kommerzienrätthin es müde wurde immer das traurige Gesicht ihrer Kammerjungfer anzusehen. Tadel sie nicht, habe Nachsicht mit ihr, und laß uns versuchen, wie wir ihr helfen, wie wir ihre treuen Dienste ihr vergelten können. Vielleicht kann man dem jungen Manne mit einer Vorschußsumme die Möglichkeit bereiten, sich zu etabliren. Dann ist er versorgt, Marie verheirathet sich, und ihre Mißstimmung fällt Dir nicht mehr zur Last.

Noch an demselben Tage führte er den Vorsatz aus. Er schrieb selbst an Karl, schilderte ihm den Zustand seiner Braut, und erbot sich, ihm einige tausend Franken zu leihen, wenn diese ihm zu schneller Verheirathung mit Marien behülflich sein könnten. Karl antwortete sogleich. Er dankte mit warmer Erkenntlichkeit für den Antheil, welchen Paul an ihm und an Marien nähme,

aber er lehnte das Geldanerbieten für diesen Augenblick noch ab. Sein Kontrakt mit dem Fabrikbesitzer, sagte er, sei der Art, daß ein Zulagekapital ihm vorläufig noch nicht nügen könne. Bedürfe er desselben später, so werde er es ehrlich sagen, da er gewiß sei, es dann in nicht ferner Zeit eben so ehrlich rückerstatten zu können. Daß Marie sich in unsere Trennung so schwer findet, schrieb er endlich, drückt mich sehr, aber auch meine Tage sind nicht immer heiter, und wer weiß es, ob meine Braut im Ganzen nicht getroster und muthiger in die Zukunft sehen kann, als ich.

Er brach dann plötzlich ab und sprach von andern Dingen, jedoch der ganze Brief trug das Gepräge einer Niedergeschlagenheit, die der Schreiber zu verbergen offenbar nicht im Stande gewesen war, so wenig er sie kund zu geben beabsichtigt haben mochte.

Lora war in ihrem Zimmer, als ihr Bruder mit dem Schreiben zu ihr kam. Er legte es auf

ihren Tisch, sie griff lebhaft danach, denn Karls Handschrift war ihr seit lange her vertraut.

Wie gedrückt klingt der Brief! rief sie aus, nachdem sie ihn gelesen hatte.

Paul antwortete nicht darauf. Was sollen wir nun thun? fragte sie lebhaft, was denkst Du davon Bruder?

Ich denke, erwiederte Paul, daß wir einen Irrthum, eine Anmaßung begangen haben, und ärgre mich, daß ich solcher Übereilungen noch immer fähig bin.

Lora achtete auf seine Worte nicht. Es ist klar, er liebt sie wirklich nicht! rief sie, Marie wird außer sich darüber sein, aber man darf es ihr doch nicht verbergen, wissen muß sie's doch.

Willst Du's ihr sagen? fragte Paul.

Lora schwieg. Man muß Berger dahin bestimmen, daß er selbst es ihr gesteht, meinte sie nach einer Pause.

Man muß ihn bestimmen? wiederholte Paul,

und wer giebt uns dazu das Recht? — Er hielt einen Augenblick inne. Laß es genug sein, Vora! sagte er dann. Wir sind vielleicht schon jetzt zu weit gegangen, wenn auch in bester Absicht. Es ist fast immer eine Unmaßung die Menschen leiten, und vollends sie über ihre eigenen Gefühle aufklären zu wollen. Man greift damit voreilig und meist ungeschickt in den Gang ihrer Entwicklung und ihrer Zustände ein. Gesteht der junge Berger sich nicht selbst, daß er und die arme Marie nicht mehr für einander passen, hat er nicht den Muth es sich und ihr begreiflich zu machen — nun so wäre es Vorwitz, wenn wir diesen Muth statt seiner haben wollten. Laß ihn seinen Weg gehen.

Und was soll aus ihm werden? rief Vora.

Was er selber aus sich machen wird! antwortete Paul.

Die Schwester stand nachdenklich vor ihm. Sie schien sich mit der Antwort bescheiden zu wollen, aber der Bruder, der ihre Mienen kannte,

sah, daß sie es nur mit Mühe that, daß sie den Unmuth zu unterdrücken strebte, den sie offenbar empfand. Er trat freundlich an sie heran, und nahm ihr den seidenen Schnur aus der Hand, den sie in der Zerstreung um ihre Finger fest und fester wickelte.

Vora! hub er an, sei doch verständig und sieh die Sache einfach an, statt Dir aus Mariens Bräutigam einen Romanhelden zu machen. Der junge Mensch hat sich mit einem zu ihm nicht passenden, aber sehr braven Mädchen, verlobt, als es für ihn zu früh war. Weil er strebsam ist, ängstigt ihn das um feinetwillen, und weil er brav ist, beunruhigt es ihn auch des Mädchens wegen. Das ist eben so natürlich, als daß Marie ungeduldig wird und sich beklagt. Hättest Du Dich nicht hineingemischt, so wäre von diesen Dingen vielleicht kaum die Rede. Die beiden Leute würden auf ihre Weise mit einander fertig werden, und seiner Zeit wird der junge

Mann denn auch ruhig kommen, seine Braut zu holen.

Und was dann? fragte Lora lebhaft. Soll dieser Mensch, der so voll Streben, so voll Ehrgeiz ist, der sich in dieser Zeit so merkwürdig entwickelt hat, soll der eine Frau bekommen, die nicht einmal —

Nicht einmal Französisch von Dir lernen kann? fiel ihr der Bruder scherzend in die Rede.

Spotte nicht! rief Lora, Du weißt, das ist es nicht, und die Sache ist dazu auch viel zu wichtig. Ich habe Marie lieb, und Berger interessirt mich. Soll sie sein Unglück werden, sollen sie Beide unglücklich werden durch diese Heirath? Sie passen für einander nicht, jetzt können sie noch zurück, noch kann ein entschiedener Schritt —

Paul ließ sie nicht zu Ende sprechen, und mit größerem Ernste noch als zuvor, sagte er: Keine Gewaltthat, Lora! Nicht alle Naturen sind für entschiedene Schritte gemacht. Es giebt

tüchtige und doch sehr biegsame Charaktere, die sich leichter den gegebenen Verhältnissen anzupassen und mit ihnen auszuföhnen, als sie abzuschütteln vermögen. Vielleicht ist Karl ein solcher, und ob er Deine idealistischen Ansichten von der Ehe theilt, davon weißt Du ja Nichts. Du siehst es, Marie hat sie nicht. Sie will einen eignen Heerd, und Kinder von dem Manne, den sie liebt; mag er dann sehen, wie er mit ihr und mit sich selbst zurecht kommt. Sie wird thun, was sie kann, und glücklich sein in diesem Bewußtsein. Und wenn Berger eine Schaar von Arbeitern zu überwachen, eine Schaar von Kindern zu erziehen haben wird, wird er vielleicht auch nicht mehr derselbe sein.

Das heißt also, er wird untergehen! rief Lora fast bitter.

Keinesweges! entgegnete Paul. Er kann trotzdem ein wackerer Künstler werden, ein ganz tüchtiger Mann, nur den romantischen Nimbus

wird er verlieren, in dem er und sein Treiben Dir jetzt erscheinen, weil Du noch keinen strebsamen jungen Mann seines Standes gekannt hast. Er ist ein braver Mensch und Marie ein braves Mädchen. Zieh' Deine Hand von ihnen ab, und laß sie gehen. Du thust damit das Beste für sie, und auch das Klügste.

Vora antwortete nicht darauf. Sie konnte und mochte dem Bruder nicht recht geben, aber bei dem Einfluß, den er auf sie übte, entstellte seine Ansicht ihr das Bild ihres Schüglings. Es war ihr als hätte sie eine Täuschung erlitten, und als Marie am Abende, während sie das Fräulein bediente, zufällig Etwas von ihrer Zukunft und von ihrem Bräutigam erwähnte, hatte Vora zum erstenmale keine Neigung davon zu hören, obschon sie sich diese Unlust als eine Härte vorwarf.

Die Unterredung mit dem Bruder hatte Vora aber zum Nachdenken bewogen. Sie fragte sich, ob sie wirklich einen üblen Einfluß auf das Braut-

paar ausgeübt, sie wurde mißtrauisch gegen sich selbst, wie die Jugend es pflegt, wenn sie ihre ersten Irrthümer gewahr wird. Sie wollte einlenken, gut machen, sie gab Marien täglich Beweise davon, aber ihr Herz hatte sich dem Mädchen abgewendet, ohne daß sie es gewollt, und Marie würde das auch bald empfunden haben, wäre nicht die Theilnahme Beider plötzlich nach einer ganz andern Seite hin in Anspruch genommen worden.

Neuntes Kapitel.

Es war beim Beginne des Frühjahrs, als die Kommerzienrätthin, die sich schon seit längerer Zeit nicht wohl befunden hatte, ernstlich erkrankte. Man war grade auf dem Punkte gewesen, die Stadtwohnung zu verlassen und wie alljährig das Landhaus zu beziehen, aber der Zustand der Hausfrau hatte das unmöglich gemacht. Die zweite Hälfte des April, der ganze Mai entschwanden, ohne daß eine Besserung in dem Befinden der Kranken sich zeigen wollte. Die Tage und Nächte vergingen in banger Besorgniß, in zweifelhafter Hoffnung, und die beiden Mädchen theilten die mühevollen Pflege mit gleicher, ausdauernder Treue. Sie hatten immer nur an das gegenwärtige Leiden, an den nächsten Augenblick zu denken. Hora ver-

gaß darüber nach Mariens Bräutigam zu fragen, und diese wagte nicht von ihm, von sich zu sprechen. Sie verberg es, daß er plötzlich anfing ihr seltener zu schreiben, sie mochte nicht klagen, da ihr Fräulein eigne Sorgen hatte. Alles war bedrückt im Hause, und je weiter das Jahr heraufkam, um so trüber wurde es.

Die Sonne, die so hell im Freien funkelte, sah nur stundenweise durch die Doppelfenster hinein, die man, eben weil man die Stadt noch immer zu verlassen hoffte, nicht abgenommen. In einigen Zimmern erzeugte das eine gewisse Kälte, in andern eine dumpfe Wärme, unbehaglich war es überall, außer in den Stuben der Kranken, für die man mit höchstem Vorbedacht sorgte. Lora ging nur am Abende ein Paar Stunden aus, sich Bewegung zu machen, die Dienerschaft kam gar nicht aus dem Hause. Es war weniger zu thun als sonst, und doch konnte man Niemand entbehren, weil der Zustand der Kommerzienrät'hinn

sich keine Stunde gleich blieb, und ihre Bedürfnisse häufig wechselten. Die Ärzte redeten davon, daß sie nach Karlsbad gehen solle, wenn ihr Befinden sich so weit gebessert haben würde, die Reise zu ertragen, sie selbst versprach sich viel von dem Bade, das ihr mehrmals wesentlich genügt, indes die erwartete Besserung ließ vergebens auf sich hoffen. Die Ärzte wurden schweigsamer, Lora und Paul mochten nicht fragen und nicht hören wie es mit der Mutter stände, es konnte es Jeder sehen, der es nur sehen wollte. Das Fräulein war angegriffen, Marie, auf der die schwerste Last der Krankenpflege ruhte, und die daneben in den schlaflosen Nächten den eignen Gram und die eignen Sorgen zu bekämpfen hatte, sah sich selber nicht mehr ähnlich. Die andern Dienstboten wurden lässig, denn eine langwierige Krankheit im Hause demoralisirt die Dienerschaft und die Kinder immer, weil es die zwingende Regelmäßigkeit des Lebens unterbricht, deren sie als eines sittlichen

Anhalts nöthig haben. Nur Ludwig war nicht niedergeschlagen, nicht lässig, nicht angegriffen, sondern vollkommen unverändert.

Er hatte der Krankheit und dem wahrscheinlichen Tode der Hausfrau von Anfang an gradezu in's Auge gesehen. Es war ihm eine Weile auch wirklich recht nahe gegangen, daß er eine solch gütige Herrschaft verlieren sollte; aber er war dann mit dem Gedanken als mit einer Thatsache vertraut und fertig geworden, und hatte bereits zu lange seine Plane für den Fall gemacht, als daß er sich um seinetwillen jetzt irgend wie hätte beunruhigt fühlen sollen. Er gehörte zu den Menschen, die sich selbst für gefaßt im Unglück halten, und von Andern dafür angesehen werden, weil sie die Gewohnheit haben, immer mit Überlegung in eine ferne Zukunft zu denken, und sich ihr eigenes Verhalten in derselben im Voraus zurecht zu machen. Fassungslosigkeit ist meist die Folge eines planlosen Hinlebens in den täglichen Verhält-

nissen und Anlässen, aus denen die Zukunft sich auferbaut.

Es lag fern von ihm, irgend Etwas in seinem Dienste zu versäumen, weil dieser bald zu Ende gehen konnte. Im Gegentheil, es war ihm eine Gewissens- und Ehrensache der Kommerzienrätbinn bis zu ihrem letzten Athemzuge es so bequem und leicht zu machen, als er konnte, ohne seine eignen Kräfte dabei auf's Spiel zu setzen. Denn daß Marie sich selber ganz vergaß, wo es auf die Pflege der Kranken ankam, das wäre entschieden gegen seine Meinung gewesen, hätte er weiter auch gar keine Absichten auf das Mädchen gehegt. Schon mehrmals hatte er ihr vorgestellt, sie werde sich zu viel thun, er hatte sich ihr auch mit mancherlei Diensten hülfreicher bewiesen, als es sonst in seiner Art war, und Marie war ihm in ihrer innern Verlassenheit doppelt dankbar dafür gewesen; sie aber zum Sprechen zu bringen,

wie er's nannte, das war ihm noch immer nicht geglückt.

Je länger die Kommerzienrät'hinn krank war, je bedenklicher ihm ihr Zustand vorkam, um so näher traten ihm nun aber seine eigenen Pläne, und da es ihm nicht gleich zu gelingen schien, sie auf gradem Wege bei dem Mädchen selbst zu fördern, so entschloß er sich, sie auf einem Umwege zu verfolgen, und vor allen Dingen die Eltern auszuspähn und zu gewinnen.

Er war zu anderen Zeiten selten einmal zum Meister Redlich hinübergekommen. Er hatte zu thun, die Leute hatten zu thun, sie wohnten ihm zu eng, hatten auch immer allerlei Sorgen und Klagen, und in seiner eigenen lustigen Stube war er sich immer mehr am Plage erschienen, als drüben bei dem Meister. Indesß dieser Sommer in der Stadt, und die jegige Sachlage brachten eine Änderung darin hervor. Ludwig hatte nicht nur seine bestimmten Gründe, er hatte auch Lange-

weile. Abends, wenn die jungen Herrschaften spazieren gingen, durfte er natürlich das Haus nicht verlassen, um für einen Nothfall stets zur Hand zu sein, aber er hatte doch meist Nichts zu thun, und so war es grade diese Zeit, in der er seit einigen Wochen bisweilen bei dem Meister vorsprach, um mit ihm eine müßige Stunde zu verplaudern.

Der Meister saß wie immer auf seinem Arbeitstisch, und hatte die Fenster offen. Rother Bohnenblüthen und gelbe Kressenblumen waren aus grünem Kasten an straffen Bindfaden vor demselben in die Höhe gezogen. Das Bauer mit der Schwarzdrossel, die klug war nach des Meisters Ansicht wie ein Mensch, hing auch im Freien. Die Drossel piff im klaren Lichte der Abendsonne ihr immergleiches, frohes Lied, und durch die offene Thüre der Kammer zog ein so frischer warmer Luftstrom in die Stube, daß der Meister aus Sommerlust und Wohlbehagen mit

seinem Vogel um die Wette pfeifen mußte. Die Frau plättete in der Kammer, Hanne war außer dem Hause auf Arbeit als Näherinn, und Sophie häfelte im Hofe, wo der Hermann mit dem Sohne des Kutschers spielte.

Den Meister aufzusuchen, als käme er des Plauderns wegen, das hatte Ludwig stets vermieden, denn dazu hielt er sich zu vornehm. Er hatte es vielmehr stets so einzurichten gewußt, daß es den Anschein gewann, als habe er Etwas auszurichten, als träte er nur zufällig herein, und auch diesmal bot ihm die offene Stubenthüre dazu den Anlaß.

Ihr habt ja Thür und Fenster offen, Meister! rief er dem Arbeitenden zu, es zieht herüber bis in unsere Küche!

In solcher Hitze wird es ja nicht schaden drüben! wendete Redlich ein, und die Frau fügte aus der Kammer sprechend hinzu: Es ist ja hier nicht anders auszuhalten bei dem Plätten, und

draußen im Hause soll's nicht gemacht werden. Wenn man da im Sommer die Thüre nicht einmal mehr aufmachen darf —

Wer sagt das denn? fiel ihr Ludwig in das Wort, ich meine nur, Sie sollen sich in Acht nehmen. In der Hitze kriegt man am leichtesten Etwas weg.

Unser Eins nicht! sagte Frau Redlich.

Mensch ist Mensch! entgegnete der Diener bedächtig, und wenn man nachher so daliegt — —

Geh't's drüben so schlecht? fragte der Meister.

Ich glaub's nicht, daß sie aufkommt! antwortete der Diener, es ist Etwas in ihrem Gesichte, das nicht mehr nach Leben aussteht. Aber wie lange sie sich noch so hinquälen kann, das mag Gott im Himmel wissen.

Berdient hat sie's nicht, daß sie soviel aushalten muß! Wenn sie stirbt, wird Mancher es zu empfinden haben! seufzte der Meister und sah nachdenklich von der Arbeit auf.

Gewiß! gewiß! bekräftigte der Andre, aber so wie's jetzt geht, halten wir's Alle nicht lange aus. Ich bin doch in meinen allerbesten Jahren und keiner von den Schwachen, und ich fühle es dennoch in allen Gliedern. Rechte Ruhe hat man nicht Tag nicht Nacht. Immer denkt man, nun klingelt's, nun rufen sie, und dabei liegt's auf Einem mit 'ner stillen Angst. Es ist eine schlechte Geschichte, zuzusehen, wie's langsam zu Ende geht mit einem Menschen. Daß die Marie es noch so durchhält, das ist mir ein reines Wunder!

Frau Redlich hatte eben ein Eisen abgeplättet, nun blieb sie auf dem Wege, ein anderes zu holen, stehen. Ja! sagte sie, sie sieht zum Erbarmen aus, keinen Blutstropfen im Gesichte, und fast nur die Haut über den Knochen.

Ludwig war schon lange eingetreten. Jetzt, da er die Mutter auf dem Punkte hatte, wo er sie haben wollte, setzte er sich nieder. Man erholt sich hier ordentlich! sagte er. Ich weiß nicht, wie

es zugeht, wir lüften drüben doch unser Theil, aber es ist als röche es nach Medizin bis in den letzten Winkel des Hauses. Hier ist's viel frischer!

Wo so viel Menschen wohnen und schlafen! wendete die Meisterinn ein, und wollte sich eben des Breiteren im eignen Lob ihrer sorgfältigen Reinlichkeit ergehen, indeß daran war es dem Gaste durchaus nicht gelegen, und ihr schnell in das Wort fallend, sprach er: Was ich sagen wollte, die Marie vergrämt sich, daß man's nicht ansehen kann! —

Vergrämt sich? fragte der Meister, der niemals von selbst bemerkte, was in seinem Hause vorging, und dem's die Mutter auch nicht sagte, wenn's ihr nicht paßte in ihren Kram. Vergrämt sich? was hat die sich zu grämen? daß ihr die Herrschaft stirbt, das glaubt sie ja bis diese Stunde gar nicht.

Nein! das ist ja auch im Leben wie es kommt! das wird Keinem erspart, und die Kommerzien-

räthinn, das muß man sagen, hat's gut gehabt von Jugend an in dieser Welt. Gut zu den Menschen ist sie freilich auch gewesen, das kann ihr Niemand nehmen. Aber, was ich sagen wollte, so Tag und Nacht auf den Füßen zu sein, wie die Marie, und dabei die Gedanken, die sie sich macht, daß es doch — —

Die Meisterinn gab ihm ein Zeichen, er beachtete es nicht. Daß es doch, fuhr er fort, schlimm ist vor den Leuten — —

Sie winkte ihm lebhafter, sie wußte also, was er meinte; sie dachte also auch dasselbe. Er konnte jetzt schweigen, um nachher ausführlicher davon mit ihr zu reden. Dem Meister fiel es auf, daß Ludwig so plötzlich abbrach. Was ist schlimm? fragte er.

Daß sie nachher am Ende ihren Dienst verliert! antwortete ihm schnell seine Frau.

Sie bleibt ja doch gewiß beim Fräulein! und der Herr Kersten meinte auch vor den Leuten! —

wendete der Vater ein, denn er hatte eine unbestimmte Ahnung, daß sie ihm nicht das Rechte sagten. Was soll ihr vor den Leuten denn pafsiren? —

Na! freilich, vor den Leuten! rief die Mutter, meinst Du, es soll ihr lieb sein, daß es noch immer mit dem Karl nicht so weit ist, daß sie nachher hier noch am Ende warten soll? —

Ihr sagt ja Alle, es sei nicht seine Schuld! Da muß sie sich drin finden, denn das, was ihr der liebe Herrgott schickt —

Das wird das Beste für sie sein! fiel ihm die Mutter ungeduldig in die Rede. Du siehst's ja auch, sie wartet ja!

Aber wenn sie so abfällt, und wahr ist's, abgefallen ist sie! sagte der Meister, dem jetzt zum erstenmale der Gedanke kam, daß seine Liebblingstochter Kummer habe.

Warten macht nicht fett! rief die Mutter, jede Braut wird mager! — Damit ging sie aus

dem Zimmer nach der Küche, um das Gespräch so schnell als möglich abzubrechen. Der Meister, der es gewohnt war, die kurzen Aussprüche seiner Frau ein für allemal als unwiderleglich gelten zu lassen, gab sich äußerlich zur Ruhe, obschon die Sache ihm auf's Herz gefallen war, und bald darauf entfernte sich auch Ludwig, und machte die Thüre nach dem Hause, die er offen gefunden hatte, ohne Weiteres zu.

Als er auf den Flur trat, kam die Meisterinn an ihn heran. Herr Kersten, sagte sie, nehmen Sie's nicht übel, aber das wär' auch nicht nöthig gewesen, ganz und gar nicht.

Ludwig machte ein verwundertes Gesicht und sagte mit erheuchelter Befremdung: Was habe ich denn gesagt? Es war ja nur die Rede von der Kommerzienrätthinn; und daß die sterben wird, das weiß ein Jeder, der es wissen will.

Das ist auch das Wenigste! fuhr die Meisterinn eifrig fort, nur von wegen der Marie —

Es ist aber wahr! unterbrach der Diener sie, die thut sich Überlast, und unser Einer hat doch auf der Welt nicht viel weiter, als sich selbst und sein Bischen eigene Gesundheit.

Die Meisterinn wurde verdrießlich. So klug Ludwig war, sie war eben so klug, wie sie meinte, und es ärgerte sie, daß er nur glauben konnte sie zu täuschen. Wahr! wahr! wiederholte sie, die Wahrheit ist aber nicht Jedermanns Sache, und mein Mann —

Nun, fiel ihr der Diener wieder in das Wort, wie die Marie verkommt, das muß er denn doch sehen, so gut wie jeder Andre.

Hat er's denn gesehen? fragte die Mutter, und fing an Brod zum Abendessen zu schneiden, und mit Pflaumenmus zu bestreichen, um über der Unterhaltung die Zeit nicht müßig hingehen zu lassen. Hat er's denn gesehen? Und wenn er's doch zuletzt gewahr worden wäre; woher es kommt, das wäre ihm nicht eingefallen. — Sie schnitt im

Ärger so eifrig in das Brod hinein, daß sie plötzlich inne hielt, die Zahl der Stücke nachzuzählen. Den Augenblick benutzte Ludwig, und aus seinem vorsichtigen Hinterhalte mit rücksichtsloser Schnelle heraustretend, fragte er: Also 's ist richtig, er läßt sie sitzen?

Die Meisterinn stuzte, sie legte das Brod aus der Hand. Wer sagt das? rief sie, wer kann das sagen?

Sie haben's eben selber ja gesagt, und die Marie —

Hat sie was davon geredet? fiel die Mutter ihm in's Wort.

Mit mir keine Sylbe! entgegnete der Diener.

Das ist so ihre Art! sprach die Meisterinn, so war sie von Kindesbeinen an. Es ist Nichts aus ihr herauszubringen. Fast — die Meisterinn stockte in ihrer Rede. — Es hatte ja kein Mensch eine Ahnung davon, fuhr sie fort, daß sie sich so an den Karl gehängt hatte! Und wie sie nun

Brautleute waren; meinen Sie, daß sie Etwas gesagt hätte, wie es stände zwischen ihnen, und wie es wäre, was doch jede Mutter wissen will. Die ersten Paar Wochen, als wir dachten, es könnte gleich sein mit der Heirath, da ließ sie sich zuweilen noch aus über ihre Einrichtung, über die Wäsche und die Sachen. Nachher, wie der erste Brief kam, in dem es hieß, daß sie noch warten müßten, da hat kein Mensch mehr eine Zeile von den Briefen zu hören bekommen, außer drüben dem Fräulein. Die Briefe wären nicht für uns, sagte sie, — als wenn man nicht so gut seinen Verstand hätte wie ein Andern. Aber so lieb ich den Karl habe, und ich habe ihn lieb gehabt, wie mein eigen Fleisch und Blut, wie er damit kam, daß sie erst Französisch lernen müßte, als sollte sie eine Französische Mamsell und nicht seine Frau werden, da hatte ich meinen Schrecken weg. Was braucht denn eine ordentliche Frau Französisch zu lernen, was macht sich denn ein

solider Mensch daraus? Das war ja Firtlesanz und bloßer Aufenthalt, und ich sagte es ihr auch, und es war ihr auch nicht recht, aber das Fräulein meinte, er könnte und müßte darauf bestehen — und — —

Ludwig hatte sie wollen ausreden lassen, in-
deß er hatte nicht bedacht, wie lange die Sorge um der Tochter Heirath der Frau das Herz bedrückt, und daß nun Alles gewaltsam hervorströmen wollte, was sie seit alle der Zeit in sich verschlossen hatte. Er sah sich also genöthigt, sie zu unterbrechen, wollte er vorwärts mit ihr kommen. Es sind nun an die vier Wochen, sagte er, daß er ihr nicht geschrieben hat, ich sehe ja die Briefe alle, die in's Haus kommen, und es vergehen nicht acht Tage, ohne daß sie ihm einen Brief schickt. Vor drei Wochen hat unser junger Herr ihm auch geschrieben —

Der junge Herr? fragte Frau Redlich mit

ungläubigem Erstaunen, aber Ludwig achtete nicht darauf.

Danach hat der Berger denn gleich geantwortet, fuhr er fort, und es hat etwas Besonderes mit der ganzen Sache auf sich gehabt, denn den Brief nach Paris, der Morgens auf seinem Tische lag, den trug der Herr damals selber auf die Post, und ein Paar Tage später sagte er mir: wenn für mich Briefe kommen von Paris, so bringen Sie mir diese gleich direkt herauf. Das kenne ich aber, wenn er das sagt, das heißt Nichts anderes, als: lasse sie vor Niemand sehen. Sie haben so ihre besondere Sprache, die man verstehen lernen muß, Jeder seine eigne.

Frau Redlich war ganz still geworden. »Wenn ich das erleben sollte!« — rief sie endlich und brach eben so plötzlich ab.

Was denn? fragte Ludwig, als wisse er nicht was sie meine.

Ich weiß nicht, was sie thäte —

Wer denn?

Sie überlebt es nicht! sagte die Meisterinn wieder, gleichsam zu sich selber sprechend — und nun noch erst mein Mann!

Nun der wird sich doch nicht auch das Leben nehmen, wenn Nichts aus der Heirath wird? meinte der Diener mit lächelndem Zweifel.

Herr Kersten! Sie kennen ihn nicht! hob die Frau plötzlich lebhafter an. So still er dasitzen kann und so zufrieden, wo er zu klagen hätte und zu sorgen wie jeder Andere; so viel er sich auch gefallen läßt, und sagt, der Niedere und der Arme müßte sich ducken, so giebt's doch einen Punkt, in dem er keinen Spasß und Nichts versteht. Wenn man ihm oder den Kindern was nachreden könnte, wenn Eins von den Kindern sich etwas zu Schulden kommen ließe, oder wenn der Marie der Schimpf angethan würde, daß der Karl sie sitzen ließe, es — sie hielt inne, seufzte und sagte dann kopfschüttelnd — wahrhaftig Gott! es würde nicht

gut! — Und ich habe den Menschen lieb gehabt, die Marie hatte ihn gar nicht lieber.

Sie hatte ihr Bügeleisen und das Feuer vergessen, die Thränen kamen ihr in die Augen, indes sie hatte im Leben zu viel durchgemacht, um sich einer solchen Rührung nicht zu schämen. Mit dem Schürzenzipfel fuhr sie sich schnell über das Gesicht, und in gefassterem Tone fügte sie hinzu: Kleine Kinder kleine Sorge, große Kinder große Sorge! zur Ruh kommt eine Mutter niemals.

Ludwig hatte ihr Zeit gelassen ihre Gedanken und Gefühle zu entwickeln, und jetzt erst, wie zum Troste sagte er: Es ist auch nicht Alles so schlimm wie es zuerst erscheint. Nimmt der Berger sie nicht, und da sie älter als er ist und recht herunter, so kann man's dem jungen Menschen, obenein da er in Paris so weit weg von ihr ist, auch am Ende nicht so sehr verdenken. Jugend hat keine Tugend! sie war immer nicht recht für ihn, sie war im Grunde, weil sie eben so still und für sich

selbst ist, immer eher für einen Mann im gesetzten Alter. Gut wär's mit dem Jungen nie gegangen. Der hätte wohl bald etwas Junges daneben gehabt, und wer weiß ob sie nicht besser ankommt mit einem Andern.

Mit einem Andern? fragte die Mutter, es ist ja gar kein Anderer da.

Ich meine auch nur, wenn sich Einer fände! erklärte Ludwig, und fing an sich mehr und mehr in die Brust zu werfen. Sehen Sie, sagte er, und zupfte die Batermörder in die Höhe, wenn sich für die Marie hier am Orte ein Mann träfe, ein Mann in meinen Jahren, recht in seinen guten Jahren, der schon solid geworden ist, so ein Mann mit dem sie hier am Orte in einem netten Hause ein ruhiges Auskommen hätte, und Ansehn unter den Leuten. Ein Mann, bei dem Sie und der Vater Sonntags zum Kaffee hinkommen könnten; und die Kinder, ich meine die Geschwister, hätten auch einen Halt an ihm, wenn Sie und der Mei-

ster einmal die Augen zuthäten; das wäre denn doch ganz etwas Anderes, als auf Gerathewohl mit einem Menschen, der noch Nichts ist und noch Nichts hat in die Fremde zu gehen. Mir hat die Heirath mit dem Berger nie gefallen. Ich habe mich gewundert, daß die Marie nicht mehr auf sich gehalten, daß sie so mir Nichts Dir Nichts von Vater und Mutter wegziehen wollte — —

Er unterbrach sich, denn er sah an den Mienen der Mutter, wie Alles in ihr schwankte, und was in ihrem Herzen vorging. Das nette Haus, der Sonntagskaffee, die Möglichkeit ihre Tochter in ihrer Nähe zu haben und eine Stütze an ihr zu gewinnen, das Alles übte einen verlockenden Zauber auf sie aus, und der Gedanke, daß ihrer Tochter, ihrem Manne Kummer erspart werden könne, daß sie dem Karl, der ihr schon so viel schlaflose Nächte gemacht, beweisen könne, die Marie brauche nicht auf ihn zu warten, der war ihr vollends ein gar zu großer Reiz.

Ja! sagte sie, ich habe wohl schon manchmal darüber nachgedenken, daß wir von ihr Nichts haben werden, wenn sie fortgeht, und sie ist uns doch sauer genug geworden wie die Kinder Alle, aber es hat sich ja hier Nichts für sie finden wollen.

Was nicht ist, kann werden! fiel ihr Ludwig in das Wort, und plötzlich aus dem Ernste der Unterredung zum Scherze übergehend, sagte er: es ist ja noch nicht aller Tage Abend! und wenn bei uns der Dienst einmal anders wird oder gar aufhört — er vermied es auszusprechen, auf welche Weise das geschehen könne — wenn bei uns der Dienst einmal aufhört, na! so bin ich ja auch in den besten Jahren, und ich denke auch gut zu leiden, und — just verschworen hab' ich's auch nicht! —

Damit wendete er sich ab, ging aus der Küche hinaus, und ließ Frau Redlich in einer Aufregung, in einem Erstaunen zurück, daß sie dastand wie

ein junges Mädchen, dem man hinter der Eltern Rücken eine Liebeserklärung gemacht hat.

Sie wußte nicht, wie ihr eigentlich zu Muth war, sie wußte auch nicht, wie Alles gekommen, obschon ihr die Thatsachen vollständig gegenwärtig waren, aber eine Botschaft vom Könige hätte sie nicht mehr überrascht, als Ludwig's Worte. Hätte ihr junger Herr sich in Marie verliebt und sie zur Frau gefordert, das wäre der Mutter eigentlich lange nicht so merkwürdig erschienen. Es hatte sich ja schon öfter zugetragen, daß reiche junge Männer eine arme Kammerjungfer geheirathet hatten, aber daß Ludwig, der Diener der Kommerzienrätthin, die erste Person im Hause, daran dachte die Marie zu nehmen, das machte ihr den wunderbarsten Eindruck; denn wie alle ungebildeten Menschen überschätzte oder unterschätzte sie die Personen und Dinge, welche ihr die nächsten waren. Ludwig, der die Miethen einzog, die Hauspolizei handhabte auf dem ganzen Grundstücke,

von dessen gutem Willen sie sich mehr oder weniger abhängig befand, war für Frau Redlich mit einem Glorienschein der Bedeutung und Bornehmheit umgeben, vor dem die Erinnerung an ihren einstigen Liebling, an den entfernten Karl urplötzlich erblaßte. Daß Ludwig Marien's Vater sein konnte, daß sie einen andern liebte, kam in diesem Augenblicke bei der Mutter nicht in Betrachtung. Sie war ganz hingenommen von der Ehre, welche Ludwig ihnen anzuthun geneigt war. Förmlich berauscht davon, eilte sie in das Zimmer, sie mußte es ihrem Manne erzählen. Aber als sie die Thüre aufmachte, als sie ihm sagen wollte: Redlich! denke Dir, der Kersten will die Marie haben! da fiel es ihr erst auf das Herz, daß Ludwig dies nicht gesagt, daß Marie verlobt sei, daß der Vater noch gar Nichts ahne von dem gefürchteten Bruche ihres Verlöbnißes, und still und kleinlaut ging sie in die Kammer an das Plättbrett, die begonnene Arbeit fortzusetzen.

Indeß mit all' seiner Vernunft kommt man oft nicht gegen seine Phantasie auf. Frau Redlich war trotz ihrer zwei und funfzig Jahre immer noch Feuer und Flamme im Guten, wie im Bösen. Immer voll von Hoffnungen, immer mit dem Geiste in der Zukunft, wenn ihr in der Gegenwart Etwas nicht nach ihrem Sinne ging, und darum meist immer guten Muthes. Noch hatte sie nicht zwei Schürzen gebügelt, als sie schon deutlich vor Augen sah, wie sie Sonntags den braunen Camlotrock, die Haube mit dem weißen Bande und das gute schwarze Tuch anlegte, um die Tochter in dem netten Hause zum Kaffee zu besuchen. Sie selbst wusch die Gardinen für Marie zur Taufe, und kochte und half, damit Alles einen Schick hatte, und so wie Ludwig im Stande war, konnte er bei einer Taufe auch Etwas d'rauf gehen lassen. Alle Tage tauft man nicht, wenn schon bisweilen alle Jahre! dachte sie, und mußte selbst darüber lachen, denn sie hatte viele Kinder gehabt,

die Marie konnte also darauf nur eben so gut gefaßt sein.

Nie im Leben war die Mutter so heiter gewesen wie in dieser Stunde, nie zuvor hatte ihr der Gedanke an der Tochter Zukunft so viel Freude gemacht als jetzt, wo sie sich ein Bild von derselben entwerfen konnte. Im Grunde war ihr Alles zuwider, was sie sich nicht vorzustellen vermochte, und die Heirath nach Paris war ihr eigentlich nach der ersten Freude stets eine unbehagliche Sache gewesen. Sie begriff es jetzt gar nicht, wie sie der Tochter nicht immer davon abgerathen, wie sie es nicht immer gemerkt, daß der Ludwig sein Auge auf die Marie geworfen habe. Sie wäre gern jetzt gleich zur Tochter gegangen, sie auszuhören, indeß grade als sie auf den Flur trat, kam Ludwig zur gegenüberliegenden Thüre heraus. Er hatte den Rock nur erst halb auf den Achseln, den Hut noch in der Hand, und eilte, während er sich anzog, schon die Treppe hinunter.

Wo denn hin? fragte die Meisterinn. Er gab ihr keine Antwort. Nach der Unterredung, welche sie eben gehabt hatten, mußte ihr das doppelt auffallen. Neugierig bog sie sich zum Fenster hinaus. Sie sah, daß er in den Stall ging, dann kam er zurück und eilte über den Hof mit solcher Hast, daß man hätte sagen können, er stürze fort, wäre das nicht unter seiner Würde gewesen. Wenn er sich nur nicht Schaden thut! dachte sie, und spürte eine Sorgfalt für seine Gesundheit, die sie nie zuvor empfunden hatte.

Gleich darauf hörte sie, daß der Kutscher anspannte. Er war auch schneller dabei, als es sonst seine Art war. Es dauerte keine fünf Minuten ehe er fertig war und fortfuhr. »Drüben muß Etwas vorgefallen sein! bemerkte die Meisterinn, und ging nach der Küche Erkundigungen einzuziehen. Die Küche war zu, auf ihr Klopfen öffnete Niemand, und eben wollte sie sich von unbestimmter Angst gepeinigt, zurück in ihre Woh-

nung begeben, als Hanne von der Arbeit heimkehrend die Treppe in die Höhe stieg.

Wie ist's denn? sprach sie leise. Die Mutter sah sie fragend an. Habt Ihr's denn nicht gehört? fuhr das Mädchen fort, es ist ja drüben mit einem Male so schlecht geworden. Die Sophie sagt, der Ludwig sei zum Doktor gelaufen, und der Wagen in den Thiergarten gefahren, die jungen Herrschaften zu holen, die bei der Tante sind.

Mein Gott! rief die Mutter, und lief in den Hof und dann die Bordertreppe hinauf, um zu versuchen, ob sie nicht von der Seite in das Haus gelangen könne. Sie wollte helfen, sie wußte nicht wobei und wie, aber sie hatte die Empfindung, eine erfahrene Frau wie sie, sei immer am Plage, wo es Noth gäbe.

Behntes Kapitel.

Hanne ging in die Wohnung ihrer Eltern. Der Meister hatte, weil es schon dämmerig war, die Arbeit fortgelegt. Er stand am Fenster und pflückte die gelben Blätter von der Kresse ab. Hanne sagte ihm guten Abend, und begann wie alltäglich ihre Sachen fortzuräumen. Sie schüttelte ihr Tuch vom Staube rein, legte es zusammen, verschloß es in der Komode, bedeckte den Strohhut mit einem Stück vergilbter Gaze, aber es war ihr dabei so beklommen, als thäte sie es zum letztenmale, als müsse sie selbst sterben; denn ihrer frischen Jugend war der Gedanke an den Tod noch so fremd, daß er sie verwirrte und lähmte.

Sie wußte sonst immer allerlei zu erzählen

aus den Häusern, in denen sie gearbeitet hatte, und sie erzählte es meist mit so guter Laune, daß der Vater seinen Spaß daran hatte; heute jedoch setzte sie sich in die Fensterdecke, in der die Mutter sonst zu sitzen pflegte, und sah schweigend zu, wie der Vater die Blätter abpflückte und in den Hof hinabwarf. Die Schwarzdrossel sprang noch dann und wann einmal von dem untern Stängchen auf das obere, hob die Flügel noch ab und zu einmal schläfrig auf und breitete sie weit aus, als wolle sie sich ihre Decken zurecht machen für die Nacht, dann setzte sie sich auf ihren gewohnten Sitz, oben auf der Mittelstange, zog die Flügel von einander, neigte den kleinen Kopf mit den großen, blanken Augen, über denen schon langsam die weißen Lider herabsanken, blinzelte, schüttelte sich noch einmal, endlich schlug sie die Flügel über ihren kleinen Kopf zusammen, und gleich darauf schlief sie ein mit dem untergehenden Tage.

So lange er noch an den Blumen eine Ver-

richtung, und an der einschlafenden Drossel einen Zeitvertreib gehabt hatte, war der Meister still gewesen. Nun es ganz dunkel geworden war, und er sich seine kleine Pfeife gestopft hatte, sagte er: Hanne, Du sprichst ja gar nicht.

Was soll man denn auch dazu sagen! entgegnete sie in der Voraussetzung, der Vater wisse von dem schlimmen Zustande der Hausfrau; aber er erfuhr ihn erst durch sie. Er seufzte und schüttelte den Kopf. Es that ihm in der Seele wehe, er hatte so viel Gutes von der Frau gehabt, er dachte an alle die Male, wo sie ihnen zu Hülfe gekommen war mit Rath und That.

Während dessen ging der Mond hinter dem Hause in die Höhe, daß die gegenüberliegende Wand ganz hell wurde, und die Fenster von den Stuben der Kommerzienrätthin und der Kammerjungfer, die nebeneinander lagen, in bläulichem Lichte schimmerten.

Sophie und der kleine Bruder kamen vom

Hofe herauf, der Knabe war schläfrig, der Meister nicht in der Stimmung sich mit ihm wie an anderen Abenden zu schaffen zu machen. Sophie brachte den Bruder zu Bett und legte sich ebenfalls nieder. Unten im Hofe fuhr der Wagen in die Remise, sie hörten wie der Kutscher abspannte, dann wurde es still. Die Mutter kam immer noch nicht zurück, Hanne und der Meister warteten auf sie, aber Jeder saß schweigend auf seinem Plage. Draußen piff der Nachtwächter, das Hofthor wurde zugeschlossen, ab und zu ging noch einer der Hausbewohner an den Brunnen, Wasser in's Haus zu holen für die Nacht. Endlich hörte auch das auf.

So wurde es allmählich eilf Uhr, und immer noch saßen die Beiden im Dunkeln, und nur hier und da sprach Einer ein Wort, wenn drüben hinter den Vorhängen Licht in einem andern Zimmer sichtbar wurde.

Man denkt immer, man sollte es sehen kön-

nen! sagte Hanne mit einem Male, und ihre Augen hingen an den schwach erhellten Fenstern.

Sehen? was denn sehen? fragte der Vater.

Wenn der Tod so in ein Haus kommt! antwortete Hanne und schauderte, denn in demselben Augenblicke schien es ihr, als recke sich drüben dicht unter dem Fenster der Kommerzienrätthin ein langer Arm unsicher tastend empor, und neige sich schwankend bis nach Mariens Stube. Es geschah zugleich ein Fall, und auffspringend schrie das Mädchen: Herr Jesus! Vater! Vater!

Den Meister hatte bei der Stille das plötzliche Geräusch ebenfalls erschreckt, mehr aber noch der Schrei der Tochter. Was fehlt Dir? fragte er, und sprang ebenfalls in die Höhe.

Drüben! drüben! der lange Todtenarm! drüben! — Das war Alles, was sie in Thränen ausbrechend, hervorzubringen vermochte.

Bist Du toll? rief der Meister, es war der Schatten von der Trockenstange oben auf dem

Balkon, die umgefallen ist. Sie war schon alle die Tage nicht mehr fest im Bande.

Nein! nein! schluchzte Hanne. Ich hab's ja gesehen. Erst langte es drüben bei der Kommerzienrät'hinn in das Fenster, dann stieg's bei der Marie hinein. Die Marie wird sterben, die Kommerzienrät'hinn holt sie nach!

Unfinn! sagte der Vater, und doch lief es ihm selber eiskalt über den Rücken, als er aufstand und nach dem Ofen ging das Feuerzeug vom Sims zu nehmen, um Licht anzuzünden. Wie ein Kind ging Hanne ihm nach, es war ihr unmöglich allein auf ihrem Plage zu bleiben. Aber selbst als das Licht brannte, als die Mutter endlich zurückkam, fing das junge Mädchen wieder von dem Gespenste zu erzählen an, das sie unwiderleglich gesehen zu haben meinte.

Die Mutter wurde ärgerlich. Das Herz war ihr ohnehin schwer von dem Leiden der Kranken, von der Angst der jungen Herrschaft, von dem Ein-

druck des ganzen Hauses. Hanne's Erzählung machte sie nur ungeduldiger, und zornig, gegen ihren Mann gewendet, sprach sie: Das hast Du nun davon, daß Du immer gesagt hast, recht wissen könne man's nicht, wie's mit den Geistern sei. Nun sieht das große Frauenzimmer Gespenster mit offenen Augen, als wäre es nicht bei Sinnen. Scheere Dich in's Bett, Hanne! sonst kommst Du Morgens nicht heraus, und verschlaf die Narrenspossen!

Aber was macht die Kommerzienrätthin? fragte Hanne, ist sie schon todt?

Nein! es ist wieder besser geworden! entgegnete die Mutter, der Doktor sagt, es sei nur ein Anfall gewesen. Und nun mach' fort, und leg' Dich nieder.

Hanne leistete dem Befehle Folge. Als sie hinaus war und nach dem Boden gegangen, auf dem sie schlief, fragte der Meister: Lebt sie wirklich noch!

Ja freilich lebt sie! antwortete die Frau, und dann fügte sie hinzu: Du thust wahrhaftig Alter! als hätte die Hanne Dich angesteckt. Rede ihr nur so Etwas noch ein! das fehlt ihr noch!

Nun, daß ich nicht daran glaube, erwiederte der Meister, ich denke das weißt Du! — Aber so fest er diese Worte aussprach, er konnte doch nicht schlafen in dieser Nacht, weil die Marie so elend ausah, und weil man, wie er meinte, es im Grunde nicht wußte, was es eigentlich mit dem Nachholen auf sich habe. Es hatten viele Menschen gar zu wunderliche Beispiele davon erzählt.

Elftes Kapitel.

Nach jenem Abende voll Aufregung trat wider alles Erwarten eine Besserung in dem Befinden der Kranken ein, indeß war dieselbe von keiner langen Dauer. Mit dem Herbste ging das Leben der Kommerzienrätthin langsam zu Ende, der erste Schnee fiel schon auf ihr Grab, und am Weihnachtstage hing Lora als Festgeschenk die ersten grünen Kränze auf das Denkmal, welches man ein paar Tage zuvor über dem Grabe der Geschiedenen errichtet hatte.

Da im Hause Alles sich auf die Wünsche der Mutter bezogen, da beide Geschwister nur für sie gelebt hatten, empfanden Beide die Lücke um so tiefer, welche der Tod der Kommerzienrätthin verursachte. Paul und Lora sahen jetzt plötzlich

ein, daß sie gänzlich unbeschäftigt waren, aber Keiner gestand dem Andern, wie müßig er sich fühle. Paul las und studierte noch mehr als früher, betheiligte sich wie immer an den Kunstvereinen und Wohlthätigkeitsanstalten, deren Mitglied er war, indeß dies Alles konnte für einen Mann in seinem Alter keine ausfüllende Thätigkeit abgeben, und wenn er Lora in dem weiten Hause so einsam schalten sah, machte auch das ihm einen traurigen Eindruck. Es war als sehnten die leeren Zimmer sich nach Menschen, als stampften die Pferde im Stalle vor Ungeduld, daß man sie nicht genug benutzte, und Ludwig sprach es eines Tages seinem jungen Herrn unumwunden aus, daß er und die andern Dienstboten ordentlich stumpf würden bei dem stillen Leben, das jetzt im Hause herrschte.

So unbeschäftigt aber Alle waren, hatte Lora die französischen Stunden mit ihrer Kammerjungfer, die der Mutter Krankheit unterbrochen,

nach dem Tode derselben doch nicht mehr aufgenommen. Marie erinnerte nicht daran, und Lora hielt sich überhaupt fern von ihr. Sie war jetzt fast immer in den Zimmern ihres Bruders, um nicht fortwährend die leere Stelle zu sehen, auf der die Mutter sonst gesessen hatte, und sei es, daß sie es müde geworden noch länger dieselben Gespräche mit Marie zu führen, oder daß die Ermahnungen ihres Bruders sie vorsichtig gemacht hatten, sie vermied es nach Mariens Bräutigam zu fragen, und seine Briefe zu lesen, wenn ihre Jungfer sie ihr zeigen wollte.

Während der letzten Lebenswochen der Kommerzienrätthin, als Marie grade gar keine Zeit zum Antworten gehabt, war aber Karl plötzlich mit seinem Schreiben wieder eifriger geworden. Mit dringender Lebhaftigkeit hatte er Nachrichten gefordert; dann, als er sie erhalten, hatte sein häufiges Schreiben nachgelassen, und gegen das Neujahr hin, hatte er so lange nicht von sich

Kunde gegeben, daß sich in seiner Braut, da er sich eine Zeit hindurch so theilnehmend gezeigt, nun allmählich der Gedanke ausbildete, er schweige nur, um ihr am Sylvesterabende, dem zweiten Jahrestage ihrer Verlobung, die Botschaft mitzutheilen, daß sie endlich an ihrem Ziele angelangt wären, und daß er kommen werde sie zu holen.

Indeß der Sylvestertag war vorüber und kein Brief eingetroffen. Paul und die Schwester saßen am Abende in wehmüthiger Stimmung in Lora's Arbeitsstübchen. Niemand hatte wie sonst zum Sylvester und Neujahrstage festliche Vorkehrungen zu machen. Paul blätterte in alten Familienpapieren, die Schwester schrieb an einem Tagebuche. Sie lebten noch in der Vergangenheit, es war ihnen als gehöre diese Zeit, dies Jahr noch ganz der Mutter, als sei es gegen die Pflicht der Kindesliebe, an dasjenige zu denken, was das neue Jahr ihnen werden und bringen könne.

Nicht weniger schwermüthig als ihre Herr=

schaft fühlte sich Marie. Sie war bei den Eltern gewesen, dem Vater seinen Sylvesterabend nicht durch ihre Abwesenheit zu verderben. Man hatte wieder Karpfen gegessen und wieder Glück gegriffen, indeß Allen hatte doch der Tod der Kommerzienrätthin mehr oder weniger im Sinne gelegen, und von der Freude, die vor zwei Jahren in der engen Wohnung geherrscht, war heute kaum noch ein schwacher Abglanz zu finden, so gut die Karpfen auch schmeckten, so hell die Lampe auch brannte. Selbst Ludwig, der sich eingefunden, war nicht in seiner rechten behaglichen Verfassung.

Marie saß da ohne zu sprechen, und strickte still. Die Schwestern wußten so gut wie die Andern, was ihr fehlte, aber Hanne wollte Marien nicht daran denken lassen, weil es Allen den Abend nur verstörte, wenn die Älteste so traurig da saß, und plötzlich, wie es ihre Art war, rief sie: Marie! ich glaube wahrhaftig Du bist nur

so niedergeschlagen, weil Du den Todtenkopf dreimal gegriffen hast.

Marie zuckte die Schultern. Ist den Sterben so was Schreckliches? fragte sie. Seit ich unsre Frau so still habe einschlafen sehen, fürchte ich mich nicht mehr davor.

So! rief Hanne, aber wenn Du's erlebt hättest wie ich —

Erlebt, sagte Ludwig, bist Du denn schon einmal gestorben? Du siehst nicht danach aus mit Deinen dicken rothen Backen.

Ach, gestorben! wiederholte Hanne ärgerlich, die es nicht leiden konnte, daß Ludwig sie trotz ihrer siebenzehn Jahre immer noch Du nannte und von oben herunter wie ein halbes Kind behandelte, gestorben bin ich nicht. Ich hatte die ganze Geschichte auch beinahe vergessen. Sie fiel mir erst wieder ein, als die Marie heute alle dreimal den Todtenkopf bekam.

Was für eine Geschichte? fragte Marie,

während die Mutter abwehrend meinte, Hanne solle doch den Unsinn nicht noch einmal wieder auf's Tapet bringen.

Unsinn? Der Vater hat's ja auch gesehen! rief Hanne, offenbar entschlossen sich ihre Erzählung nicht nehmen zu lassen, und ehe noch die Schwester, neugierig und gespannt durch das Abmahnen der Mutter, fragen konnte, wovon die Rede sei, sagte Hanne: Da nun die Kommerzienrät'hinn schon so lange todt ist, so glaube ich ja selbst nicht mehr daran; aber ausreden lasse ich mir's nicht, daß der Vater und ich es mit unsern leiblichen Augen gesehen haben, wie der Tod erst bei der Kommerzienrät'hinn hineinstieg und dann bei der Marie. Und daß wir damals geglaubt haben, er würde sie nachholen, das war doch ganz natürlich!

Marie wurde leichenblaß. Sie sah den Vater an; der hatte auch die Farbe verloren, so wenig er überhaupt davon besaß.

Na! da haben wir's! rief die Mutter, lassen sich der Vater und das alte Frauenzimmer richtig von dem Grünschnabel wieder den alten Brei auftischen! Aber sie kann den Mund nicht halten, und je dummer die Geschichte ist, um so lieber muß sie damit heraus!

Indeß ihr Schelten verwischte den Eindruck nicht, den die Erzählung der Schwester auf Marie gemacht hatte, und Ludwigs Bemühung das Ganze in einen Scherz zu verwandeln, schlug auch nicht an. Sie fragte, wann das gewesen wäre, mit dem Tod vor ihrem Fenster. Der Vater gab ihr Bescheid und sprach des Weiteren von der Trockenstange, die umgefallen wäre. Sie hörte es mit stillem Lächeln zu, strickte noch eine Weile fort, wickelte dann ihren Strumpf zusammen und ging hinaus.

Drüben in ihrer Stube zündete sie das Licht an, dann setzte sie sich nieder und weinte bitterlich über ihr Leben und über ihren Tod.

In dem Augenblicke klopfte es. Sie fuhr empor und lief an das Fenster. Es war Nichts zu sehen. Der Kopf ging ihr in die Kunde vor Schrecken. Da klopfte es wieder, und der Athem stockte ihr in der Brust, daß sie sich an dem Stuhle halten mußte, denn daß es nun zum drittenmale klopfen werde, daß dies Klopfen in der Sylvesternacht ein Zeichen ihres Todes sei, das war ihr gewiß, und mit pochendem Herzen, in qualvoller Spannung, Auge und Ohr nach dem Fenster gerichtet, stand sie da, als sie plötzlich die Worte vernahm: sind Sie noch auf, Marie?

Sie schwankte nach der Thüre, sie öffnete, es war Ludwig! Fast ohnmächtig setzte sie sich auf den Stuhl, der ihr zunächst war.

Ludwig wußte nicht, was er von dem Zustande des Mädchens denken sollte. Was ist Ihnen? fragte er.

Sie raffte sich auf. Nichts! Nichts! sagte

sie, und tief Athem schöpfend fügte sie hinzu: Gott Lob! daß Sie es sind!

Aber wie sehen Sie aus? rief Ludwig. Wie kommen Sie mir denn vor? Sie zittern ja am ganzen Leibe? Wer soll's denn sein als ich?

Sie antwortete nicht und machte nur mit den Händen eine abwehrende Bewegung; dann lief ein Schauer durch ihre Glieder, und mit unsicherer Stimme sagte sie: ich glaubte, es klopfte an das Fenster!

Ludwig schüttelte den Kopf. Die verfluchte Liebshaft macht Sie noch verrückt! brummte er zwischen die Zähne, während er die Lampe in die Höhe schob und nachsah, ob sie Öl und Docht genug habe; denn eine matt brennende Lampe konnte er einmal nicht leiden, wenn's auch im Domestikenzimmer war, dazu war er viel zu ordentlich. Dann erst wendete er sich zu Marien.

Hören Sie, sagte er, es ist eigentlich jetzt nicht recht die Zeit dazu mit Ihnen zu reden,

indefß ich sah's Ihnen an, als Sie drüben weggingen, daß Sie hier sitzen würden und sich Gedanken machen, und einmal muß die Sache doch in's Klare kommen, also besser heut' wie morgen. — Schlagen Sie sich den Menschen aus dem Sinn!

Marie hob den Kopf in die Höhe und blickte ihn sprachlos an. Es ist Nichts mit dem Berger, das sehen Sie ja! fuhr er fort. Sie haben nun zwei volle Jahre auf ihn gewartet, wie lange wollen Sie denn hier sitzen bleiben? Er schreibt Ihnen nicht, er denkt gewiß nicht mehr an Sie. Lieber Gott! ich sagte es Ihnen gleich damals, es sind nun runde zwei Jahre her: Jugend hat keine Tugend! Und vollends in seinem Stande, da heißt es: andres Städtchen, andres Mädchen! — Sie hätten längst sollen ein Einsehen haben und der Sache ein Ende machen.

Er hielt inne, er erwartete eine Antwort, aber Marie saß regungslos da und starrte ihn an. Das verwirrte ihn. Er war gefaßt gewe-

sen auf Thränen, auf leidenschaftliche Klagen, er hatte schon manche Liebschaft zu Ende gehen sehen, und wußte wie verschieden die Frauenzimmer sich dabei betrogen, aber dies Hinstarren, dies Schweigen wurden ihm unheimlich.

Marie! sagte er ungeduldig, was ist das denn mit Ihnen, daß Sie nicht reden und nicht Antwort geben, wenn Einer zu Ihnen kommt und vernünftig mit Ihnen sprechen will? —

Verlassen! Verlassen! rief sie mit einem Male und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen — und sich das sagen lassen müssen!

Verlassen! sprach er ihr nach — als ob davon die Welt gleich unterginge! Es sind schon Hunderttausende verlassen worden, Vornehm und Gering, und sind nicht gleich davon gestorben, und noch hat er's Ihnen ja auch nicht gesagt. Noch können Sie's ja hindern!

Hindern? fragte Marie aufhorchend, ich kann's hindern?

Es muß nicht dazu kommen! fiel er schnell ihr ein. Sie müssen's thun! Sie müssen ihn verlassen, dann hat's ein Ende mit guter Manier, Sie sind dann nicht verlassen; und nehmen Sie sich vollends einen Andern, so fällt der ganze Schimpf auf ihn.

Er sah ihr achtsam in die Augen, indeß er vermochte nicht zu ergründen, was in ihr vorging. Sie saß und dachte nach. Mit einem Male stand sie auf: Er soll's mir sagen, er selbst, Aug' in Auge, daß er mich nicht liebt, daß er mir untreu ist. Er soll's mir sagen, daß ich's höre mit meinen eignen Ohren, daß ihm Nichts gelegen ist an mir, an all' der treuen Liebe, mit der ich Tag und Nacht an ihm gehangen, dann — —

Sie brach plögllich ab, denn ihre Stimme zitterte und sie fing wieder zu weinen an. Also dann werden Sie's doch glauben? fragte Ludwig, der mit größter Gelassenheit ihre Erschütterung beobachtete.

Dann mag aus mir werden, was Gott will!
sagte sie, dann ist mir Alles einerlei!

Sie hatte sich wieder hingesezt und weinte ihre Thränen stiller. Ludwig schwieg eine Weile, aber die letzte Äußerung hatte ihm doch Muth gemacht. »Dann mag aus mir werden, was Gott will! dann ist mir Alles einerlei!« das waren Wendungen, die er schon oft gehört hatte, Wendungen, die jeder Deutung Raum gaben, und er meinte, sie also auch auf seine Weise deuten und benugen zu können.

Er zog die Uhr heraus, es war fast Mitternacht. Ja! sagte er, das Jahr ist nun auch bald wieder hin, und zwei so schöne Jahre haben Sie nun vertrauert, und weshalb? — Aber so einem jungen Menschen mit glatten Locken, dem wird geglaubt. Wer aber älter ist, und verständiger ist, dem glauben Sie nicht, so treu und ehrlich er es meint mit Ihnen. Hab' ich Sie nicht gewarnt von Anfang an?

Sie nickte seufzend mit dem Kopfe. Es kann ja aber doch nicht sein! ich glaub's und glaub' es nicht! rief sie und der Ton ihrer Stimme war so traurig, daß es selbst Ludwig zu Herzen ging. Sie that ihm leid, er faßte ihre Hand und sagte tröstend: Und wenn Sie's denn doch werden glauben müssen, verlassen sind Sie darum nicht Marie! Ich habe Sie gekannt, so lang Sie leben, ich hab' ein Herz für Sie, Marie!

Sie hatte sich erhoben und stand neben ihm. Er legte seine Hand auf' ihre Schulter. Sehen Sie! fuhr er fort, weil ich Ihnen gut bin, darum eben kränkt es mich, daß Sie sich so vergrämen, daß er so handeln kann an Ihnen, da Sie's besser haben könnten. Und Sie verdienen's gut, Marie! Sie sind sehr gut! — Und so wahr ich vor Ihnen stehe, verlassen sollen Sie nicht sein, so lang ich lebe!

Der Arm, den er auf ihre Schulter gelegt, war hinabgeglitten zu ihrer Taille, er hatte sie

umfaßt und an sich gezogen, ein wirkliches Mitleid hatte ihn ergriffen, aber kaum daß er das Mädchen in seinen Armen fühlte, so brach die lang verhaltene Sehnsucht nach ihrem Besitze als Leidenschaft in ihm hervor, und er drückte Marie mit solcher Hefigkeit an seine Brust, er küßte sie so lebhaft, daß sie erschrocken ihn von sich stieß, und mit dem Ausruf: Sind Sie von Sinnen, Ludwig? von ihm zurücktrat.

Berwirrt standen sie sich gegenüber. Ludwig konnte jedoch nicht mehr zurück, alle Berechnung schwand vor seiner erwachten Leidenschaft. Marie! sagte er, es muß heraus, das ist Alles nicht von heute! Es sind Jahre her, daß ich mir sagte: die wird deine Frau oder keine Andre sonst. Ihre Mutter weiß es schon seit langer Zeit. Es ist mir hart angekommen, als ich das sehen mußte mit dem Berger, und sehen, daß Sie nicht abzubringen waren, daß Sie in Ihr Unglück rannten. Nun ist's da, das Unglück! Nun haben Sie es

durchgehalten lang genug! Hier im Hause wird's auch bald anders werden. Ich mein's gut mit Ihnen, wir kämen gut zusammen aus. Sagen Sie ja, Marie! und morgen schreibe ich dem Berger, morgen sind Sie nicht mehr verlassen von so einem Menschen, sondern sind meine Braut und Alles kommt mit einem Schlag in's Gleiche!

Sie hatte ihn reden lassen, sie fühlte, daß er's auf seine Weise gut und ehrlich meinte, aber es kam ihr so unerwartet, daß sie's kaum begriff. Nur der Schrecken, das Entsetzen waren ihr gegenwärtig, mit dem sie sich in den Armen eines andern Mannes befunden hatte, und mit beklommener Stimme sagte sie: Ich kann nicht! ich kann nicht, Ludwig! gehen Sie!

Ludwig zauderte, dann aber gab er mit plötzlich geändertem Entschlusse nach. Es war ihm jetzt auch nicht wohl auf dieser Stelle. Er schämte sich der Übereilung, daß selbst seine Rührung davor verschwand, und mit der ihm sonst eigenen

geschäftsmäßigen Ruhe sagte er: Sie können es ja überlegen! ich denke das war wohl nicht Ihr letztes Wort! Und somit gute Nacht Marie! Besserer Rath kommt über Nacht! Überlegen Sie es sich noch einmal!

Zwölftes Kapitel.

Auf die meisten Menschen übt das hinscheidende Jahr mit seinen trüben, immer kürzer werdenden Tagen einen niederdrückenden Einfluß aus, obschon die Kerzen des Weihnachtsfestes freundlich darin winken; und wenn dann einmal nach dem langen Nebelwetter des Herbstes der Neujahrstag mit hellem Sonnenschein in trockner Luft über der Erde anbricht, so bedarf es keines besondern Glaubens an Vorbedeutungen, um sich dadurch erfrischt und neu belebt zu fühlen. Heller und milder aber, als in diesem Jahre, hatte wohl selten die Neujahrssonne herabgeschienen über die Residenz. Die Neujahrsgratulanten eilten ordentlich heiter durch die Straßen, Kinder und Frauen trugen zum erstenmale mit sichtlichem Behagen die neuen

Winterkleider bei dem Kirchgang, und auch Ludwig und der Kutscher, und die Pferde und der Wagen sahen bliß und blank aus, als der Erstere die Treppe hinauffstieg in das Haus, und der Kutscher mit der jungen Herrschaft früh um neun Uhr zum Portale hinausfuhr. Wer den eleganten Wagen betrachtete, oder die blühenden Kränze, die man hineingelegt, hätte an Nichts als Freude denken mögen, und doch waren die beiden schönen jungen Menschen in dem Wagen nachdenkend und schweigsam, und ihr Weg ein ernster.

Der Kommerzienrath hatte einst seiner Frau als Bräutigam ein Weilchenbouquet zum Neujahrstage gegeben, und diese Sitte auch als Ehemann beibehalten bis zu seinem Tode, nach welchem Paul der Mutter immer den frischen Strauß als Liebes- und Erinnerungsgabe dargebracht. Die Weilchen waren dadurch zu einem Symbole der Liebe geworden in der Familie, und früh am Morgen hatten sich die Geschwister auf den Kirch-

hof begeben, damit wenigstens den Gräbern ihrer theuern Todten der Weidenstrauß am Neujahrstage nicht fehle.

Es lag nur wenig Schnee auf der Erde, nur ein Reif umhing die Äste der Bäume mit seinen leichten Flocken, als Paul und Lora durch die kleine Pforte des Kirchhofes schritten, auf dem die Eltern ruhten. Rechts und links vom Wege hoben sich die Kreuze und Denksteine über den kleinen, stillen Hügeln hervor; hier deckte Immergrün mit seinen treuen Blättern ein Grab, dort überschattete es eine Tanne, während viele Kreuze neu geschmückt waren mit den Zeichen überlebenden Gedenkens. Weit hinten, am Ende des Kirchhofes, da wo er sich mit seinem Gitterzaune gegen das Frei öffnete, fanden die Geschwister ihr Ziel. Unter zwei hohen Lindenbäumen lag das Grab, das die Eltern gemeinsam umschloß. Ein schlichtes Eisengitter faßte es ein, Fliederbüsche umgaben es von den Seiten, und weicher Epheu umflocht

es auch in dieser Jahreszeit mit seinem treuen Gerank. Paul öffnete das Gitter und sie traten ein.

Es war sonst Niemand auf dem Kirchhofe außer ihnen, Alles war still und freundlich um sie her. Kein Windhauch regte sich, kein Zweig selbst schien sich zu bewegen an den kahlen Ästen, so warm leuchtete die Sonne in dem Augenblicke auf das kleine Fleckchen Erde nieder. Man konnte des Winters fast vergessen. Mit leiser Hand zierte Lora Haupt und Fuß des Hügel's durch die frischen Kränze, dann legte sie den vollen Weidenstrauß auf seine Mitte, als lege sie ihn an das Herz der theuern Todten, und sich emporrichtend sagte sie mit ihrem sanftesten Tone: Bei den Eltern ist's doch immer schön!

Aber vor dem eignen Worte schwand ihre stille Fassung hin. Sie warf sich dem Bruder an das Herz und umschlang ihn mit beiden Armen, als wolle sie festhalten was ihr einzig noch geblieben war. Paul küßte sie mit Zärtlichkeit. Dann

trocknete er flüchtig seine Augen, seufzte tief, und sich emporrichtend sprach er: Komm Lora! es war schön bei den Eltern — aber auch das Leben ist schön! Komm, mein Kind! — Damit ließ er noch einen letzten Blick auf die Ruhestätte der Seinen fallen und führte die Schwester mit sich fort, die sich nur ungern von dem Grabe trennte.

Nach diesem Tage fühlten Beide, namentlich aber Lora, eine auffallende Veränderung in ihrem Innern. Denn für Menschen, die sich nicht darin gefallen, ihren Schmerz zu nähren und zu erhalten, kommt immer ein Zeitpunkt, in welchem man fast plötzlich gewahr wird, daß man ihn überwunden habe, daß man fertig damit sei und weiter vorwärts leben könne. Die Erinnerung an das einst besessene Glück, an den einst gefühlten Schmerz hört damit keinesweges auf, aber das Glück und der Schmerz sind dann keine selbstständige Triebkraft und kein Hinderniß mehr in uns, sie sind aufgegangen in unser Wesen, sie sind gleichsam

historisch für uns geworden und somit der Vergangenheit verfallen. Und es muß so sein. —

Das Jahr, in welchem die Mutter ihnen gestorben, war zu Ende, das Weihnachtsfest, das Neujahr waren zurückgelegt, und jetzt erst, nach dem Beginn des neuen Jahres, nachdem sie dem Andenken der Mutter am Neujahr den gewohnten Liebeszoll gebracht, jetzt erst empfand es Lora, daß die Zukunft ihr eigen sei, daß sie die Freiheit habe, sie nach eigener Wahl zu nutzen und zu gestalten. Es war eine anscheinend gleichgültige Bemerkung, welche dem Bruder kurze Zeit nachher diese Wandelung in ihr kundgab.

Ich kann Dir's nicht beschreiben, sagte sie eines Tages, als sie allein beisammen waren, wie sonderbar es mir vorkommt, wenn ich dies neue Jahr so vor mir liegen sehe, ohne zu wissen, was mit demselben werden soll. Sonst hatte die Mama um Neujahr immer schon ihre Pläne fertig, man wußte, ob man hier bleiben, ob man reisen würde!

Jetzt ist weder für das Eine noch für das Andre eine Nothwendigkeit vorhanden. Das Jahr ist da, mit seinen dreihundert fünf und sechzig Tagen, und keine Arbeit, keine Pflicht, durch die es auszufüllen wäre. Das kommt mir fremd, ja sogar ängstlich vor.

Paul lächelte. Da siehst Du, entgegnete er, welch ein gewaltiges Ding es um die Freiheit ist. Sie winkt Dir kaum, und schon erschrickst Du davor.

Ich habe mir solche Freiheit nie gewünscht! wendete die Schwester ein.

Aber die meisten Frauen ersehnen sie, bemerkte der Bruder. Ich habe nur wenig Frauen gekannt, von denen ich nicht vielmals den Ruf gehört: ach, wenn ich Freiheit hätte wie ein Mann!

Und? fragte Lora.

Und ich habe noch viel weniger Frauen gekannt, die ihre Freiheit zu benutzen oder gar zu genießen verstanden haben würden. Es ist auch

nichts Leichtes, ganz ungebunden zu sein. Die Menschen, Männer sowohl als Frauen, vergessen immer, daß in den Banden, die uns an Andre knüpfen, in den Pflichten, welche dies Zusammengehören mit Andern uns auferlegt, neben den oft peinlichen Hindernissen, doch auch die Keime unserer reinsten Freuden liegen. Es ist viel lohnender, für Andre zu leben, als nur für sich allein zu sorgen und einzig an den eigenen Genuß zu denken, der auf die Länge kein vollständiger bleibt. Allein zu reisen, so oft ich's auch gethan, ist mir zum Beispiel immer bald als etwas höchst Trauriges erschienen.

Er ging, während er das gleichmüthig sprach, seine Cigarre rauchend, im Zimmer auf und nieder. Bald blieb er am Kamine stehen, sich zu wärmen, bald lehnte er den Kopf gegen die Fensterscheibe, und sah auf die Straße hinaus. Mit einem Male fiel es ihm auf, daß Lora ihm nicht antwortete. Er wendete sich zu ihr, und der erste Blick auf

sie, verrieth ihm, daß Etwas in ihr vorging, Etwas in ihr kämpfte. Sie saß am Feuer und hatte eine im Laufe des Tages abgegebene Visitenkarte in den Händen, die sie mit einer feinen Scheere mechanisch in immer kleinere Stücke zerschnitt, daß der weiße Staub des Firniß ihr schwarzes Kleid bedeckte. Ein Paar mal hob sie die Augen zum Bruder empor, wenn er sich abgewendet hatte, und sah ihm mit traurigem Blicke nach. Dann öffnete sie die Lippen, als ob sie sprechen wolle, aber eben so schnell nahm sie den Vorsatz zurück. Paul wußte nicht, was er von ihr denken sollte.

Was hast Du, Lora? fragte er endlich. Du bist so still.

Da richtete sie schnell den Kopf in die Höhe, und mit einer Stimme, der man die Bewegung anhörte, so ruhig sie zu sprechen bemüht war, sagte sie: Du bist unzufrieden, Du bist nicht mehr glücklich, Paul! warum sagst Du das nicht offen?

Lora! rief Paul, was fällt Dir ein? Wie kommst Du grade zu dieser Deutung meiner Worte? Ich dachte in diesem Augenblicke an Nichts weniger als an Unzufriedenheit und Unglück.

Und woran dachtest Du denn sonst? was meinstest Du? fragte Lora, noch immer unter dem Eindruck der Vorstellung, daß der Bruder wünschen könne, sich von ihr zu trennen.

Ich sprach eben nur eine ganz allgemeine Bemerkung aus, entgegnete er, und dachte zunächst an eine Reise für uns Beide.

Eine Reise! wiederholte Lora freudig, also noch behältst Du mich bei Dir?

Schwester! was fällt Dir denn ein? tabelte Paul, Du bist wirklich eifersüchtig geworden und hast Grillen gefangen in der Einsamkeit der letzten Monate. Um so eher müssen und wollen wir in die Welt. Wir werden ohnehin dieses Hauses und unseres ganzen Besitzes hier nicht eher froh werden! Wir müssen uns erst einmal davon ent-

fernen und es dann als unser Eigenthum auf's Neue wieder kennen lernen, um uns hier heiter und heimisch zu fühlen. Ein Erbe antreten von geliebten Todten ist nicht leicht. Es knüpft uns nur noch mehr an sie, weil sie uns unsichtbar umgeben in den Dingen, die von ihnen stammen. Ich selbst empfinde das, es macht mich selber traurig.

Lora ergriff den Vorschlag mit sichtlichem Vergnügen, und da noch bei der Mutter Lebzeit eine Reise nach Paris im Werke gewesen war, entschieden sie sich, dieselbe augenblicklich anzutreten. Unabhängig, wie sie waren, bedurfte es keiner besondern Vorkehrungen dazu. Ludwig sollte im Hause bleiben, für alles Nöthige zu sorgen, und kaum trat er in das Zimmer ein, als Lora ihn mit der Frage überraschte, ob die Reisekoffer wohl nachgesehen wären, als man das letzte Mal zurückgekommen sei? Der Diener antwortete bejahend.

Sie haben aber Jahr und Tag gestanden,

wendete Paul ein, sehen Sie immer einmal nach, ob die Schlösser und Schnallen nicht gerostet haben, und ob sonst daran Nichts fehlt.

Wollen die Herrschaften denn verreisen? fragte Ludwig betroffen.

Ja! wir werden in der nächsten Woche nach Paris gehen, antwortete Paul.

Ludwig schwieg. Er glaubte es eigentlich nicht. Er konnte sich's nicht denken, wie solch ein Entschluß ohne seinen Beirath habe gefaßt werden können. Die Kommerzienrätthin würde das monatelang mit ihm besprochen, monatelang würde er Vorsehrungen dazu haben treffen müssen, früher als irgend ein Anderer hätte er darum gewußt; jetzt aber hieß es mir nichts dir nichts, in nächster Woche reisen wir, und in vier Tagen war die nächste Woche da. Er sah, es waren andere Zeiten, er hatte das schon lange empfunden, und sie gefielen ihm keinesweges, diese neuen Zeiten.

Haben der Herr denn schon den Tag bestimmt,

an dem wir abreisen sollen? fragte er mit einem stillen Ärger, der selbst durch die respektvolle Art seiner Frage nicht ganz zu verbergen war.

Ich denke, daß wir Dienstag gehen werden! Sie aber bleiben natürlich hier! beschied ihn Paul.

Der Diener verstummte. Dies »natürlich« kam ihm zu unnatürlich vor. Ohne ihn reisen, hieß nach seiner Meinung, ihn überhaupt verabschieden. Und also wollen die Herrschaften einen Andern für die Reise engagiren? fragte er, sich zur Ruhe zwingend.

Nein! wir werden Niemand mitnehmen als Marie, sagte Lora.

Das war zu viel für Ludwig. Ihn zu Hause lassen, war schon ein schweres Unrecht, aber ohne Diener reisen, kam ihm gegen alle Schicklichkeit, gegen alle Möglichkeit vor, wenn das Fräulein mit dabei war, und vollends die Begleitung der Kammerjungfer, die wollte ihm gar nicht in den

Sinn, die konnte und durfte er nicht zulassen, da er zu Hause bleiben sollte.

Er machte sich also im Zimmer noch zu thun, ging hinaus, kam wieder, zog die Vorhänge und Portieren zurecht, bis Vora aufstand und sich entfernte. Dann wendete er sich plötzlich gegen Paul und sagte: Von der Marie wird das Fräulein auch nicht viel haben in Paris, wie ich sie kenne.

Paul hatte eine Zeitung ergriffen und zu lesen angefangen, dennoch schien der Diener eine Antwort zu erwarten. Da sie nicht erfolgte, wagte er mit der Zuversicht, welche seine lange Dienstzeit ihm gab, einen neuen Versuch. Ich will Nichts gesagt haben, meinte er, aber die Herrschaft werden keine Bequemlichkeit und Nichts als Plage von ihr haben. Sie weiß ja hier schon nicht, wo ihr der Kopf steht, und nun vollends mit dem Menschen dort! — Und gutherzig, wie unser Fräulein ist! — Die selige Frau Kommerzienrätthin hätten sie gewiß zu Hause gelassen.

Das ist möglich! entgegnete Paul kurz, der es im Gegensatz zu seiner Mutter nicht leiden mochte, wenn Ludwig in allen Dingen seinen Rath gab, weil er ihm mit demselben in frühern Jahren oft unbequem geworden war. Aber obschon Ludwig diese Eigenheit seines jetzigen Herrn wohl kannte und zu schonen wußte, ließ er sich diesmal durch die kurze Abfertigung nicht zurückweisen.

Es wäre auch für die Marie selbst schlimm! fing er auf's Neue an. Sie hat hier schon ihr Theil Kummer. Wenn die es gar erleben sollte, dem Menschen, der so an ihr gehandelt hat, noch unter die Augen zu treten, da sehe ich gar nicht hin! Ein Brief, der ein Paar hundert Meilen weit gegangen ist, der thut noch lange nicht so weh, als ein lebendiges, deutliches Wort von Mund zu Ohr. Und für unser Fräulein wäre alle das Elend mit dem Mädchen auch keine Erholung und Zerstreung.

Er hatte das Alles gesprochen, während er

die Roten auf dem Flügel zusammenräumte und die Stühle an den Sopha's und an den Wänden in Ordnung stellte. Er sprach es auch gleichsam nur für sich selber hin, sobald er bemerkte, daß der Herr nicht geneigt war, seine Einwendungen aufzunehmen, und ging hinaus, ohne eine Antwort erhalten zu haben. Aber daß seine Abmahnung nicht verloren sein würde, war er deshalb nicht weniger gewiß.

Und es hätte seinem Herrn gegenüber dieser Abmahnungen kaum bedurft, denn dieser hatte aus denselben Gründen ohnehin beschlossen, die Kammerjungfer zurückzulassen. Eben wollte er der Schwester sagen gehen, daß natürlich von Mariens Mitreisen nicht die Rede sein könne, als Lora in das Zimmer wiederkehrte.

Marie ist außer sich vor Freude, sagte sie, über den Gedanken an Paris und über das Wiedersehen ihres Bräutigams.

Paul wurde mißmüthig. Er machte der

Schwester Vorwürfe wegen ihrer unüberlegten Versprechungen, er erklärte, Marie in keiner Weise und unter keiner Bedingung in Paris um sich haben zu wollen. Lora bat für das Mädchen, sie behauptete endlich, da Paul nicht von seinem Vorsatze abweichen wollte, sie könne die gewohnte Bedienung durch Marie nicht entbehren, aber grade das machte den Bruder nur noch ungeduldiger.

Die schönste Zeit seines Lebens hindurch hatte er sich mit kindlicher Selbstverläugnung den Wünschen und Bedürfnissen der Mutter untergeordnet, er war auch geneigt, für Lora zu thun, was in seinen Kräften stand, indeß von Rücksichten auf die kleinliche Bequemlichkeit einer Frau wollte er fortan sich nicht mehr bestimmen lassen. Lora durfte und sollte nicht in die Verwöhnung verfallen, der die Mutter sich hingegeben hatte, sie sollte und mußte sich unabhängig machen von diesen Dingen, und die Thränen und der Liebes-

handel ihres Mädchens sollten endlich aufhören, ihn zu behelligen.

Paul war heftig, Lora dieses Tones nicht von ihm gewohnt. Sie antwortete gereizt, und zum ersten Male kam Beiden der Gedanke, daß Nichts sie zwingt, eine Heftigkeit von dem Andern zu ertragen. Wo aber solche Empfindungen plötzlich fertig hervortreten in den Menschen, da haben sie in ihnen schon lange geschlummert, da geben sie meist das Zeichen, daß die bestehenden Zustände überlebt sind und daß eine Sehnsucht nach anderen Verhältnissen vorhanden ist.

Indeß währte die Mißstimmung an diesem Tage nur kurze Zeit. Schon nach einer Stunde war Lora in des Bruders Zimmer. Sie bat ihn, ihr zu vergeben, sie tadelte sich, daß sie seine guten Absichten verkannt habe. Mit dem Freimuth, der in ihrem Wesen lag, gestand sie, daß sie wirklich sich auch schon wie die Mutter von einer Menge von Gewohnheiten beherrschen lasse,

und daß sie sich davon loszumachen wünsche. Paul freute sich ihrer gerechten Reue, und mehr noch dieser Einsicht. Er schilderte ihr das Reiseleben, wie er es bei seinen ersten Ausflügen geführt. Er sprach von der leichten Lebenslust, mit der er, einen kleinen Koffer als seine ganze fahrende Habe, einst Italien und Griechenland durchzogen, und wie es dem Vielbesitzenden zu gehen pflegte, vertiefte er sich dergestalt in die Erinnerung der Mühsale und Beschwerden, welche Dienerschaft und Gepäck ihnen zu anderen Zeiten auf Reisen verursacht hatten, daß Vora in dem Augenblicke am liebsten gleich in den Wagen gestiegen, und ohne alle Vorkehrungen mit dem Bruder in die Weite gegangen sein würde.

Schnell wie die Verstimmung zwischen ihnen eingetreten war, wurde die Versöhnung auch geschlossen. Da aber jede Versöhnung ein Opfer fordert, mußte Marie dies unerläßliche Opfer werden. Man betrachtete sie als die alleinige Ursache

des Zerwürnisses, man legte ihr den stillen Schmerz zur Last, welchen es in den Geschwistern zurückgelassen hatte, man übertrug den Unmuth, den man gegeneinander empfunden, nur zu schnell auf die arme Marie. Paul und Lora fühlten sich plötzlich erleichtert, ausgesöhnt, befreit, und Paul übernahm es, Marien den veränderten Beschluß zu verkünden, ihr mitzutheilen, daß sie zu Hause bleiben müsse. Lora war es nicht im Stande.

Dreizehntes Kapitel.

Marie war sprachlos vor Schrecken, als sie diese neue Anordnung erfuhr. Sie konnte nicht bitten, sie hatte kein Recht sich zu beklagen. Sie war im Dienste ihrer Herrschaft und mußte gehen oder bleiben, wie man's ihr befahl. Aber sie hatte ihre ganze Hoffnung so schnell auf diese Reise gerichtet, sie hatte sich es vorgestellt, wie sie vor Karl hintreten werde, unerwartet, plötzlich, wie sie ihn fragen werde: Karl! kennst Du mich denn nicht mehr? kennst Du mich denn vergessen haben? — Sie hatte es im Geiste gesehen, wie er in ihre Arme sank, sie war mit ihm zu Vora gegangen, ihr zu erzählen, daß nun Alles gut sei, sie hatte nach Hause geschrieben, daß sie nicht wiederkehren werde, daß man ihre Sachen ihr

nachzuschicken habe nach Paris — das Alles hatte sie in einer Stunde in ihrem Innern durchlebt, und nun war das Alles vorbei, so schnell als es gekommen, Alles ausgelöscht mit einem Worte! Der einzige Nachtspruch: Marie bleibt zu Hause, weil Vora sich gewöhnen soll, ohne Bedienung fertig zu werden! warf alle ihre Hoffnungen und Pläne, warf vielleicht ihre ganze Zukunft mit einem Schlage über den Haufen.

Es war eine stille Dumpsheit, die im ersten Augenblicke über sie kam, dann trat der Zorn daraus hervor, und aus dem Zorn erwuchs ihr ein Entschluß. Die ganze Nacht erwog sie ihn, am Morgen hatte sie sich entschieden.

In aller Frühe ging sie in das Zimmer ihres Herrn, in welchem Vora sich gewöhnlich aufhielt, und sagte gegen Paul gewendet: Ich habe mir's die Nacht so überlegt, daß Sie vor dem Herbst doch wohl nicht wieder kommen werden.

Nein! schwerlich! antwortete dieser, aber weshalb fragst Du danach?

Marie wurde verlegen. Sie mußte jetzt, da sie es aussprechen sollte, die Sache nicht mehr anzufangen, und sagen mußte sie es doch. Wir sind nun im halben Januar, fing sie wieder an, bis zum Herbst sind es drei Viertel Jahre. Wer weiß, ob Sie dann einmal noch zurück sind? Wozu soll ich hier müßig gehen? — sprach sie kaum hörbar.

Marie, was fällt Dir ein! rief Lora erschrocken, die ihre Absicht gleich errieth.

Ich kann mir nicht helfen! stieß das Mädchen hervor, so oder so: hin muß ich! Ich muß wissen, woran ich bin. Ich halte es hier nicht aus. Lassen Sie mich ziehen!

Jetzt? fragte Paul, da Du in unserer Abwesenheit im Hause bleiben solltest?

Der Ludwig ist ja da! entgegnete sie. Hin

nach Paris muß ich einmal — und komme ich dann hierher zurück —

Nun? fragten Beide.

Ich mag nicht daran denken! sprach sie leise. Auf diesen Zwischenfall hatten die Geschwister nicht gerechnet, er kam ihnen höchst ungelegen. Man konnte Marien von ihrem Standpunkt aus kein Unrecht geben, und Lora hatte immer wieder Mitleid mit ihrer glaubensvollen Treue. Paul aber fühlte in diesem Augenblick nur Zorn gegen ihre Hartnäckigkeit, die sich nicht in die gegebenen Verhältnisse finden lernen wollte, und doch war auch ihm nicht wohl bei dieser Scene.

Er ließ Frau Redlich kommen. Man besprach und berieth was zu thun sei. Die Mutter war natürlich entschieden gegen den Vorsatz ihrer Tochter, der Vater, an den man endlich mit der Sache ging, fand ihn so ungehörig, daß er ihn kaum begreifen konnte. Gegen den Willen der Herrschaft den Dienst zu verlassen, gegen ihren Willen,

ja diesem Willen selbst zum Troge nach Paris zu gehen, schien ihm unmöglich für Marie; indessen grade der Widerstand, den sie von allen Seiten jetzt erfuhr, bestärkte sie in dem Gedanken.

Fest und bestimmt forderte sie von der Herrschaft ihre Entlassung zum ersten April, und gereizt bewilligte Paul sie ihr. Aber das ganze Verhältniß zwischen ihnen war damit plögllich auch vernichtet. Vora mochte Marie in den folgenden Tagen nicht um sich sehen, nicht mit ihr sprechen. Zum ersten Male nahm sie den kalten Ton der Herrschaft gegen ihre Kammerjungfer an. Sie befahl und forderte, wo sie sonst gebeten hatte. Marie gehorchte schnell und still. Streng pünktlich leistete und besorgte sie Alles, was zur Reise nöthig war, und Beide, die Herrinn und die Dienerrinn, zählten jetzt die Stunden bis zum festgesetzten Reisetage. Sie hatten einander zu lieb gehabt, um sich nicht Beide schwer gekränkt zu fühlen, und Frauen erbittern sich schneller gegen

einander als Männer es thun, wenn ein liebevolles Verhältniß einmal zwischen ihnen unterbrochen wird. Beide warfen sie einander in ihrem Innern Undank und Herzlosigkeit vor, Beide bereuten sie das Zutrauen und die Neigung, die sie für einander gehegt, und vor allem war es Marie, die gegen jedes weichere Gefühl, gegen jeden Gedanken des Bedauerns in sich kämpfte. Vergebens ermahnten die Eltern sie, einzulernen, vergebens stellte die Mutter ihr vor, was sie beginnen, und wie sie es bereuen werde, den Dienst verlassen zu haben, wenn nun doch die Heirath mit Berger einmal nicht zu Stande kommen sollte, sie blieb unerschütterlich.

Es giebt mehr Dienste in der Welt! sagte sie gleichmüthig, und Ludwig stimmte ihr darin bei, und die Mutter sprach nach einigen Tagen auch nicht mehr dagegen. Der Ludwig hatte sie vom Widerreden abgebracht.

So kam der Reisetag heran. Am Abende vorher hatte Paul dem Hausmädchen, das man im Frühjahr ebenfalls entlassen wollte, weil der Zeitpunkt der Rückkehr so ungewiß war, ihren Lohn im Voraus gezahlt, dann ließ er Marien rufen. Vora ging hinaus. Sie konnte es nicht mit ansehen, sie konnte es nicht hören, daß man mit Marien Abrechnung hielt und sie entließ wie eine Fremde; aber Marie selbst war und blieb vollständig gefaßt.

Mit Aufmerksamkeit hörte sie, wie Paul ihr die Berechnung dessen machte, was sie besaß; wortlos nahm sie aus seinen Händen die Werthpapiere, in denen ihr kleines Kapital bestand, und höflich dankend empfing sie die Lohnzahlung, die ihr bis zum Frühjahr zukam.

Ich rechne darauf, sagte Paul, daß Du bis zum ersten April im Hause bleibst, und daß Ihr, Du und Ludwig, Alles in Ordnung bringt, wenn das Hausmädchen das Haus verläßt. Die Köchinn,

die zurückbleibt, weiß in den Zimmern doch nicht recht Bescheid.

Sie können sich darauf verlassen! antwortete sie fest, ich werde es besorgen.

So ist denn Alles richtig! meinte Paul und erhob sich.

Marie hielt ihre Papiere und ihr Geld. Ich danke sehr! sprach sie leise und wendete sich zur Thüre, aber Paul konnte sie dennoch so nicht von sich gehen sehen. Marie! sagte er, daß es so kommen mußte, thut mir leid. Du hättest besser gethan, Dich zu fügen.

Wer kann für sein Schicksal! entgegnete sie, mir ist das meine, Gott weiß es, bitter. Damit verließ sie ohne weitere Klage, ohne ein Wort des Bedauerns das Gemach, und auch am Abende, als sie das Fräulein zum letzten Male bediente; blieb sie still und verschlossen, während Lora aller Mißhelligkeit vergessend, nur des nahen Scheidens

noch gedachte, und fast immer die Thränen in den Augen hatte, sobald sie auf Marien blickte.

Morgens, da der Wagen kam, erschrafen sie alle drei, Vora und Paul und Marie. Es hatte sie mehr mit einander verknüpft, als das bloße Verhältniß der Leistung und Zahlung, das bloße Verhältniß der Herrschaft und Dienstbarkeit. Sie hatten Sorge und Noth am Krankenbette geliebter Menschen getheilt, ein ganzes Leben gegenseitiger Treue und Güte hatten sie zusammen durchlebt; Marie empfand von Allem diesem Nichts in dieser Stunde.

Sie gehen nach Paris und ich muß bleiben! Das war das Einzige, was sie sich immerwährend sagte.

Ihre Starrheit verschloß auch den Andern das Herz und den Mund. Aber als Vora endlich in den Wagen stieg, als Marie ihr den Shawl nachreichte und noch einmal an den Schlag trat, die Reisesachen zu ordnen, da überwältigte es Vora.

Ich danke Dir Marie! sagte sie und gab ihr die Hand, ich danke Dir für Alles, was Du mir gethan hast; und verzage nicht, und gehe nicht fort — hörst Du! — gehe nicht aus dem Hause Marie, und nicht nach Paris — ehe ich Dir schreibe.

Wie ein schneidender Schmerz zuckte es in dem Augenblicke über Mariens Gesicht. Sie drückte des Fräuleins Hand, indeß es kam kein Wort über ihre Lippen.

Und noch einmal rief Lora sie heran und neigte sich zu ihr und flüsterte: Gehe nicht fort! Paul wird's auch vergessen — wir kommen wieder — bleibe nur, gehe nicht fort! hörst Du Marie! Bleibe bei uns! Hörst Du! Ich rechne darauf Marie!

Da aber sah Paul nach seiner Uhr, und Ludwig sagte: machen Sie fort Marie! es ist die höchste Zeit. — Adieu! rief Paul den andern Dienstboten und Mariens Eltern und Geschwistern

zu, die den Wagen umstanden. — Adieu! und glückliche Reise! tönte es zurück, und die Wagenthüre wurde geschlossen, der Wagen fuhr zum Portale hinaus, die Straße hinab, und sie schauten ihm nach, so weit sie sehen konnten. Dann ging zuerst der Meister an seine Arbeit, darauf die Köchinn in ihre warme Küche, und Marie ging auch hinauf, und endlich waren sie Alle fort. Die beiden Flügel des Portales fielen mit schwerem Schläge zu, die Treppenthüre wurde verriegelt, und oben in den öden Zimmern räumte Marie die zurückgelassenen Geräthschaften zusammen, zog Ludwig alle Fenstervorhänge herab, und die Herrschaft hatte das Haus verlassen, das nun vereinsamt stehen sollte für unbestimmte Zeit, der Aufsicht Ludwigs überwiesen.

Vierzehntes Kapitel.

Karls Lage in Paris war nach seiner Ankunft übler gewesen, als er sie irgend einem seiner Verwandten und Freunde eingestanden hatte.

Der junge Erbe der Fabrik war nur siebenzehn Jahre alt gewesen, erst in vier Jahren trat er aus der Vormundschaft seines Onkels, und wohin Karl sich mit den Unternehmungen der Fabrik auch gewendet, überall hatte er den hemmenden Willen dieses beschränkten Mannes zu empfinden, überall hatte er den jugendlichen Leichtsinne zu bedauern gehabt, mit dem er sich zur Werkführung in der Fabrik verpflichtet hatte, ohne sich zugleich für eine vollständige Direktion derselben die nöthige Freiheit zu sichern. Der Vormund hatte es sich zum Grundsatz gemacht, die Fabrik, wie er es nannte,

auf einem mittleren Fuße zu erhalten, und keine gewagten Speculationen zu machen, so lange er sie zu beaufsichtigen und das Erbe des Neffen zu verwalten hatte. Indes seinem beschränkten Sinne dünkten die unerläßlichsten Nothwendigkeiten schon gewagte Unternehmungen, Karl hatte unaufhörlich mit ihm zu kämpfen, wollte er die Fabrik nicht in's Stocken gerathen lassen.

Bei seiner Ankunft hatte er den Vorschlag gemacht, die alten Bestände schnell und um jeden Preis zu räumen, um das Lager frei zu bekommen, und neue Façons auf den Markt bringen zu können, aber gleich damit war er auf Widerstand gestoßen. Was er ein unerläßliches Manöver nannte, das hieß dem Vormund ein jüdisches Verschleuderungswesen, und ganz im Gegensatz zu Berger, der die Liebe des Publikums für alles Neue in Anschlag brachte, wie der Fabrikant es muß, behauptete der Vormund, die Menschen hingen an den ihnen werth gewordenen alten

Formen, das wisse er aus eigener Erfahrung, und neue Façons zu bieten sei erst dann von Nöthen, wenn die alten ihren Kredit vollständig verloren hätten. Schlimmer noch ging es Karl mit dem Theile der Fabrikate, den die Mode augenblicklich vorzugsweise begünstigte, mit den Statuen und Gruppen, deren Verkauf dem alten Herrn unsicher erschien, weil sie keinem jener wirklichen Bedürfnisse entsprachen, für die zu arbeiten ihm allein eines soliden Geschäftes würdig dünkte. So kam es denn, daß der Absatz der Fabrik sich nicht heben konnte, daß Karl in dem ersten Jahre seine schönsten Entwürfe und Skizzen nicht auszuführen vermochte, und daß auch seine eigne finanzielle Lage sich nicht, wie er's gehofft, verbesserte.

Je länger dieser Zustand dauerte, um so mehr lastete er auf Karl. Aus vorhandenen Formen neue Façons zu Leuchtern, Kandelabern oder geringen Uhrgehäusen zusammenbinden, einen Amor und eine Psyche im Rokokogeschmacke, oder einen

Hektor und eine Andromache im Styl der Kaiserzeit wieder auf's Neue gießen und ciseliren lassen, das war es nicht, was er gewollt hatte, aber sein Muth und seine Ausdauer ließen sich dadurch nicht lähmen. Nach langem Widerstreben des Vormundes erlangte er es, daß wenigstens die Bestände veralteter Statuen und Gruppen zu erniedrigtem Preise nach Amerika verhandelt wurden, indeß er erreichte es nur unter der Bedingung sich im Wesentlichsten fortan auf die Fabrikation des eigentlichen Hausrathes, auf Lampen, Kronen, Leuchter, Schreibzeuge und derlei Dinge zu beschränken. So weh ihm das auch Anfangs gethan, hatte er sich doch bald darin gefunden, ja er war schnell dahin gelangt, sich auch in diesem Fache als Künstler ein Genüge zu bereiten. Er hielt sich's vor, welche Schönheit die antike Welt und das Mittelalter in ihren Geräthschaften entwickelt hatten, und sie studierte er, nach ihnen schuf er. So gelang es ihm denn endlich einige von seinen

neuen Arbeiten in den Handel zu bringen, und der Absatz, der Beifall den sie fanden, änderten seinen Einfluß und seine Stellung in der Fabrik und zu dem Vormunde. Er ließ ihm freiere Hand, und Karl wußte diese Freiheit zu dem Besten Aller wohl zu nutzen.

Es währte nicht lange, bis man auf die neuen Geräthschaften der Fabrik aufmerksam wurde. Hier und da kam ein Künstler, ein Kunstfreund im Vorübergehen hinein, zu fragen, von wem die Modelle zu denselben geliefert worden wären, und bald sah Karl sich von den tüchtigsten Bildhauern der Residenz beachtet, gelobt und gefördert. Man stellte seine Modelle neben die besten Arbeiten von Mené, man ermutigte ihn, sich in größern Gruppen und Kompositionen zu versuchen, und noch war das zweite Jahr nicht zu Ende, als ihm die Direction der Fabrik in der Weise überlassen wurde, wie er derselben bedurfte um das Unternehmen zu fördern.

Diese Erfolge hatten auch seine persönliche Stellung in jedem Betrachte verändert. Sein Einkommen hatte zugenommen, sein Umgang sich erweitert. Er war den Kreisen der Künstler näher getreten, und ihm, dem Lernbegierigen, hatte sich damit eine neue Welt, aber auch ein höheres Ziel eröffnet. Sein ganzes Wesen war gehoben, er war voll Muth, voll Streben, voll Zuversicht, nur ein Band hielt ihn zurück, eine Fessel hemmte und drückte ihn täglich schwerer, seine Verlobung mit einem Mädchen, das ihm fremd und fremder wurde, je weiter er vorwärts schritt.

Mitten in dem frischesten Streben trafen ihre Briefe voll anklagender Sehnsucht ihn doppelt niederschlagend. Er war jetzt äußerlich in der Lage, eine Frau zu ernähren, er konnte Marien ein Loos bieten, das jetzt schon alle ihre Wünsche übertraf, aber es war ihm nicht mehr möglich, sie sich als seine Frau zu denken. Oftmals schon hatte er auf dem Punkte gestanden, ihr das zu

sagen, immer hatte ihn die Achtung vor dem gegebenen Worte, und die wirkliche Neigung, welche er für Marie hegte, davon zurückgehalten. Er konnte es nicht über sich gewinnen, sie zu verlassen, sie unglücklich zu machen, weil er glücklicher geworden war. Er wußte, wie schwer die Dienstbarkeit ihr fiel, er wußte, wie sehr sie an ihm hing. Er hätte ihr helfen mögen, sich ein selbstständiges Loos zu bereiten; wie für eine Schwester hätte er für sie sorgen mögen, nur an die Ehe mit ihr mochte er nicht mehr denken. Lange schwankte er in diesem Zustande, lange prüfte er sich selbst, aber er war sich auch ein Räthsel. Schrieb ihm Marie, so brachte jeder Brief ihm sichere Mißempfindung, sichere Verstimmung; schwieg sie und es fehlten ihm Nachrichten aus Berlin, so entbehrte er diesen Zusammenhang, eine Unruhe überfiel ihn, eine Sehnsucht, die er sich nicht zu deuten wußte, und mit einer Wärme, welche ihn oft bei dem Überlesen seiner Briefe selbst in Erstaunen

setzte, bat er Marien dann, ihm Kunde zu geben, von sich und ihrem Thun und Treiben.

An Wahrheit gegen sich selbst gewohnt, fing Karl endlich an, sich die Verwirrung, in welcher er sich befand, zum Vorwurf zu machen. Er konnte es nicht bereuen, daß er sich mit Marie verlobt, denn er hatte sie lieb gehabt, von Herzen lieb, als eine zufällige Erregung sie ihm zur Braut gegeben, und trotz mancher Bedenken, die sich gleich in ihm geregt, hatte er damals die Zuversicht gehabt, sie immer lieben und eine glückliche Ehe mit ihr führen zu können, aber diese Zuversicht war schon lange entschwunden. Er wußte, daß Marie nicht zu ihm gehöre, er hatte einsehen lernen, daß ihr beschränkter Sinn ihm selbst die Hoffnung verbiete, sie erziehen und bilden zu können, und die Aussicht auf ein langes Leben neben einer ungeliebten Frau mit pflichttreuer Resignation zu tragen, dazu fühlte er zu sehr die eigne, vorwärtstrebende Kraft.

Es war in den ersten Tagen des neuen Jah-

res, als er müde von der Tagesarbeit, in seine Wohnung kam; indeß so spät es war, gönnte er sich noch keine Ruhe. Die Mahlzeit hatte ihn erfrischt, er traute es sich zu, noch ein paar Stunden beim Scheine der Lampe an einer Gruppe modelliren zu können, die er zum Tragen eines Kandelabers in den letzten Tagen begonnen hatte.

Rasch war der Überrock abgeworfen, die bequeme Arbeitsjacke angelegt, die feuchte Umhüllung von dem Thone entfernt, und rüstig schnitt der feine Modellirstock hier eine Linie ab, dort setzte die geschickte Hand ein Wenig zu, und bog und formte und gestaltete, bis mehr und mehr ihm das Gebilde einer Aurorengestalt aus der Masse hervortrat, welche mit einem Stern über dem Haupte und die Fackel in den Händen die Lichtbringerinn darzustellen bestimmt war. Er selbst lächelte dem Bildwerke arbeitend zu, je deutlicher das siegende Lächeln auf den schönen Lippen des

Kopfes erblühte, und eben wollte er die letzten Striche daran thun, als es an seine Thüre klopfte.

Der Portier trat herein. Er entschuldigte sich, daß er noch zu so später Stunde komme, mehr noch, daß er jetzt erst den Brief besorge, der schon am Mittage in seiner Loge abgegeben worden. Dann sprach er noch eine Weile vom Wetter, von den Hausbewohnern, betrachtete mit Kennerblick die Arbeit Bergers, denn es wohnten noch zwei Künstler in demselben Hause, es hatten immer welche darin gewohnt, und der Portier hatte mit Allen guten Verkehr gehabt, und sich um ihre Arbeiten und um ihr ganzes Leben gekümmert. Er lobte also Bergers Gruppe und empfahl sich endlich mit der pffiffigen Bemerkung, er wolle den Herrn nicht länger abhalten, den Brief zu lesen, der wohl von lieber Hand geschrieben sei. Er hatte die Handschrift ja schon zwei Jahre hindurch so oft gesehen.

Auch Karl kannte sie nur zu wohl, aber es

drängte ihn darum nicht den Brief zu lesen. Erst als er sein Werk für heute nicht weiter fortführen zu können meinte, ließ er die Arbeit und wendete sich zu Mariens Schreiben. Er war mit Bangen daran gegangen, hatte sich auf neue Klagen und Vorwürfe gefaßt gemacht, statt dessen begann ein Ausruf der höchsten Freude den Brief.

Wir reisen nach Paris! schrieb Marie, in zehn, zwölf Tagen bin ich bei Dir!

Karl las nicht weiter. Jetzt stand er am Scheidewege; jetzt mußte er sich entschließen. Sein Kampf war ernst und heftig. Kein Schlaf kam in seine Augen die ganze Nacht. Mit strenger Prüfung sah er auf seine und auf Mariens Vergangenheit und Zukunft, endlich am Morgen setzte er sich nieder ihr zu schreiben. Er schilderte ihr in den ruhigsten Worten die Lage, in welcher er sich ihr gegenüber befand, er gestand ihr, daß er eine befriedigende Ehe zwischen ihnen für eine Unmöglichkeit halte. Er sagte ihr, wie er sie nie vergessen werde,

wie es ihn schmerze, ihr nicht das Glück bereiten zu können, das sie neben ihm, und er mit ihr, zu finden gehofft habe, und endlich erbot er sich, Alles zu thun, um sie von der Nothwendigkeit des Dienens zu befreien, und ihr in Allem brüderlichen Beistand zu leisten, wodurch sie für sich eine selbstständige, unabhängige Existenz zu gründen vermöchte. Aber so ruhig der Brief verfaßt war, so gerecht er gegen Marie, so streng er gegen Karl selbst gehalten war, und so demüthig verführend er sich mit seinem verheißenen Beistande ihr nahte, es klang ihm Alles noch nicht mild genug. Zwei-, dreimal schrieb er ihn auf's Neue, ohne sich mehr genug zu thun, und endlich entschloß er sich, den ersten Brief, als den wahrsten Ausdruck seiner schmerzlichen Empfindung und seines unwandelbaren Entschlusses, an sie abzusenden.

Nachdenkend hielt er ihn lange in der Hand, ehe er ihn am Morgen dem Briefkasten anvertraute. Endlich warf er ihn hinein, und seufzend und an

Marie denkend, ging er an des Tages Arbeit. Er hatte sich befreit, aber er hatte diese Freiheit mit fremdem Schmerz erkaufte. Er war entschlossen, diese Freiheit für die eigene Entwicklung zu benutzen — froh wurde er derselben in diesem Augenblicke nicht.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein langes Verweilen in engen Verhältnissen, ein langer Aufenthalt an einem Krankenbette, prägen dem Menschen ihren Stempel ein. Man bleibt nicht gesund dabei, der Blick verengt sich, der Sinn der Frauen namentlich läßt sich bald umfassen von der kleinen Thätigkeit, welche die Tage erfüllt, und sie verfallen leicht in ein trübes Begnügtsein, sobald sie sich sagen dürfen, daß sie durch ihre Resignation einem geliebten Menschen das Dasein erleichtern. Es ist dies eine der schönsten Eigenschaften und zugleich eine der gefährlichsten Schwächen des Weibes. Denn der Mensch ist nicht geschaffen, sich selbst zu verlieren an das Leiden eines Andern, und wer sich nicht frei darüber zu erheben vermag, bei aller Sorg-

falt, die er dem Andern angedeihen läßt, der kann zwar Gutes thun und stiften, aber nicht für lange Zeit, denn er verliert bald den vollen Gebrauch seiner Kräfte und Fähigkeiten. Wir würden im Allgemeinen viel mehr tüchtige Frauen haben, viel weniger kleinlichem Egoismus unter den älteren Frauen begegnen, wenn man die weibliche Jugend nicht in dem Irrglauben aufzöge, daß sie geschaffen sei, sich völlig an das Leben Anderer hinzugeben, sich darin zu verlieren. Ein Unnatürliches fordern, gänzliche Selbstverläugnung begehren, erzeugt niemals Gutes und erniedrigt in diesem Falle, statt zu erheben.

Auch auf Lora hatten die große Unterordnung unter den Willen ihrer kränkenden Mutter, die spätere lange Krankenpflege und die stille Trauerzeit nicht gut gewirkt. Sie hatten ihre Frische angetastet, ihren Sinn befangen. Kaum aber war sie diesem Kreise entrückt, kaum hatte sie einige Tage außerhalb des Hauses in wech-

selnder Umgebung sich bewegt, so fühlte sie sich wie umgewandelt, und selbst der Bruder erschien ihr wie ein Andern. Er kam ihr jünger vor als in der Heimath, und weil er jetzt, wo sie ohne alle Bedienung reissten, eine Menge Hülfsleistungen für sie zu übernehmen hatte, die er sonst Ludwig überlassen, so gab ihm das in ihren Augen einen Anstrich von Galanterie, die ihr wohlgefiel, und die sie ihm durch jene weibliche Dienstbarkeit zu ersetzen suchte, welche dem Dienenden und Empfangenden gleich erfreulich ist, wenn sie vom Herzen dargeboten wird.

Es war ihnen etwas Neues, ausschließlich auf einander angewiesen, ganz allein beisammen zu sein. Die Abgeschlossenheit mitten in der bewegten Welt gewann für Beide einen großen Reiz, es machte sie noch zärtlicher für einander, als sie je gewesen waren, und daß man sie allgemein für ein Ehepaar, für Neuvermählte an-

sprach, erhöhte die heitere Stimmung, in welcher sie Paris erreichten.

Es war schon spät am Abende, als sie Arm in Arm zum ersten Male die lichterhellen Boulevards entlang gingen, und das bunte Leben der wechselvollen Hauptstadt sich vor ihnen bei jedem Schritte neu entfaltete. Vora war in großer Erregung. Unbestimmte, verlockende Vorstellungen von einer Freiheit des Lebens, von der sie bisher nur gehört und gelesen, Gedanken an romantische Begegnisse, eine Sehnsucht nach Abenteuern selbst, steigerten ihr ganzes Wesen und machten den Bruder lächeln, als sie sich plötzlich in dem Ausrufe fund gaben: Es ist wunderbar, Paul, aber mir ist als müßte ich hier etwas ganz Ungewöhnliches, etwas Besonderes erleben!

Dies Verlangen nach Ungewöhnlichem, diese Erwartung besonderer Erlebnisse hegen fast alle Mädchen der höhern Stände bei ihrem Eintritt in die Welt. Sie ist die nothwendige Folge ihrer Er-

ziehung, die sie unablässig an das Hergebrachte, an das Schickliche, d. h. an das Alltägliche bindet. Aber der erste Blick, der hinüberreicht über diese engen Schranken, möchte sie meist auch sprengen. Die unterdrückte Phantasie, der unterdrückte Wille rächen sich und fordern ihr Recht. Ja oftmals sind es mehr Neugier, unbestimmter Freiheitsdrang und ein Geist des Widerspruches, als Liebe und Leidenschaft, welche die Frauen der höhern Stände zu ihren Irrthümern verleiten.

Bei Lora war die Freude an dem Ungewohnten harmlos. Es gefiel ihr Alles, wie einem Kinde das Neue gefällt. Sie war fröhlich, wie ein Schüler auf der Ferienreise, und als der Bruder endlich mit ihr in ein kleines Estaminet eintrat, in dem er bei seinem ersten Aufenthalte in Paris mit seinen jungen Freunden manchen Abend zugebracht, erschien ihr das als ein Ereigniß, welches sie mit einem Schlage in eine ganz andere

Welt versetzte. Sie mochte gar nicht daran denken, daß Paul schon am folgenden Tage eine eigene Wohnung für sie Beide suchen, einen Diener, eine Kammerjungfer, einen Wagen miethen wollte.

Auch Paul, der einst seine glücklichsten Tage in Paris in den ungebundenen Kreisen von jungen Künstlern genossen hatte, fühlte sich ebenfalls behaglich in der Ungebundenheit, und Beide begegneten sich in dem Wunsche, die Freunde und Bekannte, welche sie in Paris besaßen, für's Erste noch nicht aufzusuchen, sondern ihr fröhliches Fremdsein erst recht mit Behagen auszukosten.

Mehrere Tage waren ihnen in dieser Weise vergangen, als Lora den Vorschlag that, den jungen Berger aufzusuchen, von dessen Schreiben an Marie sie keine Kunde erhalten hatten, da daselbe erst nach ihrer Abreise in Mariens Hand gekommen war.

Ich sehe ein, sagte Lora, nachdem sie ihre Absicht ausgesprochen, ich sehe ein, Du hast recht gehabt, Marie nicht mit hierher zu nehmen, aber ich kann nicht aufhören an sie zu denken, und ich werde auch nicht Ruhe finden, ehe ich Karl gesprochen und — —

Und was? fragte der Bruder.

Lora stockte einen Augenblick. Ehe ich mich nicht selbst überzeugt habe, daß für die arme Marie wirklich alle Hoffnung verloren ist! fügte sie hinzu.

Welch ein Jammer, rief Paul lächelnd, daß die Frauen sich nicht auf die Wissenschaften verlegen!

Wie kommst Du darauf? fragte Lora.

Euer Unglaube ist so gründlich! entgegnete er. Die klarsten Thatsachen, die schlagendsten Beweise überzeugen Euch nicht. Ihr müßt selbst sehen, selbst hören, selbst die Hände in die Wundmale legen, wie der heilige Thomas! Schade

nur , daß dieser lobenswerthe Drang nach eigener Überzeugung, dieser prüfungsfüchtige Unglaube sich einzig auf die Thatsache erstrecken, daß man eine Geliebte vergessen, ein übereilt gegebenes Versprechen bereuen und nicht halten könne.

Lora schmolte. Man muß für die Menschen, die man liebt, die Hoffnung nie verlieren, meinte sie, sonst thut man nicht das Seinige für sie.

So thue das Deine, antwortete Paul, nur erwarte nicht, daß ich Dir dabei helfe, und überlege was Du unternimmst.

Was ist da zu überlegen? fragte die Schwester mit aller Unbefangenheit ihres Alters. Habe ich ihm nicht selbst versprochen seine Braut zu beschützen? Hat er sie mir nicht selber auf die Seele gebunden?

Als er sie liebte! schaltete Paul ein, und Lora wurde nachdenklich.

Keine neue Unflugheit, Lora! warnte Paul. Es ist natürlich, in Deinem Alter zu denken und zu

empfinden, wie Du thust; aber es giebt keine üblere Lage für ein junges Frauenzimmer, als einen Mann an Pflichten zu mahnen, die er nicht mehr anerkennen will. Ich für mein Theil würde jede solche Erinnerung ohne Weiteres von mir weisen, besonders wenn sie mir, wie in diesem Falle, von einem unbefugten Dritten, von einem unerfahrenen Mädchen käme. Und wer giebt Dir die Gewißheit, daß Berger diese Zurückweisung nicht in einer Dich verletzenden Form ausspricht? Folge mir und bleibe davon fern.

Lora schwieg, aber man konnte ihr ansehen, daß sie noch mit demselben Gedanken beschäftigt war, auch fragte der Bruder sie nach einer Weile, worüber sie brüte?

O! meinte sie, ich denke an die Wahrheit des alten Sprichwortes, daß ein Mann dem andern hilft. Wo es die Untreue gegen ein armes Frauenzimmer gilt, da seid Ihr Alle einig.

Schäme Dich, Lora! welche alte Jungfer hat Dir diese Redensart vererbt?

Lora wurde roth auf die Worte ihres Bruders. Sie brach das Gespräch schnell ab und kam im ferneren Verlauf der Unterredung nicht mehr darauf zurück. Indes sie hatte den Vorsatz Karl zu sehen, keinesweges aufgegeben. Schmeichelnd fragte sie am nächsten Tage, was der Bruder thun würde, wenn sie einmal ganz gegen seine Ansichten und Gebote handeln sollte?

Paul sah sie an und sagte nach kurzer Pause: Du hast Berger herbeschieden!

Sie bejahte es verlegen. Hat er Dir geantwortet? — Lora nickte.

Und wird er kommen?

Ich habe ihm geschrieben, daß Marie nicht hier ist! entgegnete sie ausweichend.

Wann erwartest Du ihn? fragte Paul bestimmt.

Er wollte um drei Uhr bei uns sein! — Paul

sah nach der Uhr, die auf dem Kamine stand, es war gegen die dritte Stunde, Berger konnte in jedem Augenblicke eintreten.

Wie lange meinst Du, fuhr Paul fort, daß Eure Unterredung dauern wird?

Die Schwester blickte ihn betroffen an. Du willst doch nicht fortgehen? fragte sie.

Zuverlässig! antwortete er, nahm Hut und Mantel, die für die Promenade schon bereit lagen, und wendete sich der Thüre zu.

Paul! bleibe doch hier! bat sie freundlich.

Nein! mein-Kind! entgegnete er, aber ich werde Dich holen in einer Stunde! — Und im Fortgehen fügte er hinzu: Ein Mädchen, das sich's beikommen läßt, einen Mann zur Erfüllung seiner Pflicht zurückzubringen, wird doch nicht Furcht haben, ihm ohne Zeugen zu begegnen? Hier heißt's: entweder oder.

Damit hatte er das Zimmer verlassen und Lora war allein — allein und in der unbehag-

lichsten Verfassung, als der Diener des Hauses ihr Herrn Berger meldete. Sie erschrak darüber, als hätte sie nicht selbst seine Gegenwart gefordert; aber in den wenigen Minuten, die zwischen der Meldung und dem Erscheinen des Besuches lagen, änderte sich ihr Empfinden wieder. Sie hielt es sich vor, daß sie eine Liebespflicht zu erfüllen, ein armes, verlassenes Mädchen zu vertreten habe, daß sie persönlich gar nicht dabei betheilig sei, und als alle diese Gründe ihr den nöthigen Muth nicht schnell genug wiedergeben wollten, sagte sie: was kann's denn sein, er ist im Grunde doch nicht meines Gleichen! Sie dachte des Tages, da er in Mariens Domestikenstube, befangen durch seine unangenehme Lage, vor ihr gestanden hatte, sie fühlte sich ihm entschieden überlegen, und da sie nun mit ihren neunzehn Jahren elternlos, Herrinn ihrer selbst, und auf sich selbst gewiesen war, so wollte sie sich auch selbstständig beweisen und dem Bruder zeigen,

daß, sie des Schutzes entbehren könne, wenn er ihr denselben weigere. Mit einer Entschlossenheit, die einer bessern Sache werth gewesen wäre, ließ sie sich am Kamine in dem großen Lehnstuhle nieder. Es war eine Art hochmüthigen Trostes, mit dem sie »herein« rief, als Berger an die Thüre klopfte.

Den ganzen Morgen hindurch hatte sie sich überlegt, was sie ihm sagen wolle. Sie hatte es hundert Mal gehört, daß es eine Lehre der Klugheit sei, in Fällen wie dieser, die Unterhaltung zu beginnen. Immer und immer wieder hatte sie sich diese Begegnung in Scene gesetzt; mehr als zehn Mal hatte sie im Geiste die Worte wiederholt: Sie werden es natürlich finden Herr Berger! daß ich Sie rufen ließ, um mit Ihnen über die arme Marie zu sprechen. Sie hatte sich vorgestellt, wie er dann verlegen werden, wie sie ihm Alles darstellen würde, und nun er eintrat, nun schwand das Alles in ein Nichts zusammen.

Sie kannte ihn kaum wieder, so hatte er sich verändert. Er war stärker geworden, sein Gesicht noch ausdrucksvoller, seine Haltung sichrer. Selbst unter dem vollen Barte konnte man den Stolz des festgezeichneten Mundes nicht verkennen, und wo man ihm auch begegnete, mußte der Adel seiner männlichen Erscheinung fesselnd überraschen. Er war mit dem besten Geschmacke einfach gekleidet, ein selbstgewisser trotz seiner Jugend reifer Mann. Ruhig und sicher verbeugte er sich vor Vora, und ehe die Erstaunte ein Wort zu äußern vermochte, sagte er: Sie haben mich zu sich befohlen, verehrtes Fräulein! und ich danke Ihnen dafür, denn ich sehnte mich danach seit ich durch Sie von Ihrer Ankunft unterrichtet wurde, mich gegen Sie und Ihren Herrn Bruder zu rechtfertigen, was schriftlich wirklich eine schwere Sache für mich gewesen wäre!

Mein Bruder ist leider nicht zu Hause! be-

merkte Vora, um nur Etwas zu sagen, weil ihr Schweigen sie verdross.

Das bedaure ich, entgegnete Berger, denn seine Theilnahme hat mir in Zeiten, in denen ich oft fast mit mir selbst zerfallen war, sehr wohl gethan. Hätte er damals in meinem Innern lesen können, er würde mich vielleicht jetzt nicht so strafbar finden, als ich Ihnen wohl erscheinen muß. — Er setzte offenbar voraus, daß die Geschwister von dem Bruche mit Marien Kenntniß hätten, und Vora's Befangenheit, die sie zu rascher Antwort drängte, hinderte ihn, sich näher zu erklären.

Mein Bruder ist nicht gegen Sie! sagte Vora schnell, nur —

Nur Sie sind es! fiel ihr Karl in's Wort.

Ja! entgegnete das Mädchen, sich gewaltsam überwindend und zum Sprechen zwingend, weil Karl's Augen, der sich ihr gegenüber unaufgefordert niedergelassen hatte, so fragend auf ihr ruhten.

Ja! wiederholte sie, ich bin gegen Sie eingenommen, ich kann es Ihnen nicht vergeben, was das unglückliche Mädchen um Ihetwillen leidet und gelitten hat. Ich war Zeuge, als Sie sich mit ihr verlobten, ich selber gab Ihnen den Ring. —

Sie sah auf seine Hand, ihr Ring war noch an seinem Finger. Alles Blut stieg ihr nach dem Kopfe, und von einer ihr unerklärlichen Angst getrieben, sagte sie befehlend: Geben Sie mir den Ring zurück!

Fräulein! rief Karl und stand betroffen auf.

Geben Sie mir den Ring zurück! wiederholte sie noch dringender. Er sah sie sprachlos an, das konnte sie vollends nicht ertragen.

Sie lieben Marie nicht mehr! fuhr sie immer schneller und beängstigter fort. Was soll Ihnen die Erinnerung an eine Braut, die Sie nicht mehr lieben? Er kann Ihnen ja Nichts mehr sein, dieser arme Ring! Geben Sie mir ihn zurück, ich will, ich muß ihn wieder haben!

Wenn Sie es befehlen! sagte Karl gepreßt, zog den goldenen Reif von seinem Finger und legte ihn auf den kleinen Tisch neben Lora's Sessel nieder. Lora wagte weder den Ring zu nehmen, noch Karl anzusehen, der blaß geworden, hoch aufgerichtet vor ihr stand. Beide schwiegen, Beide blickten vor sich zur Erde, so sehr diese Stille ihnen drückend war. Plötzlich fuhr Karl empor, raffte sich zusammen und verließ mit einem kurzen »Leben Sie wohl!« eiligen Schrittes das Zimmer.

Lora blickte ihm mit starrem Schrecken nach. Alles zu Ende! sagte sie nach einer Pause, aber sie wußte kaum, was sie dachte, was sie aussprach, nur einen großen Schmerz empfand sie, der auf ihr lastete. Da fielen ihre Blicke auf den Ring, und die Thränen brachen ihr aus den Augen, sie weinte bitterlich. So traf sie der Bruder.

Was ist geschehen? rief er, als er ihre Aufregung gewahrte.

Er hat den Ring zurückgegeben! sagte sie, und deutete darauf hin.

Den Ring? wiederholte Paul fragend, aber sie beachtete es nicht. Er war so gut! sagte sie, er wollte sich entschuldigen, bei Dir vertheidigen! Er war so dankbar für Deine Theilnahme! — Sie hielt inne. Und ich wußte es ja, fuhr sie dann lebhafter fort, daß sie nicht zusammen gehörten, ich hatte es Dir, ihr selbst gesagt! — Es war Frevel, hochmüthiger Frevel! Ich vergebe mir's im Leben nicht! —

Paul war betroffen. Er hatte Mühe den Zusammenhang zu erfahren, mehr Mühe noch die Schwester zu beruhigen, da er ihr nicht deutlich machen wollte, was sie nicht zu ahnen schien, und was er selber plöglich gewahrte, so unwillkommen es ihm entgegentrat. Gleichmüthiger, als er es war, erbot er sich, den jungen Berger bald einmal aufzusuchen, und zu begütigen, was ihre Hefigkeit an ihm verschuldet hatte. Das beruhigte

sie endlich. Sie tröstete sich damit, daß sie Berger wiedersehen, daß sie selbst ihn werde um Entschuldigung bitten können. Sie wolle einem guten, vertrauenden Menschen, sagte sie, von ihrer letzten Begegnung keinen so üblen Eindruck hinterlassen. Denn da durch Rückgabe des Ringes die Verlobung mit Marien unwiederbringlich von ihm aufgehoben worden, so sei ja nun fortan auch kein Zusammenhang zwischen Berger und ihnen mehr vorhanden oder nöthig.

Das wurde von dem Bruder bereitwillig bestätigt, und Lora war mit sich gar wohl zufrieden, daß sie's ausgesprochen hatte. Worauf diese Selbstzufriedenheit sich aber gründete, das fragte und das sagte sie sich nicht.

Sechszehntes Kapitel.

Erst am Abende kehrte Karl wieder in seine Wohnung zurück. Schnell, wie er Lora's Zimmer verlassen, war er vorwärts gegangen, die Boulevards entlang, vorüber an der gepuzten Menschenmenge, die der schöne Wintertag hinausgelockt hatte auf die Straßen, den Sonntag zu genießen. Er merkte es kaum, wenn Bekannte ihm ihren Gruß zuwinkten, er merkte kaum, daß er vorwärts ging, noch weniger, welchen Weg er einschlug. Plötzlich blieb er stehen und sah sich um.

Er hatte die Stadt verlassen, er befand sich im freien Felde. Die Sonne war schon herabgesunken, ihr letzter Schein fiel über die Erde und warf sein mattes Rothgelb über die beschneiten

Felder. Hie und da stieg aus einem einsamen, fernen Hause der Rauch dünn und durchsichtig ferzengrade in die Höhe, hie und da flog frächzend eine Dohle empor, auf einem Baume ihre Stätte für die Nacht zu suchen. So weit er blickte, kein Mensch zu sehen, und Alles still um ihn her. Die ganze Gegend eingehüllt in die melancholische Farbe des Winters und des sinkenden Tages.

Wie komme ich denn hieher? fragte er sich zusammenschauernd, als ein kalter Windstrom seine vom schnellen Gange heiße Stirne streifte. Wie komme ich denn hieher? wiederholte er, indem er sich fester in seinen Mantel hüllte. Er lachte mit einem Male hell auf, aber das Lachen klang unheimlich, es erschreckte ihn selbst. Tollheit! sagte er, Tollheit und Wahnsinn von Anfang bis zu Ende! — Und wer ihn vernommen, der hätte den bitteren Zorn erkennen müssen, mit dem er diese Worte aussprach.

Er wendete sich zur Heimkehr, sein Schritt

wurde langsamer. Er war zur Besinnung gekommen. Während um ihn her die Gegend sich in tiefere Schatten hüllte, bis er nur seine nächste Nähe noch erkennen konnte, stieg immer heller und deutlicher seine ganze Vergangenheit vor ihm empor, und sein Grimm gegen sich selbst ging in Trauer, in eine stille Wehmuth über.

Welch eine Wandlung von dem Tage, da Vora ihm mit aller Holdseligkeit ihrer Güte den schmalen Goldreif gegeben, bis zu der Stunde, da sie ihn so gebieterisch zurückverlangt! Jener Tag und diese Stunde waren für ihn der Anfang und das Ende eines langen, langen Traumes; aber es war ihm gegangen wie den Kindern, die im Wunderberg verzaubert schlafen. Als ein anderer Mensch ging er aus der Verzauberung seines Traumes hervor. Jetzt wußte er Alles, jetzt verstand er Alles, jetzt verstand er auch sich selbst. Alles, was er erstrebt, um ihretwillen hatte er danach getrachtet. Um ihretwillen hatte er gelesen

und studirt die Nächte hindurch, wenn er müde von der Tagesarbeit heimgelommen war. Sie hatte nicht empfinden sollen, wie fern er ihr damals noch gestanden an Kenntnissen und Bildung. Er mußte eine Stufe erreichen, die ihm ihre Theilnahme verdiente, er mußte ihr mit einem Worte ebenbürtig werden. Seine Lebensweise, sein Umgang hatten sich danach bestimmt. Nicht die Vergnügungen der Jugend, nicht Scherz und Freude unter seinen Altersgenossen hatte er gesucht, sie hatte ihm das Alles ersetzt, sie war sein Ideal gewesen, von der Stunde, da er sie zuerst gesehen. Nun wußte er, warum es ihn so glücklich gemacht seine Tagebücher zu schreiben, die er nach Berlin gesendet, nun wußte er, weshalb er's nicht vertragen können, ohne Nachricht von Marien zu sein. Nur Lora hatte er schon seit langer Zeit gesucht in den Briefen seiner Braut, nur für Lora hatte er geschrieben. Sie war der Stern gewesen, der ihm geleuchtet, ihm vorwärts und hinauf

gewinkt, nur für sie und durch sie hatte er gelebt.

Er begriff nicht, wie er sich so lange getäuscht. Er hatte sich ja nach ihr gesehnt in seinen besten Stunden und in seinen Träumen — nur ihren Namen hatte er sich nicht genannt, er war ihm ein Allerheiligstes gewesen. Eine tiefe Stille kam über ihn, er wußte nicht, war es Erschöpfung, war es Friede. Er dachte an Marie, er dachte an Lora, aber er dachte Beider, als wären sie nicht am Leben und Beide losgelöst von ihm.

Arme Marie! seufzte er unwillkürlich, und in demselben Augenblicke hätte er auch seufzen mögen über sein eigenes Geschick. Nun war es ja gestillt sein langes, tiefes Sehnen, nun hatte er sie wiedergesehen, ihre Stimme vernommen — und Alles war doch zerknickt, zerstört für immer, was ihn beseligt und erhoben hatte.

Es ist vorüber! sagte er, vorüber der Irr-

thum und die Täuschung, vorüber auch die Jugend und ihr schöner Traum! Aber das Herz in der Brust that ihm wehe, als er sich dies Urtheil sprach.

Müde und erschöpft langte er in seiner Wohnung an. Es war ihm lieb, daß der Portier ihn heute mit keiner Frage, keiner Bestellung aufhielt. Still und langsam, als käme er von einem Kirchhofe, auf dem er sein Liebstes eingesenkt, zündete er seine Lampe an und setzte sich an dem Tische nieder, an dem er so viele Male frohen Herzens nach Berlin geschrieben, an dem er Lora's flüchtige Antworten mit so stolzen Glücksempfindungen gelesen hatte. Nun war das zu Ende, er hatte Nichts mehr zu sagen, er wollte auch Nichts mehr für sich. Einen Augenblick dachte er daran, Marien zu schreiben, daß er bereit sei, sie jetzt heimzuführen, damit doch wenigstens Einer erlange, was er erstrebt, indeß die neue Selbsttäuschung widerte ihn noch schneller an, als sie ihm gekommen war,

und die Vorstellung, daß ein Mensch ohne Wunsch und Hoffnung nicht einmal im Stande sei, sich erfolgreich an Andere hinzugeben, warf ihn vollends nieder.

Hunger und Kälte riefen ihn aus seinem Brüten wach. Er aß, was er zufällig in seinem Zimmer vorfand, und legte sich dann zur Ruhe, aber ihn floh der Schlaf. Lora stand ihm immer vor den Augen. Die Frage, weshalb sie mit solcher Heftigkeit den Ring von ihm zurückgefordert, gönnte ihm keine Raft. Er hätte sie des Stolzes, des Hochmuths anklagen mögen, wäre nicht Alles, was er durch lange Jahre von ihr gehört, so gut und warmherzig gewesen. War hier eine Schuld vorhanden, so mußte er sie tragen. Mit grübelndem Scharffinn prüfte er Alles, was er gethan, jedes Wort, das er gesprochen, er war sich keines Unrechtes gegen sie bewußt. Und doch wünschte er ein Unrecht begangen zu haben, das er ihr hätte abbitten können,

das sie freigesprochen hätte von dem Vorwurfe des grillenhaften Jornes, den er ihr immer wieder machen mußte. Endlich, als sein Sinnen fruchtlos blieb, hesteten seine Gedanken sich ausschließlich auf ihr Bild, und mit der Erinnerung an ihre Schönheit schlief er ein.

Es war gut für ihn, daß der nächste Tag ihn an die Arbeit rief. Er hatte die Nacht einige Stunden fest geschlafen, am Morgen wieder tüchtige Nahrung zu sich genommen, und damit ist ein gesunder Mensch über einen Theil des Herzeleidcs, über die eigentliche Schwäche gegen sich selbst hinweg.

Er empfand zwar noch, was ihm fehlte und was ihn drückte, aber er bemitleidete sich nicht mehr. Er hatte sich die letzten Jahre hindurch erhoben und gebildet durch den Aufblick zu einer ihm unerreichbaren geliebten Frau, das war ein Glück für ihn gewesen. Konnte er die Geliebte nicht gewinnen, so durfte er sich darum nicht in

hoffnungsloser Sehnsucht verlieren. Eine neue Zeit hob' für ihn an, und sie sollte noch ernster aber auch noch freier werden, als die Vergangenheit. Aus eigenem Triebe, zu eigenem Vortheil, allein um der Sache selber willen, wollte er arbeiten und leben, ohne einen Hinblick auf ein Phantasiegebilde, ohne ein anderes Streben als dem nach künstlerischer Selbstvollendung. Es sind stets kräftige Naturen, die sich nach dem Fehlschlagen einer Hoffnung, nach erkanntem Irrthum, in sich selbst zusammenraffen und den Trost in der eigenen Kraft und in ihrer Arbeit suchen, während schwache Gemüther nach Enttäuschungen sich aufzugeben pflegen, oder sich für Andre opfern und an die Allgemeinheit verlieren wollen.

Indeß mitten in dieser Erhebung überfielen ihn doch bisweilen noch Stunden der Entmuthigung und der Ruhelosigkeit und Sehnsucht. Verzagten Herzens dachte er des Eindruckes, welchen sein Schreiben auf Marien machen mußte, und oftmals

zürnte er dann auf Vora, als trüge sie die Schuld von Allem. Dann wieder kam ihm das Verlangen sie noch einmal zu sehen. Bald glaubte er sie in einem Wagen auf der Straße, bald durch die Fenster eines Magazines zu erblicken, und immer schalt er sich für solche Thorheit. Er wollte weder an Marie noch an das Fräulein denken, er verwünschte im Ärger oft alle Frauen, die einen Mann nicht zu sich selber kommen lassen, und gelobte sich, es solle ihm sobald nicht wieder ein Weib die Ruhe seiner Tage rauben. Die Zeit der Jugend und der Liebe sollte für ihn zu Ende sein, und damit gut.

Grade diese Vorsätze aber bewiesen es, wie jung er war. Hätte jeder Liebende nur mit sich selbst zu thun, so würde in den meisten Fällen die Liebe nicht schwer zu bestiegen sein, indeß die eigne Liebe und die Liebe eines Andern auf einmal zu beschwichtigen und zu bekämpfen, das ist schwer; denn wie ein unsichtbares Gewebe spin-

nen die Gedanken sich von Einem zu dem Andern, heften sich aneinander und bilden neue Fäden, neue Bande, wenn man die ersten gebrochen zu haben wähnt. Karl wollte arbeitend vergessen, und Lora hatte Muße unablässig seiner zu gedenken.





Die

Hammerjungfer.

Die

Hammerjungfer.

Roman

von

Fanny Lewald.

Zweiter Theil.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1856.

Der Autor behält sich das Recht der Übersetzung
in fremde Sprachen vor.



Erstes Kapitel.

Die beiden Geschwister hatten allmählig die Besuche in den Familien gemacht, mit welchen sie sich durch die früheren Handels- und Freundschaftsverhältnisse ihres Vaters und durch Paul's eigene Verbindungen in einem Zusammenhange befanden, und bald sahen sie sich in eine vielgestaltige Geselligkeit verwickelt, in welcher man sie mit theilnehmender Gastlichkeit willkommen hieß.

Vor allen andern aber wurde es ihnen heimisch in dem Hause eines reichen Finanzmannes, des Bankier Delaborde, mit dem ihr Vater schon in seiner Jugend eine durch ihr ganzes Leben dauernde Freundschaft geschlossen hatte. Als Paul das erstemal in Paris gewesen war, hatten sein

Vater und Herr Delaborde eine Heirath Pauls mit der ältesten Tochter dieses Freundes beabsichtigt, indeß ob schon die jungen Leute einander Jugend und Liebenswürdigkeit entgegen zu bringen gehabt, waren sie sich nicht näher getreten, vielleicht nur deshalb nicht, weil die Eltern Beider die Hoffnung auf diese Vereinigung zu deutlich ausgesprochen hatten.

Es war mit einer Art von Neugier, daß Paul die Dame wieder sah, welche ihm einst bestimmt gewesen war. Er wußte, daß sie sich nicht verheirathet hatte, und, die Einzige von ihren Schwestern, noch im Vaterhause lebte, während die beiden Andern Ehebündnisse eingegangen waren, wie ihre Neigung und ihre gesellschaftliche Stellung sie bedingten. Eugenie war mit Paul von demselben Alter, und sie dünkte ihm jetzt in ihrer äußeren Erscheinung noch bedeutender und interessanter als zuvor. Ihre Schönheit, die immer in dem Adel der Formen bestanden, erschien durch

den Ernst der reifen Jahre nur noch würdevoller, und die Eigenartigkeit ihres ganzen Wesens zog ihn mächtig an. Mitten in der Gesellschaft, deren Sitten und Gewohnheiten sie in anmuthigster Weise in sich verkörperte, mitten in dem glänzenden Hause ihrer Eltern, dessen Gastlichkeit durch Eugeniens nie ermüdende Rücksicht auf Andere einen besonderen Reiz erhielt, konnte man sich dennoch, wenn man sie sah, des Eindruckes nicht erwehren, dieses Leben in der Gesellschaft sei nicht ihr eigentliches Leben, sie genieße es nicht, sondern ertrage es aus Güte und Rücksicht für Andere. Auch Paul und Lora machten diese Bemerkung schnell, und doch hätten sie nicht leicht zu sagen gewußt, worin Eugeniens Art und Weise von der Allgemeinheit abwich. Sie kleidete sich gleich der übrigen Welt, wenn schon sie helle Farben und glänzenden Schmuck zu meiden schien, wie freilich auch solche Frauen es thun, die sicher sind ihre Schönheit ohne fremde Zuthat nur glänzender zur

Erscheinung zu bringen. Aber Eugenie war offenbar mit ihrem Äußern nicht beschäftigt. Sie hatte Heiterkeit für die jungen Gäste ihres Hauses, regen Antheil für die Unterhaltungen der Männer und Frauen von Bedeutung, Freude an allen großen Leistungen und Ereignissen: »aber, sagte Lora, sie hat das Alles wie ein seliger Geist. Es geht sie selbst nicht an. Man sollte immer meinen, ihr eignes Leben sei schon lang zu Ende, und sie sei nur noch für die Anderen auf der Welt!«

Die Einen behaupteten, sie neige sich zur katholischen Kirche hin, Andere nannten sie eine gelehrte Dame, welche sich ernstern Studien widme, wieder Andre behaupteten, sie verfolge im Vereine mit entfernten Freunden bestimmte sociale Zwecke, und sie sei Schriftstellerinn, wenn schon sie ihren Namen bei ihren Arbeiten nicht nenne. Nur die Frauen machten sich das Vermuthen leichter. Sie sprachen von einer unglücklichen Liebe, welche

Eugenie für einen vornehmen italienischen Emigranten gefühlt haben sollte, und legten sich ihr Schicksal, jede auf die eigene Weise aus. Alle, Männer und Frauen aber, begegneten ihr mit einer achtungsvollen Theilnahme, mit einer gewissen Unterordnung, und es stand fest, daß sie vielfache Beziehungen hatte zu Personen, welche außerhalb des Kreises ihrer Eltern lebten, und daß ihre Wohlthätigkeit eine sehr ausgedehnte war.

Mit Paul hatte sie die frühere Bekanntschaft schnell und warm erneuert. Es war Beiden, als gäbe es ihnen jetzt einen Anspruch aneinander, daß sie sich einst verschmäht. Sie schienen es zu fühlen, daß sie sich nicht gerecht geworden waren, und mochten es vergüten wollen. Sie waren aufmerksam und theilnehmend für einander, und wenn gute Menschen sich mit Achtsamkeit begegnen, so bleibt die anerkennende Liebe nur selten aus. Sie wünschten einander zu gefallen, und

wurden sich gegenseitig werth und werther, weil sie sich in manchem Sinne ergänzen konnten.

Vielfach einander gleich in ihren Überzeugungen, fand Eugenie sich immer wohlthuend berührt durch die Wärme, mit welcher Paul sie aussprach, und dieser gewährte an der Freundin mit einer Art von Staunen, wie leicht es sei, der eigenen Überzeugung mitten in der Gesellschaft nachzuleben, wie häufig es gelinge im Leben die rechte Saat zu streuen, die rechte Hülfe zu bringen, wenn man sich selbstthätig und in der rechten Zeit dazu entschließt. Jene Entmuthigung, die Paul so oft empfunden, jene Enttäuschungen, über welche er sich beklagte, Eugenie schien sie nicht zu kennen. Alles war stilles, freudiges Thun an ihr, und kaum hatte sie es wahrgenommen, wie nothwendig für Paul eine wirkliche Beschäftigung geworden sei, als der Gedanke ihm nützen zu können, sie noch lebhafter zu ihm zog. Ich will Sie leben lehren, sagte sie eines Tages freundlich,

lehren Sie mich denken. Ich habe lange gewünscht einmal die deutschen Dichter mit einem Deutschen von Ihrer Bildung zu lesen, lassen Sie uns dies thun! —

Paul willigte mit Freuden ein, und diese gemeinsame Lektüre, zu der man Lora zog, vereinigte Eugenie und die Geschwister, und machte das junge Mädchen bald zu dem Lieblinge der älteren Freundinn, die ihr schon Theilnahme bewies, weil sie sich der Liebe freute, mit welcher der Bruder an der Schwester hing.

Schön, jung, geistvoll und reich, mußte Lora natürlich auch in diesem großen und fremden Kreise auffallen und anziehen. Sie war ihren weiblichen Altersgenossen angenehm, sie wurde gesucht von den Männern, Freundlichkeit und Huldigung kamen ihr von allen Seiten entgegen. Eine Menge neuer Eindrücke, neue Arten von Genüssen wurden ihr dargeboten, Eugenie selbst nahm sie unter ihren Schutz, man führte ihr Alles zu, was sie reizte

oder vergnügen konnte, indeß wider das Erwar-
ten ihres Bruders, ja wider ihr eigenes Erwarten,
fühlte sie sich davon nicht hingerissen, nicht einmal
befriedigt.

Sie genoß nicht rückhaltlos, wie die unbe-
fangene Jugend es thut, ihre Gedanken hatten
ein anderes Ziel, einen bestimmten Mittelpunkt
gefunden. Aus dem Lichterglanze eines Balles,
aus den berausenden Tonmassen der Opern und
Konzerte wendete ihr Sinn sich ab zu einem
engen Raume, den sie nicht kannte, den sie sich
vorzustellen strebte. Die gesuchte Eleganz der
Männer erinnerte sie an Bergers Einfachheit, der
Luxus, der Überfluß mahnten sie an das, was er
entbehren mochte. Sie mußte seiner gedenken, bei
Allem, was sie sah und was sie erlebte — oft
wider ihren Willen.

Das machte die Frohe, Lebensmuthige mit
einem Male ernst und still. Paul kannte sie in
dieser Stimmung kaum noch wieder, um so mehr

beunruhigte ihn dieselbe, denn ihre Ursache war ihm nicht verborgen. Während er noch mit sich zu Rathe ging, ob er mit Lora über ihr Empfinden sprechen solle oder nicht, überhob ein Zufall ihn des eigenen Entschlusses.

Eugenie hatte sie Beide aufgefordert an einem bestimmten Abende sie zu einer Freundin zu begleiten, mit welcher sie sie bekannt zu machen wünschte, indeß ein plögliches Unwohlsein jener Dame hinderte die Ausführung des Besuches, und Eugenie empfing die Geschwister in ihren eigenen Zimmern. Herr und Frau Delaborde waren in der Oper, und freundlich lud Eugenie ihre Gäste ein, den Abend mit ihr zuzubringen. In angeregter Unterhaltung gingen die Stunden schnell vorüber, schon die edle, künstlerische Ausschmückung der Räume bot manchen Stoff für die Betrachtung, und manche Anregung für das Gespräch. Es wurde spät ehe man sich trennte. Im Fortgehen sagte Paul: man fühlt sich in Ihren Zim-

mern wie in einer besonderen Welt, in der die Harmonie der Schönheit durch Nichts gestört wird. Alles, von den Gemälden bis zu Ihren Lampen und Ihrem Schreibzeug ist wie aus einem Gusse geflossen, und das Geringste ist hier so einfach und edel als seine Besitzerinn.

O! sagte Eugenie, sprechen Sie nur von keinem Geringsten, wenn Sie meine Lampen und Geräthe betrachten, denn diese sind wahre kleine Meisterstücke. Ich wundre mich, daß Sie nicht früher auf dieselben aufmerksam geworden sind. Es ist ein Landsmann von Ihnen, ein junger Deutscher, der sie fabrizirt, und der sich in kurzer Zeit grade durch diese Arbeiten einen Namen gemacht hat. Er arbeitet in der Fabrik von Lerville, und er selbst heißt Berger. Sie finden seinen Namen auf den Sachen, die er modellirt hat. Dabei hob sie eine Schale zu Streusand auf, und wies, sie gegen das Licht haltend, auf den Na-

menszug hin, der auf dem Fuße zwischen den Rankengewinden zu lesen war.

Paul betrachtete die Schale und rühmte sie. Es freut mich sehr, sagte er, daß der junge Mann sich so heraufgearbeitet hat. Wir kennen ihn!

Sie kennen ihn? fragte Eugenie, und sah dabei zufällig nach Lora hin.

Ja! antwortete diese schnell, und eine heiße Röthe überzog ihre Wangen, ich habe mit ihm in Briefwechsel, das heißt, in einer Art von Briefwechsel gestanden, er ist — er war —

Paul sah ihre Verwirrung und wollte ihr zu Hülfe kommen. Wir lernten ihn durch einen Zufall kennen, sagte er, und unser Zusammenhang mit ihm ist nur ein mittelbarer. Er war —

Er war mit einer Freundinn von mir verlobt, unterbrach ihn Lora schnell, und diese Verbindung ist aufgehoben worden.

Die ängstliche Lebhaftigkeit, mit welcher sie diese Worte sprach, als hätte sie gefürchtet, der Bruder könne etwas Andres sagen, fiel Eugenie auf. Sie blickte Lora flüchtig forschend an, Paul kam nochmals auf die Arbeiten selbst zurück, und Eugenie meinte, als ihre Gäste sich gleich darauf entfernten, wenn sie das Bronzen-Magazin noch nicht gesehen hätten, so könnten sie es einmal gemeinsam besuchen.

Im Wagen blieben Paul und Lora Anfangs schweigsam, endlich, als sie sich schon ihrer Wohnung näherten, sagte Lora: Ich habe Dir es angesehen, Paul, daß Du Dich wundertest, wie die Erinnerung an Berger mich beunruhigt, und ich läugne Dir nicht, daß es der Fall ist. Indes täusche Dich nicht über die Ursache dieses Gefühls.

Ich glaube nicht, daß ich dies thue! meinte Paul.

Doch! entgegnete sie. Ich habe ein schlechtes Gewissen gegen Berger, das ist Alles! Ich war

hart gegen ihn ohne allen Grund dazu, und ehe ich ihn deshalb nicht um Verzeihung gebeten habe, ehe er nicht weiß, daß mir es leid thut, eher habe ich keine rechte Freude an mir selbst und an Paris.

Du willst ihn also sprechen? fragte Paul.

Ich möchte es gern.

Und was dann? fuhr der Bruder fort.

Dann, sagte Vora, werde ich fertig damit sein. So wie es jetzt ist, drückte mich ein Mißempfinden, und ich war nicht einmal fähig, Marien zu schreiben, was vorgegangen sei, obschon ich ihr das zugesagt habe. Schreiben will ich ihr gleich morgen, und willst Du mir das Herz recht erleichtern, so mache, daß ich Berger selbst noch einmal spreche.

Paul bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er ihr's zu. Er hatte den Eindruck so nachhaltig gefunden, welchen Berger auf die zu seinen Gunsten vorbereitete Phantasie von Vora gemacht hatte, daß er beschloß, den jungen Fabrikanten auf-

zusuchen und ihn bald zu ihr zu führen. Er war der Hoffnung, die nähere Bekanntschaft mit Karl werde den Zauber lösen, den Antheil zerstören, welche die flüchtige Begegnung hervorgerufen hatte, und er wünschte dies für die Ruhe seiner Schwester.

Zweites Kapitel.

Es war gegen Abend, um die Feierstunde, als Paul in die Fabrik ging. Vorn im Magazine wies man ihn in die Werkstätten, und eben wollte er sich am Eingange derselben erkundigen, wo er Berger finden könne, als dieser selbst ihm entgegentrat.

Da sie sich nur einmal gesehen hatten, erkannten sie sich nicht gleich bei dem matten Lichte, welches aus dem Fenster der Fabrik den Hof beleuchtete. Paul fragte, wo er den Chef des Ateliers finden könne, Berger sagte, er sei dies selbst, und als Jener ihm seinen Namen nannte, fühlte Karl, daß alles Blut ihm nach dem Kopfe stieg, ob vor Freude oder vor Erstaunen, das wußte er nicht.

Paul sagte, es habe ihm leid gethan, den Besuch seines Landsmanns neulich verfehlt zu haben, Karl gab ihm dies Bedauern zurück, und als fühle er, daß es mit diesem Begegnen vor der Thüre nicht zwischen ihnen abgethan sein könne, sagte er: ich kann Sie kaum bitten, hier noch einzutreten, denn in wenig Minuten wird man die Feierstunde läuten, und ich weiß nicht, ob Sie mir die Ehre erzeigen wollen, zu mir hinauf zu steigen. Ich wohne hier im Seitenhause.

Paul nahm die Einladung an. Karl durchschritt mit ihm den Hof, ging dann in das Haus, sie stiegen vier Treppen in die Höhe, wendeten sich von dem Hausflur seitwärts, Karl schloß einen Korridor auf, führte seinen Gast einen langen dunklen Gang hinab bis zu einer Thüre, und öffnete diese. Hier bat er Paul einen Augenblick zu warten, weil es einige Stufen abwärts gehe. Er zündete darauf ein Licht an, und mit Überraschung sah Paul bei dem matten Schein der

Kerze einen großen Raum, ein eigentliches Künstleratelier vor sich. Mit einer angenehmen Geschäftigkeit warf Karl Hut und Mantel von sich, brannte eine Arbeitslampe an und stellte sie auf den Sims des Kamines, in welchem er Holz und Kohlen aufschichtete und mit einer Harzkugel schnell in Flammen setzte. Endlich rückte er einen großen, mit verblühtem Leder überzogenen Lehnstuhl an das Feuer, und seinen Gast zum Sitzen nöthigend, sprach er: Jetzt haben Sie alle Bequemlichkeit, welche diese Wohnung bietet, jetzt sein Sie willkommen! Er bot bei diesen Worten seinem Gaste die Hand, mit jener gewinnenden, freien Anmuth, welcher man so selten begegnet, und die bei Männern immer das Zeichen anspruchsloser Selbstgewißheit und einer großen Güte ist.

Er nahm darauf einen Stuhl gegenüber von Paul, und eine stille Befangenheit schien sich seiner zu bemächtigen. Aber als wolle er vom Herzen haben, was ihm peinlich sei, sagte er: Sie

können zu so später Stunde nicht gekommen sein, die Werkstätten anzusehen, und ich bin nicht eitel genug, mir um meinetwillen die Ehre Ihrer Gegenwart zuzuschreiben. — Er hielt flüchtig inne und fuhr dann mit Selbstüberwindung fort: Ich kann nicht darüber im Zweifel sein, was Sie zu mir hergeführt hat, und ich räume Ihnen unbedingt das Recht ein, von mir Aufklärungen und meine Rechtfertigung zu fordern. Aber es giebt Dinge, welche ein Mann lieber eingestehen, als sich abfragen und vorhalten lassen mag. Mein Fall ist ein solcher.

Sie irren, fiel ihm Paul in's Wort, wenn Sie glauben —

Karl aber ließ ihn nicht reden. Er war aufgeregter, als er zeigen wollte. Die Sache ist mit wenig Worten abzuthun, sagte er, so viel Kummer für alle Theile auch dahinter liegt. Ich habe das große Unrecht begangen, mich zu einer leichtsinnigen Verlobung hinreißen zu lassen. Ich habe die

Folgen davon auf mir lasten fühlen, ich trage sie noch in dem Bewußtsein, ein braves, gutes Geschöpf getäuscht und leiden gemacht zu haben. Indeß, wie Sie auch über mich denken mögen, ich kann mich nicht überreden, daß es meine Pflicht gewesen wäre, eine unfreiwillige Unwahrheit durch eine zweite freiwillige Unwahrheit zu vergrößern, und eine gewissenlose Ehe zu schließen, weil ich eine leichtsinnige Verlobung eingegangen war. Nach langem Kampfe und langem Zögern habe ich Marien das gesagt. Ich habe noch keine Antwort von ihr erhalten — aber was sie mir auch einwenden wird, mein Entschluß wird derselbe bleiben. Ich heirathe sie nicht.

Er stand nach diesen Worten auf, denn er war leidenschaftlich bewegt, und warf neue Scheite in das Feuer, dessen Gluth er mit dem Eisen lebhaft schürte. Paul war überrascht. Jedes Wort, das der Andre sprach, steigerte das Interesse, welches er an demselben nahm. Wäre er sogar

in der Absicht gekommen, ihn jetzt noch an seine Verpflichtungen gegen Marie zu mahnen, die ganze Ausdrucksweise und Haltung Bergers würden ihm bewiesen haben, wie er und Marie nicht zusammengehörten, wie unangemessen eine Verbindung zwischen ihnen geworden sei.

Wenige Worte genügten, die beiden Männer mit einander zu verständigen, obschon und weil Beide, jeder auf seine Weise, an Marien Antheil nahmen. Dann brach Paul plötzlich davon ab, und Jener wußte es ihm Dank. Er sagte Berger, wie günstige Urtheile er über seine Arbeiten gehört, und während sie sprachen, betrachtete er mit wachsender Theilnahme den Raum, in dem sie sich befanden. Das Leben seines Bewohners gab sich darin in seiner ganzen Eigenartigkeit zu erkennen.

Es war ein Atelier, wie Maler und Bildhauer es haben, hoch und weit, mit einem breiten Fenster hoch oben an der einen Seite. Ein Vor-

hang von braunem Baumwollenstoffe verhüllte es jetzt am Abende. Die Wände waren mit glatter Lünche ebenfalls braun gestrichen und mit einzelnen hellen Streifen umrandet. In der Mitte des Zimmers stand ein großer Tisch von Papierrollen und Geräthschaften bedeckt. Der Bleistift und das Reiskbrett lagen neben dem Schnitzmesser und dem Modellirholze, und das Gestell neben dem Tische barg unter den nassen Tüchern, die es umgaben, offenbar ein Thonmodell. — Ein Bett in der Ecke, Kleider hinter einem Vorhange, und ein Paar Bücherborde an der Wand bewiesen, daß dies Gemach Atelier und Wohnung zugleich sei, aber man merkte den geringen Hausrath kaum, so voll hing Alles voll Zeichnungen nach guten Statuen, voll Gipskopien nach alten und neuen Mustern, wie man sie jetzt mit geringen Summen zusammenbringen kann. Namentlich zog eine vollständige Sammlung nach den Bronzen von Mené die Aufmerksamkeit Pauls auf sich.

Es wurde ihm immer wohler in dem Raume, in der Gesellschaft Bergers. Er fragte, Karl erklärte. Er zeigte seinem Gaste die einzelnen Schönheiten an den trefflichen Thiergruppen von Mené, und ließ sich dann nicht lange bitten, ihm auch die eigenen Entwürfe vorzulegen. Unter diesen fand sich die Zeichnung zu der Lampe, welche Paul schon bei Eugenie gesehen hatte. Er sagte, daß diese Skizze ihm nicht fremd sei, daß er die Lampe kenne, welche danach gegossen worden.

So müssen Sie auch Fräulein Delaborde kennen! sagte Karl, denn sie allein hat eine solche Lampe bestellt und bekommen.

Sie allein, fragte Paul, man pflegt in den Fabriken aber doch keine einzelnen Exemplare anzufertigen?

Es ist auch eine Ausnahme! antwortete der Andre. Aber das Fräulein hält darauf, keine gewöhnlichen Fabrikate zu besitzen, und bestellt ihre Geräthschaften als Kunstwerke für sich allein.

Freilich erlangen sie dadurch auch den Preis von Kunstwerken, indeß wir könnten es uns wohl gefallen lassen, theilten viele reiche Leute die Neigungen des Fräuleins — und wären ihr überhaupt viele Menschen ähnlich! fügte er hinzu.

Pauls Antheil wurde immer reger. Das Fräulein ist Ihnen also persönlich bekannt? fragte er.

Ich habe sie öfter gesprochen! sagte Karl.

In Ihrem Magazine?

In unserm Magazine, antwortete Karl, aber auch in der Behausung einer Frau, bei der ich früher wohnte, und die das Fräulein oft besucht.

Und wer ist diese Frau! wenn ich es wissen darf? —

Die greise Witwe eines tüchtigen Lithographen.

Fräulein Delaborde ist bekannt durch ihre Wohlthätigkeit! meinte Paul, in der Hoffnung, mittels dieser Bemerkung ein Weiteres zu erfahren.

Ich glaube, sagte Karl, daß hier von einer eigentlichen Wohlthätigkeit nicht die Rede sein kann. Die beiden Töchter der Witwe, die bei derselben leben, ernähren ihre Mutter glücklich durch ihrer Hände Arbeit. Die Eine ist Musterzeichnerin, die Andre verfertigt künstliche Blumen. Ich habe das Fräulein, als ich noch in jenem Hause wohnte, mehrmals in jeder Woche dort gesehen.

Fräulein Eugenie Delaborde? fragte Paul im Tone des Zweifels.

Fräulein Eugenie Delaborde! wiederholte Karl bestimmt, und lächelnd fügte er hinzu, glauben Sie nicht, daß ich mich irre. Ich danke dem Fräulein zu viel an Ermuthigung und Anregung, um sie mit irgend einer andern Dame zu verwechseln.

Paul hätte mehr von Eugenie hören mögen, aber es schien ihm nicht recht, auf solchem Wege Etwas von ihren Beziehungen zu dritten Personen

zu erfahren, dessen sie selbst nicht gegen ihn erwähnt hatte, und auch Karl ging nicht näher darauf ein. Indesß der junge Fabrikant hatte durch seine Bekanntschaft mit Eugenie plötzlich eine neue Bedeutung für Paul gewonnen, die Unterhaltung wurde immer lebhafter, und eine Stunde entschwand ihnen unbemerkt.

Plötzlich sah Paul nach der Uhr, besann sich und fragte, ob Karl denn schon gegessen habe? Dieser verneinte es und gestand lachend, daß er Hunger fühle. Er habe seit Mittag die Werkstätte nicht verlassen, und sei es gewohnt, die Hauptmahlzeit erst am Feierabende einzunehmen.

So lassen Sie uns zusammenbleiben! sagte Paul. Essen Sie mit mir. Ich bin fremd in diesem Stadttheil, Sie aber werden Bescheid wissen, lassen Sie uns in das Speisehaus gehen, das Sie zu besuchen pflegen.

Karl nahm es an, sie speisten mitsammen. Dabei wendete das Gespräch sich auf allgemeine

Verhältnisse und Zustände, und der junge Fabrikant entwickelte eine so heitere Zuversicht zum Leben, einen so festen Glauben an den allgemeinen Fortschritt der Menschheit, daß Paul sich davon eben so erfreut als gehoben fühlte.

Es wundert mich, Sie in solchem Grade zufrieden zu finden! sagte er. Man ist das nicht gewohnt, seit so viele Hoffnungen vernichtet, so manche Fortschritte rückgängig gemacht worden sind. Ich bin in den letzten Jahren fast überall einer großen Entmuthigung begegnet. Die Menschen sind müde, sind gleichgültig aus Ermüdung.

Die Arbeiter nicht! rief Karl lebhaft, das heißt die rechten Arbeiter, die sind nicht müde und nicht muthlos! fügte er erklärend hinzu.

Paul wollte wissen, was er damit meine? — O! sagte Karl, mich dünkt, wer es gewohnt ist, tüchtig in seinem Fache oder auch an sich selbst zu arbeiten, der weiß es, daß ein Vorwärtskommen immer nur langsam von Statten geht, daß un-

erwartete Hindernisse es unterbrechen, daß manche Arbeit neu begonnen und wieder neu begonnen sein will, soll sie gelingen und den Arbeiter zufrieden stellen. Und vorwärts ist die Welt doch gekommen, Manches ist doch gelungen, Vieles ist gewonnen, selbst seit wir denken können.

Paul räumte das ein, behauptete aber, grade in den arbeitenden Ständen vielfachen Klagen und großer Unzufriedenheit begegnet zu sein, während Karl bei seiner Ansicht blieb, daß er unter den tüchtigen Arbeitern am häufigsten jenes thätige Begnügtsein angetroffen habe, welches eine Folge der Arbeit sei, die schon von selbst den Menschen gewöhne, sich nur innerhalb bestimmter Gränzen auszubreiten, und in diesen festzusetzen.

Könnte man alle Menschen zu rechter, tüchtiger Arbeit erziehen, sagte er, so würden sie mit der nothwendigen Geduld es lernen, sich an dem gesetzmäßigen Fortschritt jedes menschlichen Thuns genügen zu lassen. Denn in der Arbeit sind der

Fortschritt und das Beharren, das Streben und Sichbescheiden wunderbar vereint.

So plaudernd schwand ihnen die Zeit des Speisens hin, aber während sie frei über Allgemeines mit einander verkehrten, hatte Jeder von ihnen noch seine besonderen Gedanken. Paul war unruhig, ohne zu wissen weshalb, über Eugeniens Verbindung mit der Familie, deren Karl erwähnt hatte, und eben so sehr auch im Zweifel darüber, was er dem jungen Manne von dem Verlangen seiner Schwester mitzutheilen habe. Daß eine Begegnung mit Berger Lora nur noch wärmer für ihn interessiren werde, dessen war er jetzt nur zu gewiß, und er fragte sich besorgt, wohin das führen solle? — Karl seiner Seits hatte den ganzen Abend vergebens darauf gehofft, und doch ebenso oft auch wieder davor gebangt, den Namen der Geliebten von des Bruders Munde zu vernehmen, aber erst als das kleine Mahl zu Ende war, und sie unter der Thüre standen, um sich zu tren-

nen, sprach Paul: ich habe in der Lebhaftigkeit unserer Unterhaltung Ihnen nicht gesagt, was mich eigentlich zu Ihnen geführt hat. Ihre Erklärungen über Ihre persönlichen Verhältnisse verhinderten mich Anfangs daran. — Er hielt inne und sagte dann nach kurzem Zögern, so gleichgültig als möglich: Meine Schwester fürchtet, Sie neulich verletzt zu haben, und bedauert das. Sie wünscht, Ihnen dieses selbst auszusprechen, kommen Sie also bald einmal uns zu besuchen, wenn Ihre Zeit es Ihnen gestattet! —

Nein! rief Karl, das kann ich nicht!

Die Lebhaftigkeit dieses Ausrufes mußte etwas Unnatürliches haben, für jeden der seine Quelle nicht kannte. Karl fühlte das sogleich selbst, und sich schnell verbessernd sagte er: Ihr Fräulein Schwester war vollkommen in ihrem Rechte. Sie hatte mir den Ring gegeben, sie konnte ihn auch wiederfordern, wie die Sache stand. Nur ich habe um Vergebung zu bitten, daß ich damals

ihrem Befehle nicht schneller Folge leistete. Haben Sie die Güte und sagen Sie ihr das.

Sehr gern! entgegnete Paul; Karl aber meinte dem Tone anzuhören, daß der Andere unzufrieden mit ihm sei, und begütigend fügte er hinzu: Ich war an den Ring gewöhnt, das muß mich entschuldigen. Jetzt danke ich's dem Fräulein, das sie ihn mir nahm. Es giebt Erinnerungen, die man gänzlich fliehen muß, will man mit ihnen fertig werden! — Sagen Sie das Ihrem Fräulein Schwester! ich bitte Sie darum — Ich kann nicht selber kommen.

Handeln Sie ganz nach Ihrem Empfinden und Ermessen! Sie dürfen demselben vertrauen, denke ich! sagte Paul mit Wärme und mit Nachdruck, und es folgte ein kurzes Schweigen diesen Worten. Sie hatten einander verstanden, sie waren Beide davon ergriffen. Paul überwand es aber schnell. Er gab Karl die Hand: ich hoffe Sie wiederzusehen! sagte er, und ging schnell von

dannen, als fürchte er, sich von seinem Zuge zu dem jungen Manne überraschen zu lassen. — Karl blieb auf dem Trottoire vor dem Speisehause stehen. So lange er konnte, sah er dem Bruder der Geliebten nach. Was hatte er ihm verrathen! Was hatte Paul davon verstanden? Was mochte er von ihm denken, der seine Schwester so sehr liebte, daß ihm die Kraft gebrach, ihr freiwillig wieder zu begegnen?

Drittes Kapitel.

Man muß Bildung oder eine zwingende Thätigkeit haben, um eine längere Mußezeit nicht bald als etwas sehr Lästiges zu empfinden. Die ersten Paar Tage nach der Abreise ihrer Herrschaft hatte Marie im Hause noch mancherlei zu schaffen gehabt, dann hatte sie eine Weile mit ihren eignen Sachen zugebracht, aber schon am Ende der ersten vierzehn Tage war sie mit diesen Dingen fertig gewesen, und die Zeit hatte nun leer und öde vor ihr gelegen. Sie hatte sich es oft gewünscht einmal Ruhe zu haben, einmal thun zu können, was sie wollte; nun da ihr Beides zu Theil wurde, machte es sie ungeduldig. Die freien Stunden, die langen Tage traten ihr fast wie Personen entgegen, welche Ansprüche an sie

zu erheben hatten, sie wollten genügt, ausgefüllt sein, und Marie erschrock vor dieser Verpflichtung. An ihrer Ausstattung nähen, möchte sie nicht, wie die Sachen standen. Sie wurde schon traurig, wenn sie das Fertige nur ansah. Lange zu lesen war sie nicht gewohnt, und wie sollte sie sich für fremde Gedanken und Zustände interessieren, während die eigenen ihr Sorge machten! Dem Ungebildeten fehlt die Fähigkeit sich durch Nachdenken über Fremdes von sich selber abziehen. Er leidet deshalb unausgesetzter, bitterer als der Gebildete, sobald ihm die materielle Arbeit fehlt, die das Gegengewicht gegen seinen Kummer ausmacht. Zudem war es Winter und strenge Kälte, das lockte nicht einmal zum Ausgehen, Marie hatte auch niemals viel Verkehr außer dem Hause gehabt; es blieb ihr also, wenn sie Langeweile hatte, Nichts übrig, als sich mit einem Nähzeug oder Strickzeug zu den Eltern oder zu den andern Dienstboten zu flüchten. Die Einen aber

waren unzufrieden mit ihr, weil sie den Dienst gekündigt, ehe sie wußte, was denn aus ihr werden würde, und die Andern empfanden offenbar eine Art böswilliger Freude darüber, die von ihnen stets beneidete Kammerjungfer von der Herrschaft zurückgelassen und in so unsicherer Lage neben sich zu sehen.

Mitten in diesen Zuständen hatte Marie endlich eines frühen Morgens Karl's Scheide- und Absagebrief erhalten. Sie hatte sich manchmal in Stunden der Verzagttheit gedacht, daß es so kommen könne, sie hatte sich den Brief vorgestellt, und die Wirkung, welche er auf sie machen würde, und war dann immer in verzweiflungsvolle Thränen ausgebrochen. Nun war der Brief da, sie hatte ihn gelesen und legte ihn still vor sich nieder. Verstanden hatte sie ihn, begreifen, glauben konnte sie den Inhalt nicht. Sie war einmal auf einer Reise mit ihrer Herrschaft Zeuge davon gewesen,

wie in einem Dorfe einem armen Tagelöhner sein Haus, sein einzig Hab und Gut in Flammen aufging. Der Mann hatte davorgestanden wie gelähmt, ein Bild des tiefsten Schmerzes, ganz unthätig, ganz flaglos. Die Gewalt des Unglücks hatte ihn nicht rückwärts und nicht vorwärts denken lassen, nur daß er unglücklich sei, das hatte er empfinden können.

Das Bild dieses Mannes und jenes Augenblickes war Alles, was Marien vor die Seele trat. Abgebrannt — Alles zerstört — Alles zu Ende — heimathlos! rief es in ihr. Sie blieb ganz ruhig sitzen, sie las auch den Brief nicht zum zweiten Male, er lag zusammengefaltet vor ihr auf dem Tische. So ging der Morgen hin. Sie saß und saß. Gegen Mittag kam die Köchinn melden, daß das Essen fertig sei. Marie wunderte sich darüber, als wäre das nicht an jedem Tage geschehen, oder als könne und müsse jetzt gar Nichts mehr geschehen. Sie sagte, sie fühle keinen

Hunger und wolle Nichts haben, der Kopf thue ihr auch wehe.

Aber als die Köchin fort war, da brach das lebendige Gefühl ihrer Verlassenheit wie eine stürzende Fluth über sie. Es war ihr, als stehe sie allein mitten im Weltall, und ohne zu wissen, woher sie ihr in diesem Augenblicke kamen, sprach sie die Bibelworte: und die Erde war wüst und leer, und der Geist Gottes schwebte über den Wassern!

Wie ein Blitzstrahl die Nacht erleuchtet, so erhellend fuhren die selbstgesprochenen Worte in ihre Seele. Zum Geiste Gottes müsse sie sich wenden. Er, der über den Wassern des Chaos schwebte, er schwebte auch über ihr in dieser Stunde, und mußte ihr Beistand werden. Sie griff nach dem Gesangbuch und schlug es auf. »Bei Unglücksfällen!« stand über dem Liede geschrieben, auf das ihr Blick gefallen war. Sie las den ersten Vers, er lautete:

Noch heut' ist Gott mein treuer Gott!

Soll mich von ihm die Trübsal scheiden?

Noch schreckt mich keines Spötters Spott —

sie hielt inne, es fuhr ihr wie ein Stich durch die Brust. Was würden die Leute sagen, wenn sie nun eingestehen mußte, es sei Alles zu Ende? Was würden die Eltern sagen, daß sie nun da stand ohne Brod und ohne Dienst? daß sie sich so leichtsinnig um all' das Gute gebracht, welches sie in diesem Hause genossen hatte, seit ihrer Kindheit an? — Das Gesangbuch war vergessen!

Ihre Gedanken wurden umhergetrieben wie Schneeflocken vom Wirbelwinde, sie konnte ihnen nicht folgen. Bald machte sie sich Vorwürfe, daß sie nicht zu beten vermochte, bald klagte sie ihre Herrschaft an, deren unfirchliches Leben auch sie von dem Besuch der Kirche, von der Gewohnheit des Verkehrs mit Gott, entfremdet hatte. Dann wieder empfand sie mit noch größerer Angst, daß sie den Glauben an einen höhern Beistand, an

die göttliche Vorsehung eigentlich gar nicht mehr besitze. Sie jammerte über das Loos des Armen, dem von seiner Herrschaft Alles geraubt werde, selbst sein letzter Trost, der rechte fromme, christliche Glaube, und doch hätte sie in diesem Augenblicke viel darum gegeben, wäre die Herrschaft nur dagewesen, hätte ein Befehl sie gezwungen, irgend Etwas zu thun, das ihre Gedanken abzog von ihrem Elend. Sie erinnerte sich, wie drückend die Dienstbarkeit ihr einst gewesen war, nun verlangte sie danach als nach einem Rettungsanker. Sie wußte sich keinen Rath, sie wußte nicht aus nicht ein.

So wurde es vier Uhr, und zum zweiten Male kam die Köchinn. Der Kaffee sei fertig! sagte sie. Marie dankte abermals. Die Köchinn blieb stehen und sah sie forschend an. Daß man nicht Mittag esse, das ließ sie gelten, daß man den Kaffee verschmähen könne, das begriff sie

nicht, das erregte mit ihrer Besorgniß ihre Theilnahme. Sie fragte, was Marien fehle?

Marie zögerte zu antworten, sie fürchtete, jedes Wort, das sie spreche, könne verrathen was ihr geschehen sei, und mitten in dieser Bangigkeit faßte sie plötzlich der Gedanke: erfahren werden sie's ja Alle doch, gespart wird dir der Spott darüber nicht werden, daß du auf ihn gewartet hast, und er hat dich sitzen lassen; also nur je eher je lieber heraus damit!

Es war ein grimmer Troß in ihr, sich selber, den Jhren, dem Karl wollte sie es anthun, daß sie's den Leuten sagte, und mit bittrem Hohne stieß sie's trocken heraus: Was mir fehlt? es ist zu Ende mit mir und dem Berger!

Die Hände zitterten und die Füße wankten ihr, wie sie's ausgesprochen hatte, indeß sie verzog keine Miene, und die Köchinn blickte sie deshalb ganz erschreckt an, als Marie sich erhob und

sich Etwas im Zimmer zu schaffen machte, damit Jene sie nicht ansehen konnte.

Spaßen Sie nicht! sagte die Köchinn endlich halb warnend, halb betroffen.

Mit so Etwas spaßt man auch! entgegnete Marie, und frante emsiger in der Schieblade umher, während es ihr fast den Hals zuschnürte.

Solch ein schlechter Mensch! rief die Köchinn, ein honnettes Frauenzimmer Jahre lang hinzuhalten, und es dann sitzen zu lassen, mir Nichts, dir Nichts! das ist reinweg unerhört!

Jedes Wort war ein Tropfen Gift für Marien. Hätte ich nur geschwiegen! sagte sie im Selbstgespräche leise, aber die Andre hatte es gehört.

Geschwiegen? wiederholte sie, und band die Brustlappschürze fester um den vollen Leib. Gott steh mir bei! aber ich denke, geschwiegen hätten Sie genug. Denken Sie, man hätte das nicht gesehen? Es war ja kein Kind im Hofe, das nicht davon geredet hat, es war ja himmelschreiend

schon seit Jahr und Tag, wie Sie herumgingen, still für sich. Meine Sache wäre das nicht gewesen wie ich jung war. Ich hab's anders gemacht.

Marie blieb still. Die Köchinn ließ sich dadurch nicht abschrecken. Das Mädchen that ihr leid, und sie fühlte dabei doch die stille Wollust der Überlegenheit über eine Person, die sich sonst etwas Besonderes gedünkt und im Hause auch dafür gegolten hatte.

Sigen Sie doch nicht im Dunkeln! sagte sie plötzlich, die Nacht ist keines Menschen Freund. Finsterniß und Hunger und Kummer, das wirft den Stärksten um. Warten Sie, ich werde Ihnen Kaffee holen.

Ehe Marie noch Etwas entgegenen konnte, hatte die dicke, aber sehr rührige Frau das Zimmer verlassen, und mit dem willenlosen Gehorsam, zu dem der Schmerz den Menschen so leicht herabdrückt, zündete Marie die kleine Lampe an. Gleich

darauf kam die Köchin mit dem Kaffee wieder. Sie stellte das Brett mit der großen braunen Kanne, mit Tassen, Zucker und Sahne auf den Tisch nieder, schob dann einen Teller mit Backwerk vor Marien hin, und nachdem sie ihr die erste Tasse eingeschenkt hatte, sagte sie:

So! nun essen Sie! Essen hält Leib und Seel' zusammen, und mit leerem Magen wird der Mensch gleich schwachköpfig und weichlich; so lang der Mensch aber noch essen kann, ist ihm immer noch zu helfen! — Dabei ließ sie sich breit und behaglich auf dem Sopha nieder, zog eine Fußbank unter ihre Füße, und es schien ihr äußerst wohl zu sein, da sie in dieser Weise zum ersten Male bei Marien Kaffee trank.

Mechanisch stillte Marie ihren Hunger und ihren Durst. Sie ward erst jetzt gewahr, daß sie beides empfunden hatte, aber kaum war das Bedürfnis nach Speise in ihr befriedigt, als sie die Gesellschaft und die Vertraulichkeit der Köchin wie

eine Erniedrigung empfand, die sie, mit der Einseitigkeit eines Gefränkten, auf den Urheber ihrer Kränkung schob.

Hätte Karl mich nicht verlassen, dachte sie, so würde die Köchinn sich hier nicht so breit machen in meinem Zimmer; aber ein verlassenes Frauenzimmer, das tritt Jeder unter seine Füße. Sie seufzte bei der Vorstellung, und als hätte die Frau errathen, was in Jener vorging, sagte sie: Es ist nur gut, daß es so weit ist, und daß Sie nun doch wissen, woran Sie mit ihm sind. Nun haben Sie's ja in der Hand! Lassen Sie es sich nicht merken und sehen Sie sich um.

Marie blickte sie fragend an. Die Köchinn rückte sich noch weiter und fester in den Sopha hinein, wie Einer, der es fühlt, daß er immer mehr und mehr festen Boden gewinnt, strich das schwarze, krause Scheitelhaar hinter die Ohren und schob die Haube mit den breiten, gesteiften Bändern zurecht, die sie sorgfältig wieder zuband

und zur Schleife aufzog, während sie zu sprechen fortfuhr.

Ich meine, sagte sie, die Hauptsache ist, daß Sie Nichts davon reden, und daß Niemand Etwas davon hört.

Daß Niemand Etwas davon hört? wiederholte Marie, und die Köchinn mit ihren klugen grauen Augen sah's ihr an, wie wünschenswerth und wie unmöglich das der Betrübten däuchte.

Sagen Sie Nichts von dem ganzen Briefe! Thun Sie, als wäre Nichts vorgefallen. Gehen Sie unter Leute, Sie sind ja ansehnlich und haben Etwas vor sich gebracht, da findet sich für Sie bald wieder Etwas; und ist's dann erst so weit, nun! so sagen Sie dann, Sie hätten es satt gehabt mit dem Berger, und er sieht denn doch gleich auch, daß es Ihnen nicht fehlt, wenn Sie nur wollen.

Was fragt der Ertrinkende nach der Sauberkeit der dargebotenen Hand, an der er sich zu

halten eilt? Er will gerettet sein! So ging es auch Marien. Die Köchinn mit ihrer derben und doch pffiffigen Art und Weise war ihr sonst niemals angenehm gewesen; der Vorschlag, den sie ihr machte, hätte Marien in jedem andern Augenblicke widerstanden, jetzt aber erschien er ihr wie eine Eingebung. Sich verschmäht sehen, ist gar zu bitter; und als müsse sie sich an dem Gedanken aufrichten, daß sie Werth habe für einen andern Menschen, bemerkte sie: Ach! wenn's nur darum gewesen wäre! an einem Manne, der mich alle Tage mit tausend Freuden haben möchte, daran hat's mir nicht gefehlt.

Mein Gott! rief die Köchinn, so greifen Sie doch zu, wenn er zu leiden ist.

Zu leiden ist er schon, und lieben — lieben thut er mich Gott weiß wie sehr, aber —

Sie hielt inne. Er ist Ihnen zu alt! fiel ihr die Köchinn in's Wort. Glauben Sie mir, besser zu alt als zu jung, mit einem Alten geht

man immer sichrer, ich sagte es Ihnen gleich damals, wie Sie sich mit dem jungen Menschen eingelassen hatten. Mein Mann war auch an die funfzehn Jahr älter als ich, und wenn ich mich einmal noch verändern sollte, was ja doch immer möglich ist, einen Jungen nehme ich mir niemals. Und zu alt ist der Ludwig ja auch nicht!

Nun war's heraus! und mit einem Schlage hatte die Köchinn sich zu Mariens Vertrauten emporgeschwungen. Ludwigs Vorzüge und Mängel wurden von beiden Seiten mit Lebhaftigkeit erörtert, die Köchinn rühmte ihn mit Nachdruck. Er sei ein braver und ein guter Mensch, sagte sie, nur zum Dienen tauge er nicht mehr. Er sei ein Herr geworden und bequem. Die junge Herrschaft würde ihn nicht behalten können, sagte sie; und wenn er heirathe, müsse er doch auch etwas Eignes unternehmen. Ich habe mir so gedacht, fügte sie wie beiläufig hinzu, wenn die Herrschaft wieder kommt und der Ludwig abgeht,

so könnten sie meinen Sohn nehmen, der nun bei den Husaren ist. Er ist ein gelernter Bedienter und im Übrigen — da stehe ich für ihn.

So? fragte Marie, die gar nicht gehört hatte, wovon die Frau zuletzt gesprochen.

Sie zweifeln doch nicht daran? rief die Köchin mit Entrüstung. Er hat die besten Zeugnisse, und ehrlich ist er wie ein Gold! und Können kann er ja weit mehr als Ludwig! Er ist weit 'rauf gewesen in der Schule. Ich weiß am besten, was er mich gekostet hat.

Marie besann sich und stimmte mit ein in das Lob des Sohnes, aber sie wußte kaum, was sie von ihm sagte. Wie ein fortreisender Taumel war er über sie gekommen, der Gedanke, sich vor Beschämung zu erretten. Sie wollte nicht verlassen sein, es sollte das Niemand sagen können, Niemand! Sie wollte kein Bedauern einflößen, auch selbst dem ungetreuen Berger nicht — dem grade am allerwenigsten! Und wenn sie sich dazu

entschloß, wenn sie Ludwig heirathete? — und warum sollte sie ihn nicht heirathen? Wie liebte sie diesen Mann! wie hatte er sie an's Herz gedrückt — damals — in der Sylvesternacht! — Alles Blut stieg ihr in den Kopf, wenn sie nur daran dachte — ihre Wangen brannten, und mit einem Lachen, das ihr fremd war, sagte sie: ja! wenn er jetzt käme, wer weiß, was ich jetzt thäte!

Wer? fragte die Köchinn.

Marie gab keine Antwort, die Andere verlangte auch nicht danach, sie sagte auch Nichts weiter von ihrem Sohne. Nur den Kaffee trank sie zu Ende, dann nahm sie das ganze Geräth mit sich, und erst als sie schon an der Thüre stand, meinte sie: Sie werden nur sehen, es kommt Alles noch zurecht, wer sich helfen will, dem ist zu helfen.

Und sich zu helfen, dazu war Marie entschlossen. Sie fühlte in sich eine Kraft, und eine

unruhige, heftige Freude, die sie nie empfunden hatte. Man ist doch ein ganz Anderer, sagte sie zu sich selbst, wenn man nur erst mit sich im Klaren ist, und im Klaren bin ich nun mit mir.

Mit schnellem Schritt ging sie an die Kommode, nahm ein Packet Briefe aus einem verschlossenen Holzkästchen, löste das Band, mit dem sie zusammengebunden waren, öffnete die Thüre des Ofens, in dem ein Feuer brannte, und warf die sämtlichen Papiere in die Flammen. Mit funkelndem Auge sah sie, wie ein Blatt nach dem andern erfaßt wurde von der Gluth; sie half mit dem Feuerhaken nach, wo ein Blatt verschont zu bleiben schien, und erst als das letzte verglühend zusammenfiel, schien sie befriedigt zu sein.

Das ist zu Ende! sagte sie, und schloß die Ofenthüre, aber als sie sich aufrichtete und sich zurückwendete in das Zimmer, kam es ihr vor, als sei hier Alles leer, obschon Nichts von seiner Stelle bewegt worden war. Sie mochte nicht

allein bleiben in der Stube, was kam auch heraus bei dieser Einsamkeit? Sie hatte ihre Jugend lang genug vertrauert, das sollte nun auch fortan nicht mehr geschehen.

Auf dem Corridor vor ihrer Thüre traf sie Ludwig. Er fragte, wo sie hinwolle?

Zu den Eltern! antwortete sie. Es ist jetzt so still hier im Hause, daß Einem manchmal angst und bange wird. Mir graute heute ordentlich in meiner Stube.

Ja! meinte er scherzend, 's ist auch nicht gut, daß der Mensch allein sei, das steht schon in der Bibel. Er lachte dabei bedeutsam, sie wurde roth und schlug mit der Hand nach ihm. Das verstieß so sehr gegen ihre züchtige Weise, daß Ludwig darüber fast erschrak, und Marie selbst erschrak davor. Indes Ludwig ließ sich durch einen Schreck nicht leicht um seinen Vortheil bringen. Er hielt die Hand Mariens fest.

Darauf bilde ich mir Etwas ein! sagte er.

Das haben Sie wohl von den vornehmen Herren gelernt, entgegnete sie.

Herr oder nicht! meinte er, Mann bleibt Mann, und Weib Weib. Wer so schlägt, der ist nicht böse.

Böse bin ich auch nicht auf Sie.

Was hilft mir das, wenn Sie wie eine verwünschte Prinzessin sitzen bleiben in Ihrer Stube.

Da werde ich auch das Längste gefessen haben! warf sie hin.

Haben Sie denn schon einen neuen Dienst? Ostern ist da, ehe man sich umsieht! bemerkte Ludwig.

Ich habe mich noch nicht umgethan, aber morgen will ich daran denken! gab sie ihm zur Antwort.

So? also doch? fragte er, und sah sie dabei an, daß sie es nicht ertragen konnte; denn sie hörte die Frage, die er ihr verschwieg: also es ist denn nun wirklich Nichts mit Ihrer Heirath?

Sie wendete sich und ging an ihm vorbei, er hielt sie auch nicht länger. Ehe sie jedoch in die Küche eintrat, drehte sie sich noch einmal um: Ludwig! sagte sie, wenn Sie von Etwas hören, was für mich sein könnte, achten Sie doch darauf!

Ich wüßte wohl, was für Sie wäre! — und nun grade! — erwiderte er, Sie wollen ja aber darauf gar nicht regardiren.

Sie lachte, er lachte auch, und Jeder ging seines Weges, indeß dies Lachen hatte sie einander näher gebracht, als viele lange Reden. Sie hatten sich gegenseitig verstanden und waren einig mit einander, obschon Ludwig sich nicht erklären konnte, wie das mit einem Male so gekommen war. Ist das eine sonderbare Person! sagte er, als er ihr kopfschüttelnd nachsah. Es lernt diese stillen Frauenzimmer doch der Klügste nie ganz aus! Da bin ich viel zu lange d'rum herumgegangen, ich hätt' ihr nur gleich anders kommen müssen — aber stille Wasser sind freilich immer tief!

Er lächelte dabei vergnüglich vor sich hin, und als er später am Abende Frau Nedlich traf, die von einem Gange wiederkehrte, fragte er, ob sie mit der Tochter Etwas gesprochen habe, heute oder gestern? von ihm oder von seinen Absichten? Frau Nedlich verneinte es. Es sei bei dem Mädchen gar nicht anzukommen, meinte sie, sich entschuldigend, aber Ludwig soll nicht den Muth verlieren.

Seh' ich aus wie Einer, der den Muth verliert, oder der seinen Willen nicht durchzusetzen weiß? antwortete er, und zog dabei selbstgefällig den Hemdkragen in die Höhe, daß er den Backenbart, Ludwigs höchsten Stolz, prächtig emporrichtete. Frau Nedlich mußte nicht recht, was sie davon denken sollte, aber dem Ludwig war Nichts abzufragen. Was er nicht freiwillig sagte, das erfuhr man nicht von ihm, indeß etwas Besonderes mußte ihm passirt sein, denn als er davon ging, sang er sein französisches Lied. Das

aber wußte Jeder in dem ganzen Hause, wenn er das Lied sang, war er guter Dinge. Er sagte, er hätte dies Lied — und viele Andre — in Frankreich erlernt, wie er dort gewesen sei in seinen jungen Jahren mit dem seligen Herrn. Er sang jedoch immer nur dies Eine, denn er wußte kein Zweites, und allen Bewohnern des Hauses war es nur zu wohl bekannt.

Noch spät am Abende hörte Marie in ihrer Stube, wie er immer noch die Melodie seines Liebes pffiff. Endlich ganz spät fing er sogar noch einmal zu singen an.

Cueillons la rose
Sans la laisser fâner,
Elle est éclore
Pour nous charmer!

sang er und sang er wieder. Es klang ihr wie ein Spott. Sie hätte weinen können und viel darum gegeben, hätte sie in diesem Augenblicke ihr elendes Bißchen Französisch nicht verstanden.

Viertes Kapitel.

Von dem Tage ab sah Ludwig die Kammerjungfer als sein Eigen an. Er kam und ging bei ihr aus und ein, sie wehrte es ihm nicht. Es half ihr über ihre Gedanken fort, wenn er da war, und wie alle sittlichen Frauen wurde sie abhängig von ihm durch die erste kleine Vertraulichkeit, die sie ihm gestattete. Die Erinnerung an seine leidenschaftliche Umarmung verließ sie nicht, sobald sie mit ihm allein war, sie erwartete und fürchtete eine Wiederholung derselben, und oft betraf sie sich auf dem Gedanken, hätte er mich nur wieder erst einmal geküßt, damit es überstanden wäre. Aufgeregt und verlegen, wie diese widerstrebenden Empfindungen sie erscheinen ließen, sah Ludwig mit männlicher Eitelkeit darin nur einen Beweis

ihrer langsam gewachsenen, und reif zum Vorschein gekommenen Liebe für ihn, und er zögerte nicht, nach dieser Ansicht zu handeln.

Marie hatte ihn lange warten lassen, er wollte nun auch Nichts übereilen, nicht wie ein Mann erscheinen, nach dem man nur zu rufen brauche, um ihn zu besitzen. Kam ihm dazwischen denn auch bisweilen die Frage, was diesen plötzlichen Ausbruch von Mariens Neigung hervorgerufen habe, wollte er einmal gelegentlich den Briefträger darum befragen, ob die Mamsell in der letzten Zeit wohl einen Brief bekommen hätte aus Paris, so unterließ er's dennoch. Er dachte: wer im Trocknen sitzt und läuft in den Regen hinaus, probieren ob der Regen naß macht, der ist ein Thor! Und somit nahm er, was er haben wollte, ohne zu fragen, woher es ihm gekommen war. Daß er fest halten würde, was er einmal gewonnen, darauf meinte er sich zu kennen.

Es vergingen denn auch keine sechs Wochen,

bis Alles ganz in Ordnung war. Sonntag früh, in der letzten Märzwoche, grade als drüben der Meister und die Frau und Hanne sich angezogen hatten, bei dem schönen Wetter wieder einmal in die Kirche zu gehen, klopfte es an die Thüre, und herein traten der Ludwig und die Marie. Er hatte einen neuen braunen Paletot an, einen neuen Hut, und die goldene Uhr mit der dicken Kette, die er vom seligen Herrn geerbt hatte, der Reiz und die Bewunderung des ganzen Hofes. Der Halskragen war noch weißer und steifer als sonst, den Bart hatte er sich in die Höhe gekämmt, daß jedes Härchen besonders Parade machen konnte, und sein Gesicht war ordentlich aufgegangen vor Wohlbehagen. Die Marie führte er am Arm und ließ sie auch nicht los, und weil sie auch ein seidenes Kleid, und den guten Mantel und den weißen Atlashut angethan hatte, so ließ die Meisterinn die Taschentücher fallen, die sie eben aus

der Kommode genommen hatte, ein Tuch für die Kirche auszusuchen.

Herr Jesus! Marie! schrie sie mit freudigem Schreck, und fiel ihr um den Hals.

Der Meister, der in der Kammer seinen Hochzeitsrock mit dem hohen Kragen bürstete, trat in die Thüre, und weil man ihm ansah, daß er nicht wußte, was da eigentlich geschah, so nahm Ludwig Marie bei der Hand und sagte: Na Meister! was lange währt wird gut! da habe ich die Ehre Ihnen meine Auserwählte vorzustellen.

Der Meister sah ihn an, sah Marie an. Er begriff den Vorgang nicht. Er war der Einzige gewesen, der Nichts von der Treulosigkeit des Neffen, Nichts von Ludwigs Bewerbung gemerkt oder erfahren hatte. Seine Gedanken waren auch in diesem Augenblicke nur auf die Kirche hingewendet, und es verdross ihn, daß Ludwig einen Big machen konnte, grade ehe er zu Gottes Hause ging. Er war aber nicht gewöhnt dem

Herrn Karsten mit Wort oder That entgegen zu treten, darum drehte er sich nur gelassen um, und ging, die Bürste in der einen Hand, den Rock in der andern, in die Kammer zurück, seine Arbeit fortzusetzen. Er hatte ohnehin schon den Kopf nicht wie er sollte, bei seinem Kirchgange gehabt, denn zum erstenmale glaubte er zu bemerken, daß der Kragen oben am Nacken angefangen habe blank zu werden, und vom Blankwerden bis zum Durchstoßen war es nicht gar weit.

Seine stille Weise machte Alle stutzig. Marien schlug das Gewissen, Ludwig fühlte sich beleidigt, und die Meisterinn sah ihm das an. Es fuhr ihr heiß durch alle Glieder. Gott im Himmel! Vater! rief sie, wo hast Du denn Deinen Verstand? Es wird mit dem Manne auch alle Tage ärger. Nun steht er da und sieht den Fleck an auf dem alten miserablen Rock, und darüber hört er nicht einmal, daß seine Tochter Braut ist! Komm doch herein und freu' Dich Alter! die Marie ist Braut!

Der Vater zog mitleidig die Schultern in die Höhe. Lieber Gott! sagte er, ich denke, darüber haben wir uns lang genug gefreut, um zu wissen, daß es anders besser wäre.

Es ist ja nun besser! rief Ludwig, nun giebt's 'ne Hochzeit Meister, und 'ne lustige.

Der Meister hielt mit dem Bürsten des Kragens ein. Hat er denn nun geschrieben, daß er sie holen kommen wird? fragte er, während Marie erst roth und dann blaß wurde, und sich am Stuhle halten mußte, weil der Kopf ihr schwindelte.

Ludwig sah es, und es ärgerte ihn. Meister! rief er unmuthig, habt Ihr denn allein keine Augen gehabt die ganze lange Zeit her, daß Ihr allein es nicht gemerkt habt, wie es stand zwischen der Marie und mir, und daß sie an den andern Menschen lange nicht mehr dachte? — Meine, meine Braut ist die Marie, Meister! und nun könnt Ihr's mit gutem Gewissen sagen, daß Ihr

einen Schwiegersohn bekommt, mit dem Ihr Euch Etwas sehen lassen könnt!

Er warf sich dabei in die Brust und faßte Marie um, der er einen herzhaften Kuß gab. Sie ließ es geschehen, aber es war ihr schlecht dabei zu Muth. Der Vater hatte die Bürste weggelegt und den Rock angezogen, dann blieb er stehen und sah sich seine Frau und seine Kinder und den Ludwig der Reihe nach langsam an, als fälle es ihm schwer den Zusammenhang zu begreifen. Das machte Alle verlegen, Einen wie den Andern.

Also den Karl hat sie nun ganz und gar vergessen? fragte er die Mutter, gewohnt, daß ihm die Dinge alle durch sie erklärt und vermittelt wurden.

Sie kann doch nicht ihr Leben lang auf ihn warten! rief die Mutter, die eigentlich von der plötzlichen Sinneswandlung ihrer Tochter und von

der plögliehen Verlobung nicht viel mehr begriff als ihr armer, guter Mann.

Und nun hält sie's mit dem Ludwig, und will den Ludwig heirathen? fragte er nochmals, sie hat ja immer —

Mein Gott, Vater! fiel Hanne ihm in's Wort, das siehst Du ja, das sagen sie Dir ja! Thu' doch nicht, als wenn Du Dich nicht freust, Vater!

Nun bleibt sie ja in unserer Nähe! bedeutete die Meisterinn.

Der Gedanke machte einen Eindruck auf den Vater. Die Thränen kamen ihm in die Augen: Wenn's zu Deinem Glück ist, und der liebe Gott hat's so gefügt — fortgelassen hätt' ich Dich nicht gerne! sagte er.

Er ging damit auf sie zu, sie faßte ihn um, küßte ihn und weinte. Es war ihr eine Wohlthat, daß sie weinen konnte, daß ihr eine Veranlassung dazu gegeben wurde, denn es hatte ihr

den Hals schon lange zugeschnürt, und das Herz hatte ihr gestockt vor innrem Leide.

Die rechte Freude war aber durch des Vaters Zwischenreden Allen doch verdorben, und erst als sie hinabgingen in den Hof, um sich nach der Kirche zu begeben, als die Meisterinn die großen Augen sah, mit denen die Nachbarn Marie an Ludwigs Arm betrachteten, da fühlten sie und Hanne den Stolz, sich als Ludwigs Schwiegermutter und Schwägerinn zu präsentiren, während Ludwig gnädig rechts und links hin nickte, und Marie mit brennenden Wangen kaum die Augen aufzuschlagen oder ein Lächeln zu erzwingen wußte. So oft sie den Vater ansah, war's ihr, als sehe sie in die Vergangenheit, denn er war noch mit der vorgegangenen Wandlung nicht im Reinen, und Marie wollte und durfte nicht zurückblicken, wollte sie nicht wieder in Traurigkeit versinken.

Indeß nur diese ersten Stunden waren schwer zu überwinden. Eine Braut neben ihrem Bräu-

tigam, mit der Aussicht auf eine nahe Hochzeit vor sich, kommt wenig zur Besinnung. Ludwigs Zärtlichkeit schmeichelte Marien. Sie dachte an ihn wenn er nicht da war, sie fühlte sich unter seinem Einfluß, und die langen Jahre der Sehnsucht nach dem schönen, jungen Geliebten hatten ihre Phantasie erhigt und kamen jetzt dem ältern Manne zu Gute. Daneben fing man an die Einrichtung des künftigen Hausstandes zu bedenken.

Ludwig war keinesweges gesonnen den Dienst aufzugeben, ehe die Herrschaft wieder kam und ihn entließ. Er meinte sogar, gegen die Erwartung der Köchinn, auch nach der Hochzeit noch im Dienst zu bleiben, denn was er vorhatte, das konnte seine Frau allein bestreiten, bis sie einmal Kinder hatten. Ganz in der Nähe war zum Johannistage eine große Wohnung zu vermietthen, auf diese hatte er sein Auge geworfen. Er wollte sie einrichten, und die Zimmer derselben als möblirte Stuben vermietthen. Marie konnte

dann ein Mädchen halten für die grobe Arbeit, konnte die Wäsche übernehmen für die Einwohner, und es war Ludwig außer Zweifel, daß sie dabei ihre Rechnung finden würden. Gelang ihnen das, und kündigte man ihm dann auch später einmal seinen Dienst, so konnten die meublirten Zimmer allmählich bis zu einem Hôtel garni erweitert werden. Hanne sollte bei einem Koch die Küche lernen, auch für die Mutter mußte sich in solchem Hause Arbeit finden, dem Vater fielen die Flickarbeiten für die Fremden zu, und Hanne, deren Gedanken stets am Weitesten in die Zukunft reichten, sah auch Sophie versorgt, und selbst den Hermann schon als kleinen Kellner sein Brod erwerben in des reichen Schwagers Hause. Denn an Ludwigs und Mariens künftigem Reichthum, an dem Wohlergehen der ganzen Familie zweifelten weder die Mutter noch Mariens Geschwister einen Augenblick, und sogar der Vater ließ sich zuletzt verleiten Pläne zu machen, wie die Seinen alle.

Am nächsten Tage ließ Ludwig sich Verlobungskarten drucken. Es müsse Alles einen Styl haben, meinte er. Er hatte diese Ansicht und diese Redensart von seinem seligen Herrn angenommen. Marien war's sonderbar zu Muthe, als die Karten fertig waren und Ludwig sie ihr brachte.

„Ihre gestern vollzogene Verlobung beehren sich ihren Freunden und Bekannten ergebenst anzuzeigen Marie Redlich und Ludwig Kersten“ stand darauf, und dann noch das Datum und die Jahrzahl und Berlin, und rund um die kleine Karte zog sich ein hübscher, klar durchbrochener Rand.

Die Mutter, die Schwestern kamen herüber die Karten zu besehen, selbst der Vater hatte den Schneidertisch verlassen, und betrachtete die Karten von beiden Seiten, der Köchinn gar nicht erst zu gedenken, welche die Erste war, sich eine Verlobungskarte zum Andenken auszubitten. Die ganze Vornehmheit Ludwigs drückte sich der Familie und dem Hausgesinde in diesen Karten aus. Marie

erschien ihnen beneidenswerth, weil ihre Verlobung angezeigt, ordentlich mit Karten angezeigt werden sollte, und Hanne erbot sich, sie gleich im ganzen Hofe selbst umherzutragen, damit sie ja in keinem Spiegel des ganzen Hofes fehlten. Die Verlobungskarten nahmen alle Köpfe ganz in Anspruch, auch Marie konnte kein Auge davon wenden.

Marie Redlich und Ludwig Kersten, las sie wieder und wieder. Nun war es fest, es stand ja vor ihr schwarz auf weiß. Das gedruckte Wort übt eine wunderbare Macht aus auf den, der sich zum ersten Male damit in Verbindung fühlt.

Marie Redlich und Ludwig Kersten — las sie noch einmal. Es war entschieden, sie konnte nicht mehr zurück! — Sie erschrock, wie ihr das durch den Sinn fuhr, sie wußte nicht, wie sie darauf gekommen war, und schnell, als fliehe sie vor dieser Vorstellung, wendete sie sich zu Ludwig, der mit Dinte und Papier vor ihr saß, und auf

einem saubern Blatte in seinen bestgeschwungenen Zügen die Feder versuchte, mit welcher er die Adressen auf die Karten schreiben wollte. Die Mutter mit dem Strickzeug, Hanne mit der Näharbeit, die Köchinn beide Hände auf den Tisch gestützt, standen um ihn her, sie wollten zusehen, wie das vor sich gehen würde.

Nun! fragte Ludwig, mit dem vollen Gefühl der eignen Bedeutung und der Wichtigkeit des Aktes, wer bekommt die erste Karte?

Die Herrschaft! sagte die Meisterinn.

Ach was, die Herrschaft! rief die Köchinn dazwischen, es wird sich für die Beiden ja bald ausgeherrschaftet haben. Die Herrschaft, die erfährt's noch Zeit genug, aber ich denke, wer's am Ersten hören muß — na! ich denke doch — das versteht sich — zu allererst der Berger! Das ist die Marie sich doch wohl schuldig!

Ja! ja! bestätigte die Mutter, und Ludwig sah Marien lächelnd an.

Nun? fragte er, was meinen Sie?

Wenn Sie's wollen! antwortete Marie ausweichend, während ihr das Herz klopfte, daß sie's in den Schläfen fühlte, denn das hatte sie gewollt! das war's gewesen! —

Nun schrieb es Ludwig. Sie sah ihm auf die Hand, als hätte sie noch niemals eine Feder führen sehen. In zwei, drei Tagen mußte Karl es lesen. Sie konnte sich denken, wie er davor stehen würde. Es mußte ihm wehe thun, auf jeden Fall, aber das war ihr grade recht. Es sollte ihn schmerzen. — Was hatte sie nicht Alles ausgestanden durch ihn und um ihn seit so langer Zeit? Und wenn er es nun einsah, wenn er es bereute, es gut machen wollte — so unverantwortlich er auch an ihr gehandelt — sie wußte, sie würde es ihm verzeihen, wenn er's wollte, sie würde ihm vergeben, sie verlangte es gar nicht besser! sie wartete, sie hoffte ja darauf. Und Ludwig? — rief es plötzlich in ihrer Seele.

So! sagte Ludwig, und siegelte das Kouvert zu, auf das er mit sichtlichem Behagen die Adresse Karl's geschrieben. Das wäre also für den Mosje Berger. Der hat nun sein Theil, und ich das meine! — Damit faßte er die neben ihm stehende Marie um den Leib und küßte sie. Sie wollte ihn abwehren, sie hatte ihn in dem Augenblicke fast vergessen gehabt. Aber als sie sich besann, als er zu sprechen anfing, da lagen die hundert Karten auf dem Tische; es war gedruckt, hundertmal gedruckt, Marie Redlich und Ludwig Kersten. Sie konnte nicht mehr zurück, und es überfiel sie ein Entsetzen, daß sie es nicht konnte, denn was war ihr dieser Ludwig Kersten? Was war er ihr?

Fünftes Kapitel.

Jedes Zusammenleben von zwei Menschen, seien es Freunde, Ehegatten, Geschwister, ist ein Kunstwerk, das nur unter bestimmten Bedingungen zu Stande kommt, das auch nur unter diesen Bedingungen seine Dauer hat, und jede Veränderung in der Stimmung der Einzelnen kann zum scharfen Prüfstein für die innere Festigkeit und Nothwendigkeit des Bündnisses werden.

Paul und die Schwester hatten noch nicht lange in Paris gelebt, als Beide es immer deutlicher einsahen und fühlten, daß zwischen ihnen nicht Alles mehr wie sonst sei. Sie fanden einander verändert, Jeder ahnte, was den Andern hinnahm, und doch konnte Keiner von ihnen dem Andern bekennen, was er sich selbst nicht klar gestehen

mochte, so sehr es ihn bewegte und beschäftigte. Daneben war Paul beunruhigt durch Lora's wachsende Gleichgültigkeit gegen die Gesellschaft und das Leben um sie her, die er sich nur zu gut zu deuten wußte, so vorsichtig er es vermied, die Schwester merken zu lassen, was ihn bekümmerte, und Lora sah mit Freude und doch mit eifersüchtigem Bangen, wie der Bruder die Nähe Eugeniens suchte, wie sein Antheil an derselben sich täglich steigerte.

Pauls Leben in Paris war überhaupt ein anderes geworden als in seiner Heimath. In Berlin, wo er sich in den letzten Jahren ganz an die Mutter hingegeben, wo er sich und seine Jugend vergessen zu haben schien, da hatten die Interessen der Familie ihn fast ausschließlich beschäftigt, und der Schwester Zärtlichkeit ihn schadlos dafür gehalten, daß er noch unverheirathet im Vaterhause lebte. Jetzt in Paris konnte Lora es sich nicht verbergen, daß sie dem Bruder oftmals

zu einem Hindernisse werde, so wenig er es sie empfinden ließ. Sie fühlte es, wie störend ihm bisweilen ihre Anwesenheit war, wenn sie sich bei Eugenie befanden, welche die Schwester des Freundes immer gütig zu sich heranzog. Sie sah es, wie er bald auf diese, bald auf jene gesellschaftliche Partie mit Männern seines Alters verzichtete, um Lora nicht allein zu lassen, und jedesmal entstand bei Paul die Frage, was die Schwester thun und machen werde, so oft er irgend Etwas für sich selbst zu unternehmen dachte.

Halb aus Rücksicht für den Bruder, halb aus eigenem Verlangen nach freier Bewegung fühlte Lora sich davon mit jedem Tage mehr gedrückt. Paul hatte sie nach der Mutter Tode mündig sprechen lassen, um die Ordnung und Verwaltung ihres beiderseitigen Vermögens ungehindert leiten zu können, und Lora, welcher die Unterordnung unter die Mutter oft noch schwerer geworden war als

ihrem Bruder, wußte sich seit jenem Augenblicke, nicht nur völlig frei, sondern auch die unabhängige Besizerinn ihres reichen Erbes. Sie hatte sich gleich Anfangs dieser Vorzüge, wenn auch nur scherzend, gegen den Bruder gerühmt, aber Paul war überzeugt gewesen, daß sie dieselben zu nugen wissen würde, sobald sie's nöthig finden sollte. Er selber hatte sie in diesem Sinne erzogen, und es war die Freiheit, welche er ihr gegeben, die jetzt seine Sorge um die Schwester und um die Gestaltung ihrer Zukunft noch erhöhte.

Auch für Lora war die Zeit gekommen, sich derselben zu erinnern. Sie liebte den Bruder zu sehr, um ihm nicht jedes Glück zu gönnen, sie selber fühlte eine zu innige Neigung für Eugenie, um ihre Verbindung mit dem Bruder nicht lebhaft zu wünschen, und wenn dann daneben in ihr die Frage rege wurde, was aus ihr werden sollte, wenn andre Liebe, andre Pflichten Paul beanspruchen würden, so hatte sie sich darauf geant-

wortet, daß sie es lernen müsse, sich auf sich selbst zu stützen im Geiste wie im äußern Leben.

Ihr Zug zu einer gewissen Unabhängigkeit kam ihr dabei zu Hülfe. Sie wollte den Bruder nicht belästigen, indem sie seine Begleitung zu oft begehrte, sie wollte auch nicht in Paris sein, um wie in der Heimath sich auf jedem Schritte außer dem Hause von einem Diener auf dem Fuße gefolgt zu wissen. Diese Anstandsregel der Reichen und der Bornehmen war ihr immer als eine Unwürdigkeit, als der lästigste Zwang erschienen, und wenn sie sich in früheren Tagen nach Freiheit gesehnt, so war es meist die Befreiung von Ludwigs unablässiger Begleitung gewesen, nach der es sie verlangt hatte.

Sie kam sich wie erlöst vor, als sie an einem Morgen, an dem sie Paul bei Eugénien wußte, zum ersten Male allein die Boulevards betrat, und als sie ein Paar Tage später ebenfalls allein in den Sälen des Louvre verweilte, in welchen die

antiken Bildwerke aufbewahrt werden, dünkte es sie, als empfinde sie zum ersten Male, was der ächte, ungestörte Verkehr mit einem Kunstwerk, was der wahre Genuß desselben sei.

Paul wunderte sich, als er Mittags heimkehrend, es von Lora erfuhr, sie habe allein die Museen besucht. Er billigte es zwar, denn ihm war jene falsche Sittlichkeit noch mehr zuwider als der Schwester, und doch sträubte sich Etwas in ihm vor dem Gedanken, sie an dem fremden Orte in solcher Weise sich selber zu überlassen. Er sagte ihr das, und arglos machte er ihr den Vorschlag, eine ältere Dame für sie zu suchen, an der sie einen Schutz und eine Gesellschafterinn hätte.

Lora empfing wider alles Erwarten diesen Rath mit einer Mischung von Zorn und von Betrübniß, aber sie wich der Antwort aus, und nur ihre Traurigkeit hätte ihm verrathen können, was in ihr vorging. Daß Paul diese Traurigkeit nicht zu bemerken schien, verschlimmerte den Zu-

stand. Es ließ ihr keine Ruhe, und am folgenden Tage kam sie von selbst darauf zurück, als sie mit Paul am Morgen beisammen war.

Du hast gestern den Wunsch ausgesprochen, sagte sie, mir eine Gesellschafterin zu geben, das kann nur zwei Gründe haben, Paul! entweder Du mißtraust mir, und wodurch habe ich das von Dir verdient? oder, was ich schon früher einmal glaubte, Du wünschest mich von Dir zu entfernen. Das aber würde mich weniger schmerzen, wenn Du mir sagtest, weshalb Du es zu wünschen Grund hast.

Paul betrachtete sie mit Erstaunen. Vora! sagte er mißbilligend, woher kommt Dir nun schon zum zweiten Male diese Sprache gegenüber mir? Wann habe ich Dich mit versteckten Maßregeln zu leiten, wann Dich mit halben Wahrheiten zu behandeln versucht?

Aber Du bist nicht mehr offen gegen mich! wendete sie ihm ein. Ich besitze Dein Vertrauen nicht mehr wie sonst. Ich muß errathen, was

Dich bewegt, und nach dem Errathenen handeln. Hast Du es nicht gefühlt, wie ich mich von Dir entfernte, mich auf mich selbst zurückzog, Dich frei zu lassen? Warum verbirgst Du mir, daß mein Verhalten Dir willkommen ist? Meinst Du, ich liebte Dich nicht genug, mich —

Paul unterbrach sie. Es beleidigte ihn, daß die jüngere Schwester ihm, dem Manne, in solcher Weise ein Geständniß abfordern wollte, welches zu machen er nicht geneigt war, und mit einer Härte, die sonst nicht in seiner Art lag, sagte er: Wer giebt Dir das Recht so zu beurtheilen, was mir willkommen ist, was nicht? Ich werde Dir sagen, was ich von Dir will, spare Dir die Mühe es zu errathen, und bringe Deine mir nur zu erklärliche Sehnsucht nach Freiheit nicht auf meine Rechnung, Vora!

Vora verstummte. Sie sah ihre liebevollste Absicht, wie sie meinte, kalt zurückgewiesen; und Paul seiner Seite legte ihr dies Schweigen als

einen Troß aus, so sehr er früher das Bestreben Lora's, ihn nicht zu behindern, anerkannt hatte. Aber es kommen im Leben jedes Menschen Stunden, die seinen Sinn verwirren, wie ein falsches Licht, welches das Auge irrt, und sie schaffen immer Schmerz und Reue. Paul beschuldigte die Schwester einer herrschsüchtigen Liebe, wie die Mutter sie gegen ihn geltend gemacht, und warf ihr in seinem Innern thörichte Emancipationsgelüste vor, entsprungen aus der ihr selbst vielleicht noch unverstandenen Leidenschaft für Karl. Lora dagegen nannte sich einsam und verwaist, und sie trennten sich verwundeten Gemüthes.

Paul hatte vorgehabt den Kirchhof des Père la Chaise zu besuchen, und obschon die Unterredung und der Streit mit Lora ihm schmerzlich gewesen waren, gab er seinen Vorsatz dorthin zu gehen nicht auf. Nachdenklich stieg er die Höhe hinan, und las im Wandeln da und dort die Namen der Vielen, die vorübergezogen sind durch

das Leben der Menschheit, die Einen still und nur dem nächsten Kreise bekannt mit ihren Freuden und mit ihren Leiden, die Andern weithin leuchtende Erscheinungen, fortlebend über ihr eigenes Dasein hinaus im Gedächtniß der Nachwelt. Er hatte mit stiller Feier am Grabe Börne's gestanden, und lange sinnend auf dem Gipfel des Kirchhofs verweilt.

Es war schon spät am Tage für die Jahreszeit, denn es mochte gegen die sechste Stunde sein und die Sonne stand schon tief zum Untergange, indeß die Luft war noch warm, wie die Märztage in Paris es sind, obschon hie und da ein Wind stoßweise vorüberzog, und die blendend weißen Wolkenmassen dann noch eiliger hinzugleiten schienen über das noch helle Blau des Himmels. Je länger Paul hinabsah auf die Gräberreihen zu seinen Füßen, je milder wurde sein Sinn. Festzuhalten an einem Borne, den der Augenblick erzeugte, ist unmöglich, wenn man es vor Augen hat, wie ganze Ge-

schlechter hingegangen sind, und wie kurz die Zeit ist, welche dem Menschen gegeben ist für die Liebe zu den Seinen. Er dachte mit Sehnsucht an Eugenie, aber er dachte eben so sehr, und mit Betrübniß, an Lora. Er hatte sie die Reizbarkeit entgelten lassen, welche ein lebhaftes Wünschen und die Ungewißheit dies Wünschen erfüllt zu sehen, in ihm erzeugten. Aber trug sie die Schuld davon? Und stand sie nicht wirklich allein, angewiesen auf seinen Rath, auf seinen Beistand, seine tragende und leitende Hülfe? Und wann hatte die Arme dieses Beistandes mehr bedurft als grade jetzt, wo der Kampf zwischen einer an sich berechtigten und nur durch die Verhältnisse bedenklichen Liebe sich vor ihr zu eröffnen schien? Wie mochte es auf sie gewirkt haben, daß Karl sich geweigert, sie wiederzusehen? Sie hatte kein Wort darüber gesprochen, sie hatte seinen Namen nicht wieder genannt.

Eine Reihe von Möglichkeiten zog durch sei-

nen Sinn. Er dachte an die Zufälle, welche Vora und Karl zusammenführen konnten, ihre Zahl war unberechenbar. Er vergegenwärtigte sich die Vorzüge des jungen Künstlers, er erwog die Hindernisse, welche der Verbindung von Menschen verschiedener Bildung und verschiedener Lebenskreise entgegenstehen; dann wieder tauchte seine eigne Liebe, und nur um so lebhafter wieder hervor, je wärmer er an der Schwester Glück gedacht hatte, und in dem Sinnen und Erwägen hatte er es nicht beachtet, wie der Tag sich verdunkelte und die Wolken sich dichter und dichter zusammenzogen.

Möglich fuhr ein kalter Windstoß durch die Luft, wie er den Regenschauern des Frühlings vorher zu gehen pflegt. Die sprossenden Zweige der Bäume erzitterten und neigten sich unter seiner Kraft, der Staub von den Pfaden trieb sich freisend empor. Paul eilte die Höhe zu verlassen, aber noch hatte er die Hälfte des Weges nicht zurückgelegt, als Regen und leichte Schlossen die

Luft durchwirbelten, daß man Mühe hatte die Augen offen zu halten. Schutz suchend wählte Paul die schmalen Gänge, da mit einem Male gewahrte er beim Umbiegen um ein tempelartiges Monument eine schlanke, hohe Frauengestalt in dunkler Kleidung. Er sah es, wie sie trotz des Wetters Ungunst mit sorglicher Hand noch eilig ein Paar frische Kränze auf einen kleinen Hügel niederlegte und, sich dann schnell erhebend, das Grab verließ — und er kannte diese Gestalt. Raschen Schrittes folgte er ihr nach. Sein Auge suchte im Vorbeigehen das Neubefränzte Grab. »Emil Rivet« stand mit schlichten Buchstaben auf dem einfachen Kreuz zu lesen. Emil Rivet! wiederholte sich Paul, ob schon er gewiß war, diesen Namen nicht zu vergessen, und in demselben Augenblick befand er sich neben jener Dame. Sie wendete das Haupt, er hatte sich nicht geirrt, es war Eugenie!

Sie hier? in diesem Wetter? und allein?
fragte er mit einem Tone, in dem neben seiner

Erregung die zärtlichste Theilnahme sich verrieth.

Der Abend und der Regen haben mich überrascht! sagte sie ruhig, wir theilen in diesem Falle wohl dasselbe Schicksal.

So lassen Sie mich vorangehen, Ihren Diener zu holen, Ihren Martel! erbot sich Paul.

Ich bin allein hier! widerlegte sie, und ich bedarf auch eines Wagens nicht. Nur wenig Schritte vom Ausgange des Kirchhofes wohnen mir befreundete Personen, die ich noch heute sehen muß. Wollen Sie mich bis dorthin begleiten, so lassen Sie uns schnell zusammen vorwärts gehen. — Sie hatte sich dabei fester in ihren Shawl gewickelt und ging mit sicherem Schritte auf dem feuchten Boden neben ihrem Gefährten her.

Zum ersten Male fühlte Paul sich neben ihr beunruhigt. Er erinnerte sich, was Karl ihm von ihrem Zusammenhange mit Personen der arbeitenden Stände erzählt. Er dachte an die Gerüchte von einer unglücklichen Liebe Eugeniens, eine un-

lebhafteste Eifersucht, eine quälende Furcht erwachten in ihm. Er ahnte es mit dem Instinkt des Herzens, daß er Eugenie hier am Grabe des von ihr geliebten Mannes gesehen habe, und er neidete ihm ihre Liebe.

Als er so schweigend neben ihr herschritt, sahen sie Beide vom Eingange des Kirchhofes ein nicht mehr junges Frauenzimmer auf sich zukommen. Sie war bürgerlich gekleidet, hatte ein Plaidtuch übergeworfen und trug einen geschlossenen Regenschirm in der Hand, während sie einen andern über ihrem Haupte geöffnet hielt. Mit sichtlicher Freude eilte sie auf Eugenie zu, die ihr ebenfalls schneller entgegenschnitt.

Wie froh bin ich, daß ich Dich finde, Eugenie! rief die Fremde ihr entgegen, wir waren in Sorge um Dich, als das Unwetter so plötzlich ausbrach. Du mußt durchnäßt sein, laß uns schnell gehen! —

Sie hatte dabei den andern Schirm geöffnet

und reichte ihn Paul, damit er ihn für Eugenie trage, welche der Hülfreichen mit Herzlichkeit dankte. Pauls Theilnahme und Spannung wurden immer größer. Jedes Wort, welches die Frauen mit einander sprachen, verrieth eine sehr enge Verbindung und eine große Zärtlichkeit von beiden Theilen. Eugenie mußte sich Pauls Erstaunen, seine Überraschung denken können, und doch that sie Nichts, sie zu beschwichtigen oder das Sonderbare dieser Begegnung für ihn zu erklären. Vor einem der ersten kleinen Häuser in der Rue de la Roquette blieb sie stehen.

Da sind wir! rief die Fremde, und klopfte an das Fenster der Parterre-Wohnung, an welchem eine betagte Frau sie spähend erwartet hatte. Eugenie nickte ihr freundlich zu, ein zweites Mädchen, wenig jünger als die Andere, öffnete die Hausthüre, Eugenie trat schnell unter das Dach. Das Mädchen sah auf Paul, der Eugenie am Arme geführt, als wolle sie ihn auffordern ihnen

zu folgen, indeß Jene kam ihrer Einladung zuvor. Dankend reichte sie Paul die Hand. Ich sehe Sie wohl heute Abend noch? sagte sie, als sie den schmerzlich fragenden Blick gewahrte, mit dem er sie betrachtete. Ich sehe Sie wohl heute noch? ich bleibe den Abend zu Hause! wiederholte sie, und erleichterten Herzens trat er den Rückweg einsam an.

Sechstes Kapitel.

Es war still und heimlich in Eugeniens Zimmer, als Paul am Abend bei ihr eintrat. Ihre Eltern hatten einige Personen zum Spiele bei sich versammelt, und es war zu einer Regel des Hauses geworden, daß Eugenie an solchen Abenden erst zur Mahlzeit in die Gesellschaft kam, da sie selbst die Karten nicht liebte.

Paul fühlte sich bewegt, als er sie wiedersah. Er wußte, daß sie ihn nur zu sich beschieden haben konnte, um ihm zu erklären, was ihm heute befremdend gewesen war; und als solle ihm ein heiliges Mysterium sich enthüllen; so ergriff ihn der Gedanke, das Geheimniß dieses Frauenlebens zu erfahren, eines Lebens, welches ihm einst bestimmt gewesen war.

Eugenie hieß ihn freundlich willkommen, und bald nach der ersten Begrüßung sagte sie: Ich bin Ihnen heute unter Verhältnissen begegnet, die Ihnen aufgefallen sein müssen, und Sie sind mir, seit Sie wieder bei uns weilen, ein zu werther Freund geworden, jene Verhältnisse sind auch an sich selbst zu einfach, als daß ich ein Bedenken haben könnte, sie Ihnen zu erklären, so wenig ich sonst liebe, dieselben irgend Jemand preis zu geben. Es handelt sich hier um eine frühe Liebe. — Sie hielt inne — und nach kurzer Pause sagte sie: Das Grab, an dem Sie mich fanden, ist das Grab eines Malers. Er ist jung gestorben — und durch meine Schuld.

Sie sprach das mit großer äußerer Ruhe, aber Paul hörte an dem leisen Zittern des Tones, daß sie mit Überwindung sprach. Er konnte das nicht ertragen. — Genug! o genug! bat er. Sagen Sie nichts weiter, nichts, was zu sagen Ihnen

wehe thut; sagen Sie nichts, was Ihren Schmerz erneut.

Sie machte eine sanft verneinende Bewegung. Nein! mein Freund! fuhr sie fort, ich kann jetzt mit Ruhe zurückdenken an jene Zeit. Die Jahre üben eine besänftigende Kraft, und es sind fast zehn Jahre her, seit jenes Grab sich über dem besten Herzen erhob. — Sie fuhr leise mit der Hand über Stirn und Augen, und sagte dann: Es war bald nach Ihrer ersten Anwesenheit in Paris, als eine meiner Freundinnen mir zu meinem achtzehnten Geburtstage ihr Bildniß schenkte. Das Portrait war unübertrefflich gelungen, die bedeutendsten Künstler, welche es in unserm Hause sahen, nannten es ein Meisterwerk, der junge, bis dahin noch ganz unbekannte Maler, welcher es ausgeführt, wurde gerufen, um auch mich zu malen. Dieser Anlaß brachte uns einander nahe, und wir fanden uns schnell. Die ganze Kraft seines edlen Herzens, das ganze Feuer seines sel-

tenen Geistes wurden mein. — Ich habe ihn sehr geliebt! — sagte sie ruhig und doch mit tiefster Innigkeit des Tones.

Sein Vater war ein Lithograph gewesen, ein in seinem Fache ausgezeichneter Mann, aber er war jung gestorben, und die Wittve hatte den Sohn und ihre beiden Töchter mit mühevoller Arbeit oft unter drückender Noth erzogen. Jetzt erhielt Emil die Mutter. Aber seiner ganzen Jugend hatte die nöthige Pflege, die unerläßlichste Ruhe gefehlt. Dürftig ernährt bei unausgesetzter Arbeit, bei einer glühenden Leidenschaft für seine Kunst, bei einem lebhaften Ehrgeiz, hatte er seine Kräfte überschätzt, seine Gesundheit war angegriffen. Er beachtete es nicht, und ich wußte, ich ahnte es nicht, wenn ich ihn so angeregt, so heiter neben mir sah. Ich war damals selbst wie versunken in mein Glück!

Sie seufzte und hielt in ihrer Erzählung oft unwillkürlich inne, wie von dem Rückblicke gefes-

selt. — Ich bekannte meinem Vater unsre Liebe — ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß er sie verdammt. Sie kennen seine Lebensansichten, Sie kennen auch die strenge Unterordnung, an welche er seine Frau und seine Kinder von jeher gewöhnt hat. Ich sah meine Mutter außer sich, getadelt von meinem Vater, weil sie mich nicht strenger erzogen und bewacht, mein Vater selbst nannte sich von mir betrogen und verrathen, Streit, Mißmuth, Unfriede und Vorwürfe bestürmten mich von allen Seiten, ich widerstand dem Zorne und den Drohungen. Mein Vater änderte sein System, er überredete, er bat, er weinte — ich liebte meinen Vater, ich war achtzehn Jahre, und er erlangte das Versprechen von mir, daß ich Emil nie wieder sehen würde. —

Und das haben Sie gehalten? fragte Paul mit Spannung.

Nennen Sie es Schwäche, nennen Sie es Stärke — es war das Beides in der That — ich

habe es gehalten! — Mein Vater schrieb an Emil und verbot ihm unser Haus. Er erwiderte nicht darauf, oder ich erfuhr es mindestens nicht. Viele Monate vergingen, ich sah und hörte Nichts von ihm. Endlich gegen den Spätherbst hin erblickte ich ihn auf der Straße, und ich brach fast zusammen im Schrecken über seine veränderte Gestalt. Die Leiden dieses Winters erfüllen mich noch jetzt mit Angst, sobald ich ihrer denke, ich muß sie dann immer zu vergessen suchen. Es giebt eine Art des Gehorsams, zu der man die Frauen erzieht, welche alle Selbstständigkeit, ich möchte sagen alle Menschlichkeit in ihnen vernichtet. — Es war in der Mitte des März, als jene Freundin, durch welche Emil uns zugeführt worden war, einst mit geheimnißvoller Eile zu mir kam. Rivet's Mutter war bei mir, sagte sie, Emil ist krank, er verzehrt sich in der Sehnsucht nach Dir, Du mußt einen Entschluß fassen, Du mußt ihn wiedersehen. — Ich ging zu meinem Vater, ich warf mich ihm zu

Füßen, ich flehte, ich beschwor ihn, mich den Geliebten auffuchen zu lassen. Er verweigerte es mir. — Sieh ihn gegen den Willen Deines Vaters! ermahnte meine Freundin, mein Mann selbst, — sie hatte sich in der Zeit vermählt, — will Dich zu Nivet führen, aber entschließe Dich schnell, noch ist es vielleicht Zeit, nur entschließe Dich, und entschließe Dich schnell! — Ich that es nicht! ich wollte mein Wort halten, ich konnte mir nicht denken, daß Er, der Mann, sterben könne, mit dem mein Leben so verwachsen war, ich hoffte durch Entfagung und Geduld meinen Vater zu rühren und für unsere Liebe zu gewinnen. — Es ist anders gekommen! — Wenige Zeit darauf erhielt ich von seiner Mutter die Nachricht seines Todes. — Noch sterbend hatte er mich gerufen — und ich war nicht dagewesen. —

Sie wendete sich ab, sie schwiegen Beide, Paul hatte ihre Hand ergriffen und sie erwiederte seinen Händedruck. — Es ist etwas Eignes darum,

sagte sie nach längerer Pause, wenn man im reifen Alter auf die Leiden und Freuden, auf den Heroismus und die Irrthümer seiner frühen Jugend zurücksieht, welche die Menschen zu belächeln so geneigt sind. Ich ehre noch heute Alles, was ich einst empfunden, ich halte noch heute Alles heilig, was ich mit dem Herzen erlebte, denn es ist die Grundlage gewesen meiner ganzen Zukunft.

Ich wurde schwer krank nach dem Tode von Emil. Man fürchtete auch für mein Leben, denn eine unablässige Reue folterte mich, eine tiefe Abspannung machte mich gleichgültig für Alles. Die Freiheit des Handelns, die man mir früher versagt, jetzt hatte ich sie in vollem Maße. Mein Vater sah es als ein Glück an, wenn ich einen Willen, einen Wunsch aussprach, und ich wünschte Nichts, als mit der Mutter und den Schwestern des Hingegangenen zu leben. Mein Vater wollte sie in unsre Nähe ziehen, er wollte sie auf seinem Gute etabliren, er erbot sich lebenslänglich für sie

Alle zu sorgen, um mir zu gefallen. Sie wiesen alle seine Vorschläge zurück, sie haben niemals die geringste Hülfe von meinem Vater angenommen!

Eugenie sprach diese Worte mit einem Stolze, mit einer Liebe für die Familie Emil's, die Paul erschütterten. Nur mich, sagte sie, mich, das franke, reuevoll zerschlagene Geschöpf, mich nahmen sie auf mit aller jener Liebe, die sie für den Sohn und für den Bruder gehabt. Alle beklagten sie mich — Keiner klagte mich an. Mir, die ihn in das Grab gestürzt, mir gönnten sie die Pflege seines Grabes. Es war damals mein einziger Trost. — In dem kleinen Hause, zu dem sie mich heute geleiteten, fuhr sie fort, habe ich Genesung gefunden. Alle Tage war ich bei ihnen. Ihre Liebe heilte meinen Schmerz, sie besänftigten meine Reue! Ich lernte von ihnen das Leben kennen in Arbeit und Werkthätigkeit; sie sind meine Erzieher geworden durch ihr schlichtes Beispiel, und — noch heute, nachdem zehn Jahre hingegangen

sind seit jenen Tagen — noch heute ist meine wahre Heimath dort bei ihnen!

Sie erhob sich und ging zu ihrem Schreibtisch, von dem sie ein Kästchen zurückbrachte. Es mußte der Form nach ein Portrait enthalten, und Paul erwartete das Bildniß Emil's zu sehen. Aber als Eugenie es öffnete, erblickte er den Kopf jener Greisin, und seine Freundin rief: Sehen Sie, welch' ein gutes, edles Gesicht! Welch' treue, klare Augen! — Sie verweilte mit sichtlicher Liebe darauf und sagte, als sie es zurücktrug an seinen Platz: Sie glauben nicht, wie anders mir die Welt erschien, und das Leben und die Menschen, seit ich sehen lernte mit den klaren Augen dieser Frau! wie viel Unwahrheit und Nichtigkeit von mir genommen ist, seit ich mit ihrem Sinne urtheilen, mit ihrem Maasse messen lernte! In dem Schein- und Genußleben der Gesellschaft und meines Vaterhauses bin ich freilich eine Fremde geworden mit dem Herzen, indesß

jedes Wissen und Erkennen fordert sein Opfer, will erkaufte sein. Ich bin zufrieden mit meinem Loose, denn die Meinen sind es mit mir, aber ich sage mir freilich oft, wie die Welt eine ganz andere werden könnte und werden würde, wenn die Menschen sich nicht wie Verblendete absperren in die blinden Vorurtheile und die gedankenlose Herkömmlichkeit ihrer Rasse. Fortgehen mit unserer Einsicht unter die Einsichtslosen, untertauchen in das Volk und seine Einfachheit, das müssen wir, um Etwas zu leisten, und um unserer Seite selbst wie aus einer Taufe hervorzugehen, die uns die Kraft giebt, uns zu befreien und neue, rechte Menschen zu werden. Aber die Zahl derer, die das fühlen, ist noch sehr gering!

Ich fühle es, und ich habe es stets gefühlt! rief Paul hingerissen aus, und sein müßiges Leben erschien ihm als eine Sünde, deren er sich schämte. Ich habe es stets gefühlt! wiederholte er, indem

er sich innerlich gelobte, sein Empfinden zur That zu erheben.

Hätte ich Ihnen sonst davon gesprochen? entgegnete sie — und es war ein Bündniß, das sie in dem Augenblicke knüpften, ohne weiteres Wort und Zeichen.

Man rief Eugenie zur Tafel, Paul mochte ihr dorthin nicht folgen, er war zu sehr bewegt dazu. Er mußte einsam Eugeniens gedenken, er konnte sich jetzt ihr ganzes Wesen noch viel heller deuten und erklären. Aber auch an Lora dachte er, und er liebte sie in dieser Stunde nur um so zärtlicher, denn sein eignes Herz war von Liebe beseligt und erwärmt.

Siebentes Kapitel.

Der einsame Besuch der Gallerie war für Lora bald zu einem Bedürfnisse geworden, und selten verging ein Tag, ohne daß sie demselben Genüge that. So mochte sie eines Morgens schon über eine Stunde in den Gallerien umhergegangen sein, als sie in den Saal der Diana von Versailles eintretend, einen Betrachter vor derselben stehen sah. Bei dem leisen Geräusch, welches die Bewegung ihres seidnen Kleides auf dem steinernen Fußboden erregte, wendete er sich um, und Karl stand vor ihr. Beide wurden roth, als sie einander gewahrten, und ehe er noch etwas sagen konnte, rief Lora: Wie sonderbar, daß ich Sie heute grade treffe! — sie hielt inne, denn sie konnte nicht hinzufügen, da ich den ganzen

Morgen Ihrer dachte! — Karl aber mußte eine andre Deutung für den Ausruf haben, denn er wiederholte ihn.

Ja wohl sonderbar! sagte er mit sichtlicher Bewegung, und sich schnell besinnend, fügte er hinzu: Sie haben also die Nachricht auch bereits empfangen.

Welche Nachricht meinen Sie? fragte Lora nun ihrer Seite erstaunt.

Die Nachricht von Marien's Verlobung! sagte Berger, und wieder flammte ein heißes Roth über sein ganzes Gesicht. Marie's Verlobung? rief Lora mit Erstaunen, kein Wort weiß ich davon! Woher haben Sie diese Neuigkeit?

Statt der Antwort zog er die Verlobungskarte hervor. Er hatte sie erhalten, als er schon bei seiner Arbeit gewesen war, und die Arbeit hatte ihm danach nicht mehr von Statten gehen wollen.

Ohne zu bereuen, was er gethan, hatte er

Mariens doch oft mit Besorgniß gedacht, jetzt konnte er ruhig über sie sein. Ihre Heirath befreite sein Gewissen auch von dem letzten Zweifel, aber ihn schmerzten die langen Jahre, die er im Kampfe gegen sich und sein besseres Wissen hingebraucht, ihn schmerzte auch der Nachfolger, den Marie ihm gegeben hatte.

Sein verletzter Stolz hatte ihn gepeinigt, bis er endlich die Arbeit liegen lassen, um sich mit einem Wege durch die Stadt von seiner Unlust frei zu machen.

Daß er Lora grade in diesem Augenblicke wieder finden mußte, kam ihm wie ein Zeichen seines Schicksals vor, denn die Liebe macht den Verständigsten wundergläubig, aber er verstand den ersten Ausruf des Fräuleins nicht mehr, da ihr die Verlobung Mariens noch nicht bekannt gewesen war.

Lora nahm die Karte, las sie und sagte mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens: das ist

unbegreiflich! So gering hätte ich nie von ihr gedacht! Ein Mädchen, das ich wie meines Gleichen angesehen! —

Raum aber hatte sie das Wort ausgesprochen, als sie es bereute, um der Rückwirkung willen, die es auf Berger machen mußte, und sich verbessernd fügte sie hinzu: das ich fast wie eine Schwester liebte.

Es entstand eine Pause. Karl begriff, daß er sich entfernen müsse, wenn er nicht spreche, aber er wußte nicht, was er sagen sollte. Lora befand sich in derselben Lage. Hätte ein Mann aus den Kreisen der Gesellschaft, in welcher sie sich gewöhnlich bewegte, vor ihr gestanden, so würde sie sich wohl freier gefühlt, und es würde ihr kaum an einer gleichgültigen Bemerkung zum Beginn der Unterhaltung gemangelt haben; mit Karl aber hatte sie nichts gemeinsam, als die briefliche Kenntniß seiner ernstesten Interessen, und diese im Fluge als Mittel zu oberflächlichem Gespräche

zu berühren, war ihr ganz unmöglich. Sie kannten einander in gewissem Sinne besser, als man die Menschen oft im täglichen Verkehre kennen lernt, und waren doch so weit von einander getrennt, so fremd in den Verhältnissen ihres gegenseitigen äußern Lebens. In Beiden regten sich die gleichen Gedanken in diesem Augenblicke, nur daß bei Karl mit jeder Minute die Angst sich steigerte, er könne den Moment verfehlen, der ihm vielleicht nicht wiederkehren möchte. Wenn er nicht sprach, wenn Lora sich jetzt entfernte, wann durfte er hoffen, sie wiederzusehen? Und nun wollte er sie wiedersehen, denn was hatte es ihm geholfen, daß er sich dieses Glückes freiwillig beraubt? Hatte er deshalb weniger an sie gedacht? Liebte er sie jetzt weniger als damals? Aber was sollte er ihr sagen? — Gleichviel! dachte er, nur sprechen! Nur sprechen! um sie festzuhalten! — Wenn sie nur blieb, war Alles gewonnen, Alles möglich. Und er konnte ja von den Statuen reden! Aber was sollte er

davon sagen, daß nicht Jeder wußte? Was sollte er ihr sagen? —

Da mit einem Male wendete Lora sich ab. Er fürchtete sie könne gehen, und mit der alles vergessenden Angst seines Herzens erfaßte er ihre Hand und rief flehend: Ach, bleiben Sie! — Lora stand gebannt. Ein Ton, wie sie ihn nie vernommen, war in ihr Herz geklungen. Sie wußte nicht, ob sie gehen sollte, sie fühlte nur, daß sie's nicht vermochte. Karl konnte sich nicht länger halten, mit schnellem Blicke sah er um sich her, sie waren allein.

Bleiben Sie! rief er noch dringender, wer weiß, wann ich Sie wieder sehe? Sie müssen mich hören, ich muß mich erklären vor Ihnen. Bleiben Sie!

Erklären? fragte Lora.

Ja! fiel er ihr in's Wort, Sie müssen wissen, was mich hinderte zu kommen, als Sie mir

zu kommen hießen. Ich wollte Sie meiden! mir selbst entgehen! Ich hoffte vergessen zu können —

Vora's Herz klopfte immer unruhiger, ihr Busen hob sich von des Herzens Schlägen. Schweigen Sie, Schweigen Sie! bat sie mit scheuem Tone, während sie die Augen nicht aufzuschlagen wagte, aber Karl hörte sie nicht.

Ich hoffte vergessen zu können — Sie vergessen zu können! — Er hielt inne — und kaum hörbar fügte er hinzu: ich kann es nicht! —

Er wendete sich ab und barg sein Gesicht in den Händen, Vora stand wie eingewurzelt. Plötzlich trat sie an ihn heran: Sie sollen mich auch nicht vergessen! sagte sie leise, und ehe der Überraschte ein Wort entgegenen konnte, hatte sie den Saal verlassen, und wie ein Lichtgeblendeter stand er allein.

Achtes Kapitel.

Erst als Lora zu Hause war und die Wände ihrer stillen Wohnung sie umfingen, kam sie zur Besinnung, und wie ein Strom, der seine gewohnte Höhe überstiegen hat, so mächtig brach die Liebe über ihr ganzes Wesen ein.

Ein neuer Sinn, ein neues Verstehen waren damit in ihr erwacht, sie hatte eine ihr bis dahin fremde Selbstständigkeit gewonnen. Es fiel ihr nicht ein darüber zu erstaunen, daß sie liebte, daß sie diesen Mann liebte, der nicht ihres Standes, der arm war und ihr Nichts zu bieten hatte. Alles, was bis dahin für ihr Auge unklar und verworren in der Vergangenheit und in der eigenen Seele gewesen war, das lag jetzt, als über- schaue sie es von einer Höhe, hell und in seinem

ganzen Zusammenhange übersichtlich vor ihren Blicken. Zug für Zug konnte sie in der Erinnerung ihre wachsende Theilnahme für Karl verfolgen, bis zu der Stunde, da sie ihn in Paris zum ersten Male wiedergesehen und mit solcher Hestigkeit den Ring zurückgefordert hatte, weil ihr gewesen war, als binde der Ring sie an Karl, den sie damals noch einen Fremden in ihrem Herzen nannte. Sie wußte jetzt, weshalb es sie gefreut, daß Karl sich von der Braut getrennt hatte, eifersüchtig war sie gewesen auf Marie, auf ihre Kammerjungfer.

Lora hielt bei dem Gedanken inne! Auf ihre Kammerjungfer! Sie liebte den Bräutigam ihres Dienstmädchens, sie stand zwischen lauter Personen der dienenden Klasse mit ihrem Empfinden und ihren Interessen! Wie war sie dazu gekommen? Wie hatte sie sich dahin verirrt? — Unwillkürlich fiel ihr ein, was Marie ihr von dem Augen-

blicke erzählt, in dem sie sich mit Karl versprochen hatte, von seiner heißen, zärtlichen Umarmung!

Sie schauderte zusammen. Wie ist es möglich? rief sie laut, wie kann ich daran denken? wie konnte ich ihm sagen, was ich ihm gesagt, und fühlen und handeln, wie ich es gethan?

Sie war sich selbst ein Räthsel. Alles, was sie und ihr Bruder Gutes von Karl gedacht, Alles, was sie sonst in ruhigen Stunden über die Ebenbürtigkeit der bildungsgleichen Menschen gesprochen, war wie weggelöscht aus ihrem Bewußtsein, verdrängt von Ansichten, die sie als Vorurtheile stets verspottet hatte. Noch vor wenig Augenblicken hatte sie's mit Stolz sich vorgestellt, zu dem Bruder hinzutreten und ihm zu sagen: ich liebe einen Mann des Volkes, und ich bin glücklich frei und reich zu sein, um ihm geben zu können, was ihm mangelt! Wie eine Königin war sie sich vorgekommen, weil sie einem Menschen mehr, als er je gehofft, gewähren konnte; und jetzt

empfand sie Nichts als eine sie demüthigende Beschämung, ein dumpfes Mitleid mit sich selber und mit Karl.

Es kann nicht sein! sagte sie sich. Was würden ihre Mutter, was ihr Vater davon gedacht haben, wären sie noch am Leben? Wie konnte sie es dem Bruder anthun, den Bräutigam ihrer Kammerjungfer heirathen zu wollen? Es war unmöglich.

Die meisten Menschen verschanzen sich hinter die Vorurtheile ihrer Umgebung, wenn sie den eigenen Vorurtheilen unterliegen, deren sie sich schämen; sie klagen die Andern an, um sich beklagen zu dürfen. — In Vorsätzen, in Plänen und in Zweifeln entfloß ihr Stunde auf Stunde. Bald wollte sie sich dem Bruder anvertrauen und ihn bitten mit ihr Paris zu verlassen, bald wieder nannte sie das eine thörichte Schwäche, eine tadelnswerthe Selbstsucht. Sie konnte ihm nicht zumuthen sich von einem Orte zu entfernen, an

welchen seine Neigung zu Eugenie ihn fettete, an dem er das Glück seiner Zukunft zu erringen hoffte. Und was hatte sie von Karl zu fürchten? Ein Augenblick überraschten Gefühles hatte sie Beide hingerissen; aber wenn sie schwieg, wenn sie zu vergessen suchte, so würde Karl sie nicht an die Hoffnung erinnern, die ihre Scheideworte in ihm hervorgerufen hatten. Darauf meinte sie ihn zu kennen. Er war zu stolz, in diesem Fall zu fordern, was nur frei gewährt ihm Glück bereiten konnte. Sich ihn als einen Bittenden zu denken fiel ihr schwer, und ohne daß sie's wollte oder wußte, hefteten sich ihre Gedanken wieder auf den Entfernten, und sie sah ihn vor sich in seiner männlichen Bescheidenheit, sie hörte wieder den reinen, tiefen Klang seiner Liebesworte von seinem Munde, und — sie liebte ihn trotz aller ihrer unumstößlichen Entschlüsse. Sie liebte ihn.

Paul fand sie in sich versenkt und still, als er nach Hause kam. Er fragte, ob Etwas vorge-

fallen wäre, sie händigte ihm den Brief von Ludwig aus, der inzwischen eingetroffen war, und in welchem er ihnen seine bevorstehende Heirath meldete. Das brachte sie auf die heimischen Verhältnisse zu sprechen, und auf die Frage, wie lange man voraussichtlich von Hause fern bleiben werde. Paul aber konnte über die Zeit seiner Rückkehr Nichts bestimmen, so lange er noch um Eugeniens Neigung warb, und Vora vermied es von Marie oder gar von Karl zu sprechen. Endlich wendete sich die Unterhaltung darauf, ob man Ludwig nach seiner Verheirathung im Dienste behalten solle, aber auch das hing mit der noch unentschiedenen Zukunft Paul's zusammen, und schließlich kam man überein, Marien anzubieten, daß sie bis zu ihrer Heirath im Hause bleiben möge, und ihr und Ludwig zur Ausstattung ein Geldgeschenk zu machen, welches man ihnen bei dem Bankier der Familie anwies.

Paul hielt es für selbstverständlich, daß Vora

dem Brautpaare das Alles schreiben werde. Er selbst, hingegenommen von den eigenen Interessen, warf einige Zeilen für die beiden treuen Diener auf ein Blatt, die aber freundlich und warm aus seinem Herzen kamen, für Vora hingegen ward das Schreiben zu einem Kampfe und zu einer Pein.

Wir haben durch Ludwig erfahren, liebe Marie! daß Du seine Braut bist, sagte sie ihr in dem Briefe, und ich wünsche Dir und ihm dazu Glück, da diese Verlobung ja Dein freier Entschluß ist, und Du durch denselben ohne Frage Deine Zufriedenheit zu gründen denkst. Daß Ludwig an Dir eine sehr gute Frau bekommt, das weiß er gewiß, und wird es auch immer, so hoffe ich, zu würdigen verstehen. Unserer unwandelbaren Theilnahme an Eurem künftigen Ergehen könnt Ihr Beide versichert sein. Wir haben Euch Beiden lange Jahre großer Treue zu danken, und ich habe Dir ja auch bewiesen, daß ich mitempfinde, was Dich betrifft. Es ist gewiß gut für

Dich, daß Du vergessen gelernt und rasch Deinen Entschluß gefaßt hast, obschon es mich Anfangs in Erstaunen setzte. Ich glaube aber, daß Du Recht gethan hast. Du und Herr Berger, Ihr paßtet nicht für einander. Du hättest ihn nie befriedigen können, während Du vollkommen im Stande bist dem Ludwig eine brave Hausfrau zu werden, und ihm Alles zu leisten und zu sein, was er irgend fordern kann. Gehe also nur recht getrost in die Zukunft hinein, und können wir noch irgend Etwas für Euch außerdem thun, so sage es ganz unumwunden. Grüße Ludwig und Deine Eltern und Geschwister, und die Leute im Hause, und denke, daß wir es gut mit Euch meinen und Euch lieb und werth halten, wie Ihr es um uns verdient habt.

Es war eine doppelte Genugthuung, mit welcher sie den Brief versiegelte. Sie war froh ihn beendet zu haben, und es war ihr daneben, so wenig sie sich's eingestand, doch erwünscht, es

ausgesprochen zu haben, daß sie Karl und Marie nicht mehr als zusammengehörig betrachtete.

Jeder hat gewiß hie und da in seinem Leben eine versteckte Nachsicht in sich wahrgenommen, deren man sich schämt, und die man dennoch nicht bemeistert, weil man trotz aller Scham ihre Befriedigung als einen Genuß empfindet.

Es dünkte Lora, sie habe mit dieser Bemerkung nur eine Pflicht gegen Karl erfüllt und Marien zu einem Rückblick auf sich selbst, zu einem Insiehgehen genöthigt, die ihr heilsam sein mußten; denn man ist immer geneigt Andere zu erziehen, auch wenn man sich selbst nicht zu rathen und nicht zu helfen weiß. Und in der Lage fand sich Lora.

Der ganze folgende Tag entschwand ihr ohne festen Entschluß. Um die Stunde, in welcher sie gewöhnlich auszugehen pflegte, und in der sie gestern mit Berger im Louvre zusammengetroffen war, hatte sie sich schon auf den Weg dorthin

gemacht, wo sie ihn wieder zu finden wähnte, aber noch unter der Thür ihres Hauses wendete sie um. Sie hatte weder den Muth von Karl Bergessenheit und Entsagung zu fordern, noch den Muth ihm Versprechungen für die Zukunft zu leisten. Ihr Herz zog sie zu ihm hin, ihr Verstand hielt ihr das als Leichtsinn vor, und sie selber konnte sich alle die Einwendungen machen, die ihr Bruder und jeder Unbetheiligte ihr entgegenstellen mußten. Sie sagte sich, daß sie Berger nur aus seinen Briefen, daß sie nur seine Gesinnung kenne, und daß die edelste Gesinnung neben Lebensgewohnheiten, neben Charaktereigenheiten und Bildungsmängeln fortbestehen könne, die im Beisammenleben drückend sind; aber über dies Alles fort hatte sie einen festen, warmen Glauben an den Geliebten, und an das ihr selbst eigentlich ganz unerklärliche Vertrauen, er selbst, Karl selbst werde ihr zu Hülfe kommen und ihr zeigen, was sie thun müsse.

Sobald die Thüre sich öffnete, meinte sie, nun müsse er kommen, oder es müsse ihr wenigstens ein Brief von ihm gebracht werden, aber weder das Eine noch das Andere geschah. Am nächsten Tage dasselbe Schweigen Bergers. Lora wußte nicht, wie sie es sich deuten sollte. Legte sie es ihm als Demuth, als Vertrauen aus, so wurde ein Handeln von ihrer Seite nöthig, denn sie durfte ihn nicht in's Unbestimmte hoffen lassen; und was gab ihm andrer Seits das Recht ein weiteres Entgegenkommen von ihr zu erwarten? — Sie beklagte ihn, sie schmälte mit ihm, sie baute goldene Luftschlösser für ihn, und vor Allem, sie hörte nicht auf an ihn zu denken. Was waren ihr gegen seine edle Schönheit, gegen seine männliche Haltung, und gegen seine wie ein Duell frisch aus dem Herzen kommende Liebe, die Eleganz und die fertige Bewunderung der Männer in den Sälen der Gesellschaft? Warum sollte sie ihre Freiheit nicht benutzen, sich ihr Schicksal nach

eigenem Ermessen, statt nach hergebrachten Regeln zu gestalten?

Ihr Unabhängigkeitsbewußtsein, ihre unbestimmten Ideen von einer neuen socialen Ordnung flammten mächtig auf, durch ihre Liebe angeregt, der sie zu Hülfe kamen, und ihre Phantasie fand volle Befriedigung dabei. Es reizte sie, sich in Widerspruch zu denken mit ihrer ganzen Umgebung, es entzückte sie, sich vorzustellen wie sie mit Karl zusammen die Welt durchreisen, wie er Alles aus ihrer Hand empfangen, Alles durch sie genießen, und wie er sie dafür nur noch um so stärker lieben würde. Das Herz macht Jeden zum Dichter, und man sucht in der Liebe das Geliebtwerden, eben so sehr als das Lieben; aber weil sie ihn im Herzen trug, weil er der Mittelpunkt aller ihrer Gedanken war, vergaß sie, daß er fern war, daß dieses liebeselige Träumen ihm Nichts fruchtete.

Fast alles werdende verhüllt sich scheu im

Menschen, wie es sich in der Natur verbirgt. Erst am dritten Tage, als sie selbst vertraut geworden war mit ihrer Liebe und mit ihrem Willen, faßte sie den Entschluß sich dem Bruder zu entdecken. Sie hatten den Morgen außer dem Hause zugebracht und in ihrer Wohnung zu Mittag gegessen. Es war sechs Uhr, und das klare Licht des Frühlingsabends fiel noch hell in das Zimmer. Paul saß auf dem Sopha, Lora stand vor dem Blumentisch am Fenster und ordnete in halber Zerstreutheit die Ranken der Gewächse. Schon ein Paar Mal hatte sie zu reden beginnen wollen, aber immer war sie um den Anfang verlegen gewesen, weil Paul's nachdenkliches und doch besorgtes Wesen, weil seine ganze weiche Stimmung es ihr kund gab, wie sehr er innerlich bewegt sei.

Eugeniens Erzählung beschäftigte ihn unablässig und in doppelter Weise. Er konnte nicht aufhören sich zu tabeln, daß er in den letzten

Jahren so wenig für jene Ideen gelebt, denen seine Freundin sich hingegeben hatte, und daneben beunruhigte ihn im Hinblick auf seine Schwester die Einsicht, wie bedenklich es sei, ein Menschenschicksal nach bestimmten Regeln und Voraussetzungen eigenmächtig gestalten zu wollen. Vor Allem aber hatte er sich das Unrecht vorzuwerfen, in welches die exclusiven Stände so leicht verfallen. Er hatte in der Theorie als richtig anerkannt, was er in der Praxis nicht gebilligt hatte, ja er würde vielleicht für Andere gebilligt haben, was er aus ängstlicher Scheu, aus tausend kleinen Rücksichten für sich und die Seinen zuzugestehen nicht geneigt war. Immer wieder überlegte er, ob er ein Recht, ob er die Pflicht habe, der unverkennbaren Neigung Lora's für den jungen Fabrikanten, der ihm selbst werth geworden war, entgegenzutreten? Ob er wohlthue, diese Neigung wie bisher anscheinend nicht zu beachten? Ob er eingreifen, Lora aufklären solle? — Und zwischen Allem diesem

hielt das Lebensschicksal Eugeniens ihm seinen ernstesten Spiegel vor, und er fragte sich, wird Eugenie noch einmal ein neues Dasein beginnen, nachdem ihre erste Liebe gebrochen worden, wird sie es an meiner Hand beginnen wollen?

Der Schwester Stimme rief ihn aus seinem Sinnen empor. Mir ist es recht sonderbar, Paul! hob sie endlich mit zagender Befangenheit ihre Rede an, daß ich Dir irgend Etwas über mich sagen soll, was Du nicht aus Dir selber weißt. Früher erfuhr ich meist durch Dich, was in mir vorging. Du kanntest mich besser als ich selbst!

Und Du meinst, das sei jetzt nicht mehr der Fall? fragte Paul liebevoll.

Nein! entgegnete sie. Die Schuld mag mein sein; ich habe heute viel darüber nachgedacht. Ich mag Unrecht haben zu glauben, Du hättest jetzt nicht Zeit für mich —

Lora! rief Paul, woher kommt Dir, Du Liebste, dies thörichte Glauben?

Freilich! sagte Vora, es mag wohl thöricht sein; aber was hilft selbst diese Einsicht gegen ein Gefühl? Liebe ist so ausschließlich, und Du liebst mich nicht mehr allein —

Mißgönnt Du mir selbst die Aussicht auf ein Glück? fragte Paul, und Vora hörte, daß sie ihm auch diesmal wieder wehe gethan hatte, daß er doch noch immer gegen sie empfindlich war. Alle ihre Liebe und Zärtlichkeit für den Bruder wallte in ihr auf. Paul! sagte sie, indem sie zu ihm ging und ihren Arm um seinen Nacken legte, ich bin ja Deine alte Vora, auch wenn ich ungeschickt bin, weil die Hand zittert, mit der ich Dich berühre. Wüßtest Du, was mir das Herz bedrückt, Du würdest Dich nicht wundern, daß mein Sinn getrübt ist, daß ich mich selbst oft kaum noch als die alte Vora wieder kenne. Glaube mir, daß ich mich Deiner Liebe freue, daß ich Eugenie liebe, weil ich sehe, wie Du ihr werth bist! Es war ja nicht Eifer=

sucht, daß ich Dich mied, nicht Selbstsucht! —
Sie hielt inne, Paul hatte sie zu sich gezogen.

Und was war es denn? fragte er schnell besänftigt, da er die geliebte Schwester traurig sah.

Furcht! sagte sie leise, und barg ihren Kopf an seiner Schulter. Ich lerne es nicht mich unabhängig von Dir zu fühlen, mein Bruder! Ich kann Deine Liebe, Deine Zufriedenheit nicht entbehren, mein geliebter Paul!

In dem Augenblicke trat der Diener ein. Herr Karl Berger wünscht den Herrn zu sprechen! meldete er.

Lora fuhr empor. Jetzt nicht! nur jetzt nicht! rief sie mit einer Heftigkeit, daß der Diener sie verwundert ansah und stehen blieb. Über Paul's Gesicht flog ein Ausdruck der Überraschung, fast des Schreckens, aber er besiegte sich schnell.

Führen Sie den Herrn auf mein Zimmer! sagte er gefaßt, und verließ das Gemach, ohne ein Weiteres mit Lora gesprochen zu haben.

Es war ein entschiedenes Mißempfinden, mit welchem er Karl erwartete. Die Aussicht auf eine Unterredung, deren Inhalt man nicht genau vorhersehen kann, während man mit Sicherheit weiß, daß sie jedenfalls eine wichtige, vielleicht eine unangenehme sein werde, ist immer unbehaglich. Daß Karl's Verlangen ihn zu sprechen, mit dem Erschrecken seiner Schwester in nächstem Zusammenhange stände, war entschieden; aber worauf derselbe sich gründete, ob ein Einverständniß zwischen Karl und Lora obgewaltet, ob Lora nicht offen gegen den Bruder gewesen sei, das beunruhigte denselben. Es belastete ihn mit Sorge, und mit dem Gefühle ernstest Verantwortlichkeit, ja mit dem Bewußtsein einer versäumten Pflicht, einer wirklichen Schuld gegen die wachsame Bruderliebe, die er der jüngern Schwester sonst angedeihen lassen.

Er hatte Karl nicht wiedergesehen seit dem Abende, an welchem sie so freundlich mit einan-

der verkehrt hatten. Die veränderte Haltung, mit welcher Paul dem jungen Manne heute entgegentrat, die Förmlichkeit, mit welcher er nach seinem Begehren fragte, konnten demselben nicht entgehen und mußten ihm auffallen nach der Herzlichkeit, mit welcher sie damals von einander geschieden waren. Er stuzte einen Augenblick, dann sagte er gefaßt: Die Art Ihres Willkommens zeigt mir, daß Sie wissen, was mich herführt.

Er hielt inne, sei es, daß er auf eine Antwort rechnete, oder daß er selbst der Sammlung bedurfte. Auch Paul schwieg einen Augenblick, aber die bescheidene Sicherheit, die Ruhe Karl's machten ihren gewohnten Eindruck auf ihn. Mildere, als er es noch vor wenig Augenblicken für möglich gehalten, sagte er: Ich werde mich schwerlich irren, wenn ich Ihre frühere Weigerung uns zu besuchen, und Ihr heutiges Erscheinen mit — — einander in Verbindung bringe. — Er hatte sagen wollen, mit meiner Schwester in Verbindung

bringe, aber er hatte es unterdrückt, um Lora's Namen nicht voreilig auszusprechen.

Diese Wendung hob die Spannung nicht auf, in welcher Beide sich befanden, und die ihnen mit jeder Minute peinlicher wurde, bis endlich Karl mit raschem Entschlusse das Wort nahm.

Meine ganze Aussicht, meine ganze Hoffnung, sagte er, sind darauf gegründet, daß Sie Zutrauen zu mir fassen; das ist aber nur möglich, wenn ich offen vor Ihnen reden darf. Meine Lage Ihnen gegenüber ist in diesem Augenblicke eine ungewöhnliche. Wollen Sie mich hören?

Paul machte eine zustimmende Bewegung. Ich würde Sie gebeten haben zu sprechen, sagte er, wären Sie mir nicht zuvorgekommen! -- Aber es fiel ihm jetzt schon schwerer den Ton der Fremdheit und Förmlichkeit gegenüber einem Manne aufrecht zu erhalten, dessen Antlitz wie ein klarer Spiegel der Wahrheit vor ihm offen

lag, obschon die tiefste Bewegung in ihm unverkennbar war.

Paul hatte sich niedergesetzt, den Andern ebenfalls dazu genöthigt, und nach einem kurzen Überlegen sagte dieser: Ich habe, wenn ich etwas Schweres vor mir hatte, immer gern das Schwerste zuerst gethan! Lassen Sie mich denn auch zuerst dasjenige aussprechen, was Ihnen nothwendig das Auffallendste und vielleicht das Unwillkommenste sein wird — ich liebe Ihre Schwester.

So zuversichtlich Paul diesem Geständnisse entgegen gesehen hatte, so traf es ihn doch tiefer, als er erwartet hatte. Alle Bedenken, alle Übelstände dieser Liebe traten ihm wieder in plötzlicher Klarheit entgegen, denn das ausgesprochene Wort hat auch für den Scharfblickenden immer noch eine erhellende Kraft. Es macht gegenständlich, was uns bis dahin nur im Geiste lebte. Aber Karl ließ Paul zu keiner langen Überlegung kommen.

Wie diese Liebe entstanden, wie sie zur erweckenden Sonne für mich geworden ist, das würde ich Ihnen sagen, hätte ich Ihnen nicht zu erklären, was mich berechtigt, ja was mich zwingt, Ihnen von dieser Liebe überhaupt zu sprechen, nachdem meine Vernunft und mein Entschluß mich früher zur Entsagung verdammt hatten.

Es war also, wie ich vermuthet, diese Neigung für meine Schwester, die Sie von uns fern hielt? fragte Paul.

Ja! antwortete Jener, und ich würde gehalten haben, was ich mir gelobt; aber vor wenig Tagen sah ich Ihre Schwester ganz unerwartet wieder. Es war im Louvre, im Museum. Freude, Aufregung, ein Zusammentreffen von Umständen, entriß mir mein Geheimniß, fuhr er mit wachsender Wärme fort. Sie kennt jetzt meine Liebe, und sie theilt sie.

Sie theilt sie? Sie hat Ihnen das gesagt! rief Paul lebhaft aus.

Sie hat mich's hoffen lassen! sagte Karl mit Sicherheit. Ich bedurfte der Zeit, mir selbst zu glauben, daß dies möglich sein, der Ruhe, um zu fassen, wie ich es verdienen könne. Jetzt aber fühle ich die Kraft dazu in mir — und ich bitte Sie, helfen Sie mir dazu, daß ich Ihre Schwester mir verdiene! fügte er mit einer Wärme und Energie hinzu, welche den Bruder wunderbar bewegte.

Eine lange Stille folgte. Karl war schon früher aufgestanden, auch Paul hatte sich erhoben und ging nun im Zimmer auf und nieder. Er war kein Neuling im Leben, er hatte in der letzten Zeit so häufig an die Neigung Lora's für diesen jungen Mann gedacht, aber das Mögliche des Ereignisses, die Art, in welcher Karl sich ihm gegenüber als Bittender behauptete, fanden ihn fast unvorbereitet. Karl war eine Künstlernatur, ein begabter, ein schöner Mann. Er hatte sich aus eigener Kraft entwickelt und gebildet. Er gefiel

Paul, er mußte das maasvolle Selbstbewußtsein, den Charakter des Mannes grade auch in diesem Augenblicke schätzen, sogar die romantische Seite dieser Leidenschaft erregte in dem Bruder Lora's eine gewisse Sympathie. Er gönnte der Schwester eine Liebe, wie vielleicht kein anderer Mann sie ihr entgegenbringen konnte; ihm selber hatte es etwas Erhebendes, Lora, das Kind, das er erzogen, das Mädchen, dessen Seele er entwickelt, als das Ideal eines Mannes zu sehen, das ihm vorgeleuchtet zur Selbsterziehung, zum Wege nach einem schönen Ziel. Dennoch erschreckte ihn die Werbung Karls, dennoch sah er alle Bedenken einer solchen Ehe vor sich, und diesem letzten Gedanken Worte gebend, sagte er endlich, während er vor Karl stehen blieb: Und haben Sie nicht bedacht, was Sie von meiner Schwester trennt?

Ich habe Alles bedacht! antwortete Karl. Ihre Schwester ist reich und mir an vielen Kenntnissen, an Bildung überlegen; aber wenn meine

Hoffnung mich nicht täuscht, und sie kann mich nicht täuschen, da mein fester Wille die Stütze meiner Hoffnung ist, so wird Ihre Schwester mir die Zeit gewähren, mich ihrer würdig auszubilden, und mir eine Stellung, einen Namen zu erwerben, die sie ohne zu erröthen, von mir annehmen kann.

Karls sanfte Entschiedenheit gewannen mehr und mehr die Theilnahme, ja die Bewunderung Pauls. Das war ja die ursprüngliche Kraft des Herzens und des Geistes, die ungebrochene Einheit der Empfindung, von der sie so oft als von dem unschätzbaren Besiz des Volkes gesprochen hatte. Das war ein Mann, wie Eugenie ihn geschildert und geliebt. Jetzt stand er vor ihm, der Sohn der arbeitenden Stände, in seiner erhabenen, einfachen Selbstgewißheit, und Paul sollte sich weigern, ihn als seines Gleichen, als einen Ebenbürtigen anzuerkennen, während sein Herz ihn mit immer wärmerer Neigung zu dem jungen Manne zog? Er konnte das nicht über sich ge-

winnen! Die Berechnung, die Sorge des Bruders machten dem rein menschlichen Empfinden, der Freude an dem tüchtigen Charakter Platz.

Mit rascher Bewegung trat er auf Karl zu. Geben Sie mir die Hand, sagte er, ich traue Ihnen zu, was Sie selbst von sich erwarten.

O! rief Karl, und zum ersten Male flog es wie Rührung über sein schönes Antlig, wenn Sie, Sie! mir vertrauen, dann ist ja Alles schon für mich gewonnen. — Er nahm die Hand, welche der Andere ihm darbot und drückte sie mit männlicher Innigkeit. Er mußte sich halten, ihm nicht an die Brust zu sinken, und doch wollte er grade diesem Manne gegenüber sich keiner Weichheit hingeben, die ihm als Schwäche oder auch als Anmaßung gedeutet werden konnte.

Und nun, sagte Paul, was kann ich thun, Ihnen förderlich zu sein.

Sie boten mir vor einem Jahre eine Summe als Darlehn an, zum Eintritt in die Fabrik, oder

zur Begründung eines eigenen Unternehmens, antwortete ihm Karl, mit einem Male sich zusammennehmend zu kalter Überlegung, daß die Erregtheit des Liebenden schnell unterging in dem Ernste des an Berechnung gewöhnten Arbeiters und Geschäftsmannes. Geben Sie mir diese Summe jetzt.

Wie viel glauben Sie nöthig zu haben? fragte Paul in gleicher Weise.

Ich bedarf dreitausend Thaler, meine Pläne zu verwirklichen.

Und damit wollen Sie eine eigene Fabrik begründen? oder meinen Sie damit den Eintritt in diejenige zu erkaufen, in welcher Sie jetzt beschäftigt sind?

Für jetzt noch keins von Beiden, entgegnete Karl. Ich habe zuerst allerdings daran gedacht, die Fabrik schnell zu vergrößern, indeß, ich schrieb es Ihnen früher schon, als Sie sich meiner so gütig annehmen wollten, die Verhältnisse derselben

machen für mehrere Jahre hinaus weder ihren Kauf, noch eine ganz freie Einwirkung von meiner Seite möglich; und wenn ich jetzt auch in die Lage käme, einen ansehnlicheren Gewinn zu erreichen, so würde mich das, wie ich fühle, immer nicht berechtigen, es Ihrer Schwester als ein Loos anzubieten, das Sie mit mir theilen könnte. Es würde immer noch gering, ja Nichts sein, neben dem Wohlstand, den sie besitzt, und ich selber bliebe dabei der Alte.

Aber was beabsichtigen Sie denn sonst? forschte Paul, was haben Sie für Pläne?

Ich möchte vor allen Dingen erst mich selbst Ihrer Schwester würdiger machen! antwortete Karl. Künstler, die meine Arbeiten gesehen haben, sagen mir, und ich selbst fühle es, daß ich nur einer gründlichen Schule bedarf, um als Bildhauer etwas Tüchtiges zu leisten. Diese Schule muß ich durchmachen, ich habe auch sonst noch Unerlässliches zu lernen. Ich bin ein Fremder, ein Neu-

ling in einer Menge von Kenntnissen und Dingen, welche dem Vermögenden, dem Gebildeten, sein Leben von seiner Kindheit auf zu eigen macht. Aber weder die künstlerische noch die allgemeine Bildung ist für mich zu erwerben neben der Thätigkeit für die Fabrik. Ich möchte also fort, nur für zwei Jahre. Ich möchte gern nach Rom! sagte er.

Und würde man Sie frei lassen von Seiten der Fabrik? Wollen Sie aus derselben austreten? fragte Paul.

Weder das Eine noch das Andere! entgegnete Karl. Ich habe vielmehr vor, und ich besitze ein desfalliges Versprechen des jungen Erben der Fabrik, als Theilnehmer in dieselbe einzutreten, sobald er mündig wird, was in zwei Jahren geschieht. Ja! ich halte es für möglich die Fabrik einmal ganz mein eigen zu nennen. Der junge Mann will das Geschäft nicht selber betreiben, sondern, sobald er freier Herr seines Handelns ist, ein seinen

Talenten angemesseneres Unternehmen gründen, vorausgesetzt, daß es ihm gelingt die Fabrik zu verkaufen. Ich habe aber an dieselbe doch schon zu viel Arbeit und Kraft gewendet, als daß ich sie gleichgültig in fremde Hände gehen lassen könnte.

Aber Sie wollen ja nach Rom? wendete Paul ein.

Für zwei Jahre! wie ich sagte! Für diese Zeit weiß ich einen Stellvertreter für mich, der nach meinen Modellen arbeiten, und den der Vormund des Erben auch annehmen würde, jedoch nur gegen eine Kaution. Diese Kaution hat mein Stellvertreter nicht zu leisten, ich müßte sie also machen, wenn ich vorwärts will, und dazu habe ich jene Summe nöthig.

Er schwieg, und Paul überlegte. Wie groß also war die Summe, die man fordert? fragte er. —

Man verlangt zehnstausend Franken, wie ich Ihnen sagte.

Und zwei Jahre meinen Sie für Ihre Studien nöthig zu haben?

Zwei Jahre! entgegnete der Andere mit einem unterdrückten Seufzer.

Aber Sie müssen selbst leben in dieser Zeit; wendete Paul ein, und auch dazu bedürfen Sie des Geldes.

Ich habe eine mäßige Summe erspart, antwortete Karl, und da ich ja studieren kann, indem ich für die Fabrik die Modelle mache, die man nicht schlecht bezahlt, so habe ich für die Zeit meiner Studien keinen Mangel zu fürchten.

Und dann? wendete Paul ein, dem das Überlegte in des jungen Mannes Plänen immer mehr Vertrauen zu ihm gab.

Dann hoffe ich, nicht nur ein Fabrikant, sondern ein Künstler zu sein! sagte er mit einem Selbstgefühl, das seine Augen leuchten machte, und ich weiß, daß Lora, er nannte sie zum ersten Mal mit diesem Namen, die Hand eines

Mannes, den die Liebe zu ihr zum Künstler machte, nicht verschmähen wird, weil er ihr noch Nichts zu bieten hat, als sich und diese Liebe.

Nein! rief Paul, gerührt von dieser Zuversicht, nein! das wird sie nicht. Halten Sie sich selber Wort, mein Freund, und ich hoffe, Lora wird Ihnen dann nicht fehlen. Nur Eines fordre ich von Ihnen. Sie leisten Ihr kein Versprechen, Sie fordern keins von ihr, und Sie sehen sie vor Ihrer Reise nur noch einmal, nur in meinem Beisein wieder! — Sind Sie das zufrieden, Berger?

Alles! Alles! rief Karl in hoher Freude.

So kommen Sie! sagte Paul und ging der Thüre zu.

Wohin? fragte Karl.

Zu Lora! antwortete ihr Bruder, und schritt dem Glücklichen voran.

Neuntes Kapitel.

Zwischen Sorge und Erwartung getheilt, hatte Lora in ihrem Zimmer die Minuten langsam an sich vorübergehen sehen. Sie hatte ein Buch zur Hand genommen, aber der Anblick der Worte, die sie nur mit dem Auge wahrnahm ohne sie zu verstehen, steigerte ihre Unruhe, daß sie das Buch zur Seite warf. Sie war auf- und niedergegangen, auch das füllte die Zeit nicht beruhigend aus. Sie schaute hinaus in die Straße, indeß das Fenster war weit ab von der Thüre, und ihr Ohr hing mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch, das sich auf dem Corridor hören ließ. Ob er ging? ob er bei dem Bruder blieb? das war Alles, wofür sie in diesem Augenblicke Sinn besaß, und mit rascher Bewegung eilte sie

der Thüre zu, als diese sich öffnete, und Karl und ihr Bruder bei ihr eintraten.

Paul's ernste Miene, Karl's heiße Wangen, seine unverkennbare Freude, machten Lora's Herz nur höher und stärker schlagen, und bannten sie doch an ihren Fleck. Sie hätte fragen, Etwas sagen, sich dem Bruder in die Arme werfen mögen, aber sie konnte das Alles auch wieder nicht, und Paul kam ihr zu Hülfe.

Lora! sagte er, Herr Berger beabsichtigt nach Rom zu gehen, um dort seine Studien als Bildhauer zu machen; aber er muß für die Fabrik, in der er gearbeitet hat, einen Stellvertreter und diesem eine Kaution von zehntausend Franken schaffen. Willst Du sie ihm borgen?

Ach! Paul! rief sie, und fiel dem Bruder um den Hals, ihre überströmenden Augen an seiner Brust verbergend.

Auch Paul hatte Thränen an den Wimpern.

Karl stand sprachlos, versunken in Lora's Anblick neben ihnen.

Sie sehen, sagte Paul zu ihm gewendet, sie hat Vertrauen zu Ihnen!

Das lohne ihr Gott! rief Karl, und ergriff ihre Hände, die sie ihm reichte, und die er in den Seinen festhielt. Dann sah er sie mit langem Blicke an, als wolle er sich ihr Bild fest einprägen, und sagte: Nun leben Sie wohl! jetzt kann ich ruhig gehen. Leben Sie wohl!

Er ließ ihre Hände los und wendete sich ab. Lora hielt ihn zurück. Mit schneller Bewegung häfelte sie den goldenen Ring, den sie ihm fortgenommen und seitdem mit andern Ringen am Armbande getragen hatte, von demselben los, und ihn Karl reichend sagte sie mit dem Tone der weichsten Bitte: Sie trugen ihn ja mit dem Gedanken an mich, tragen Sie ihn nun zu meinem Andenken!

Aber Karl wies ihn leise abwehrend zurück.

Noch nicht! bat er, heben Sie mir ihn auf, damit ich doppelt eile, ihn mir einzufordern.

Brav! mein Freund! rief Paul mit sichtlicher Zufriedenheit über die Festigkeit Karl's, die sich nie verläugnete. Sie werden ihn sich holen kommen!

Ja! das werde ich! sagte Karl fest, gab nochmals erst Paul, dann Lora seine Hand, und schied mit schnellem Lebewohl! — Und, wie von süßem Traum befangen, blieb Lora einsam zurück in dem Gemache, als Paul es verließ, dem Scheidenden noch das Geleit zu geben, und die nöthigen Abreden mit ihm zu treffen.

Wenige Tage später war Karl auf seinem Wege nach dem ewigen Rom.

Behntes Capitel.

Während Lora mitten in dem Glanze der großen Welt, in stiller Liebesfreude ihre heimliche Verlobung genoß, befanden sich Frau Redlich und die Ihren in einer Thätigkeit, die man forttreibend nennen konnte: Die Meisterinn, Hanne, Sophie, Ludwig, und selbst Marie, denn die allgemeine Hast der Andern schien auch Marien jetzt ergriffen zu haben. Von früh bis spät war sie mit Ludwig unterwegs, nachdem man die Wohnung gemiethet hatte, welche am ersten Juli schon bezogen werden sollte. Es mußte jetzt mit Tischlern und Malern verhandelt werden, die Zimmer herrschaftlich einzurichten, die Ludwig meublirt vermiethen wollte, es war dafür auch ein größerer Bestand an Hausrath, an Betten

und an Wäsche nöthig, und Marie kaufte und nähte von früh bis spät, und hatte ihre rechte Freude daran, denn die Lust am Besitze liegt tief im Menschen, und er gewinnt eine ganz andere Freude an der Arbeit, wenn nicht nur ihr Ertrag, sondern die Arbeit selbst für ihn bestimmt ist. Sie kam ihrer Familie wie ein Millionär vor, wenn sie mit geübter Hand den guten Drillich, die schöne Leinwand, die weißen Gardinen zuschnitt, und sie selbst war guter Dinge, als sich Schränke und Kommoden so mit neuen Sachen füllten.

Daneben gefiel es ihr gar wohl, wenn sie mit Ludwig Abends, Beide wohlgekleidet, hinausgehen konnte vor das Thor, wenn sie ihr eigener Herr war. Sie hätte sich so lange danach gesehnt, so viele Jahre nach dem eignen Heerde geschmachtet, und sie wurde es zuerst nicht müde, in die künftige Wohnung zu gehen, und die Zimmer und die Küche anzuschauen, die ihr eigen sein, in denen sie nach freiem Willen schalten und walten sollte.

Aber der Eifer, mit dem sie an die Arbeit gegangen war, und die Emsigkeit, mit welcher Mutter und Schwester ihr geholfen hatten, machten, daß alles Nöthige viel früher beendet wurde, als sie es brauchen konnte. Die Handwerker, deren man bedurfte, waren in dieser Jahreszeit bei großen Bauten beschäftigt, sie zögerten zu kommen, begannen dann die Arbeit und ließen sie wieder liegen, und wollte Ludwig den Termin einhalten, und Anfangs Juli seine Hochzeit feiern, so mußte er die Leute förmlich zusammenholen und beaufsichtigen, damit die Arbeit nicht gänzlich in's Stocken gerieth.

Er blieb dadurch oft außer dem Hause, und Marie wieder müßig und sich selber überlassen. Frau Redlich war viel auf Arbeit aus, Sophie hatte eine Stelle als Ladenmädchen angenommen, und nur Hanne, deren Kunden im Sommer meist die Stadt verließen, hatte wenig zu thun und besorgte den Eltern die Wirthschaft. Sie hielt sich dabei

so viel sie konnte bei der Schwester auf, denn eine Braut ist jüngern Mädchen ein Gegenstand doppelter Zärtlichkeit und neugieriger Theilnahme, und Marie hatte die Schwester jetzt auch lieber um sich als je zuvor. Nun die Kastlosigkeit der Arbeit und des Schaffens sie nicht mehr betäubte, empfand sie es erst, daß sie auf dem Scheidewege ihres Lebens stehe, und es kamen bei dem Gedanken eine Sehnsucht und ein Bangen über sie, in denen sie sich zu den Andern mehr als jemals hingezogen fühlte.

Eines Mittags, als die Sonne recht hell und warm durch die Epheuspaliere vor ihrem Fenster schien, die sie jetzt noch sorglicher pflegte, seit sie in der eignen Wohnung stehen sollten, hatte sie ihre andern Blumentöpfe auf einen Tisch gesetzt, die welken Blätter abgenommen, und wusch nun mit großer Sauberkeit jedes Blatt des Epheus und der Blumen. Sie erschien sich ordentlich vornehm, weil sie sich für ihre eignen Blumen solche

Muße nehmen konnte, und Hanne, die ihr gegenüber nähte, fragte, was die Schwester denn jetzt thun werde, als auch dies besorgt war.

Nichts! antwortete diese, während sie die Gewächse an Ort und Stelle brachte und den Tisch forttrug, auf dem sie die Arbeit vorgenommen hatte. Ich bin auch recht froh, daß ich einmal eine Stunde stillsitzen kann. Die ganze Zeit bin ich nicht zur Besinnung gekommen; es war ja eine wirkliche Heze, von früh bis spät.

Sie hatte dabei die Hände gereinigt, die Schürze abgebunden, und setzte sich nun mit untergeschlagenen Armen nieder, den Kopf gegen die Lehne gestützt, die Füße auf der Fußbank weit von sich ausgestreckt, recht als ob sie sich mit Bewußtsein dem Genuß der Ruhe überlassen wollte.

Eine Weile saß sie und sah auf Hannen's Arbeit hin, dann schloß sie die Augen. Es war so still, daß man die Fliegen in der Stube sum-

men hörte, aber solches Schweigen war gegen Hannens Geschmack.

Schläfst Du Marie! fragte sie halblaut nach einer Weile.

Nein!

Was machst Du denn?

Ich dämmre so vor mich hin.

Woran dachtest Du?

Marie richtete sich auf. Es ist sonderbar, sagte sie, aber mir kommt vor, ich habe heute überhaupt seit langer Zeit zum ersten Male wieder Etwas gedacht.

Ach dummes Zeug! rief Hanne lachend, der Mensch muß ja immer Etwas denken, sogar im Traum!

Ja! man denkt — das heißt was man so denken nennt! Man trägt irgend Etwas im Sinn, was man just zu thun hat. Aber recht zum Bedenken bin ich eigentlich nicht gekommen seit ich Braut bin.

Weißt Du, Marie! bemerkte Hanne nach einer Pause, indem sie das Nähzeug ruhen ließ, und innehielt nach dem Anruf, als habe sie Etwas zu sagen, was sie schon lange gern einmal angebracht hätte, weißt Du, Marie! mir ist's damals vorgekommen, als hätte das Fräulein es Dir gradezu verdacht.

Verdacht? wiederholte Marie, doch nicht daß ich heirathe? und sie wurde roth bis auf die Stirne, als sie's aussprach.

Hanne konnte nicht gleich absehen, wie die Schwester jene aus reiner Sprechlust hingeworfene Bemerkung aufnahm, und gleichsam ihre Behauptung zu beschönigen, fügte sie hinzu: das heißt, gewundert haben sie sich Alle. Es wollte es ja Niemand glauben.

Marie war unentschlossen, was sie thun sollte. Sie hatte einen Schreck, als Hanne so plötzlich die Rede darauf brachte. Es drängte sie aber selbst einmal davon zu sprechen, und sie hatte doch wieder

Scheu davor. Sie war sehr ernst geworden, und sah mit unverwandtem Blicke auf die Blumentöpfe.

Mit einem Male seufzte sie und sagte: Borhin, als ich die Blumen rein machte, und die weiße Theerose unter den Händen hatte, dachte ich auch so, wie es damit geht. Der Rosenstock, den Er mir gegeben hat, der blüht nun schon im dritten Jahre, und doch ist Alles vorüber. So ein Blumenstock hält länger als Liebe und Treue!

Ja! meinte Hanne, die bei solchen Anlässen sich darin gefiel ihren klugen Kopf, der in der Familie sprüchwörtlich war, zu zeigen, der Blumenstock, der hat's auch nur mit sich allein zu thun, dem thut kein Andrer Etwas.

Gethan hab ich ihm genug! bemerkte Marie mit einer Bewegung des Kopfes, die ihr Bedauern ausdrückte.

Dem Blumentopf? fragte die Schwester.

Ach! entgegnete die Andere, man kennt sich ja in solchem Augenblicke nicht! Wie es einmal so über

mich hereinbrach, und ich dachte an all' die langen Jahre, und an all' die Liebe und Treue, und daß das nun so hin war, und ich weggeworfen, da war mir's, als hätte mich Einer zerschmettert und zerrissen — und weil ich Nichts gegen Ihn thun konnte, gar Nichts, aber gar Nichts — — Sie brach ab, Hanne sah sie ängstlich fragend an, Marie war ganz blaß geworden. Sieh mich doch nicht so mit den großen Augen an! rief sie ärgerlich gegen die Schwester gewendet und stand auf, um ihrem Blicke auszuweichen.

Hanne hätte nicht ihren Kopf haben müssen, wäre ihr nicht in diesem Augenblicke klar geworden, wie es mit der Schwester stand, aber sie mußte es von ihr selber hören. Was hast Du denn da mit der Theerose gemacht? fragte sie nach kurzer Stille.

Der Wurm, den man unter die Füße tritt, rief Marie mit der Leidenschaftlichkeit, die sie nicht zu unterdrücken im Stande gewesen war, obschon

sie mitten in ihrer Rede abgebrochen hatte, der Wurm will ja stechen und sich rächen an dem, der ihn martert. Und wie ich so da stand, und hatte Nichts und Niemand, da griff ich nach dem Topfe und wollte die Rose ausreißen. Sie hielt abermals inne. Nur der Topf fiel herunter und zerbrach, wie ich den Baum so hinwarf, die Rose blieb in der Erde, die Wurzeln saßen zu fest. Und so ist's auch, fügte sie matt hinzu — Du siehst ja wie sie blüht!

Marie ging im Zimmer umher und machte sich, bald dies bald jenes ordnend, in demselben zu thun. Hanne nähte, aber sie hatte ein Mitleid mit der Schwester, daß es ihr das Herz fast abdrückte. Was soll denn aus ihr werden, dachte sie, wenn sie den Karl noch immer nicht vergessen hat? und wie kann sie denn den Ludwig heirathen, wenn ihr Herz an einem Andern hängt? Sie konnte sich gar nicht erinnern, wie Marie darauf gekommen war, das Alles auszusprechen. Endlich

meinte sie es gefunden zu haben, durch die Theerose war es gekommen. Sie sah sich nach der Schwester um, Marie saß an ihrem Schranke, hatte die Schuhe gewechselt, und nestelte an ihren Stiefelschnüren.

Wo willst Du hin? fragte Hanne.

In die Wohnung! antwortete die Andre kurz, und nestelte an den Schnüren weiter.

Hanne fing wieder zu nähen an, indeß es ließ ihr keine Ruhe, sie sah immer nur nach der Schwester hinüber. Endlich als diese fertig war und mit Hut und Tuch und Schirm schon an der Thüre stand, sprang Hanne auf, fiel ihr um den Hals und bat in Thränen ausbrechend: Nimm den Rosenstock nicht in die Wirthschaft mit! Es geht ja nicht! es geht ja wahrhaftig nicht, Marie!

Marien schnürte es den Hals zu, aber sie räusperte sich und schluckte die Thränen herunter. Sei still! sagte sie, und behalte Du ihn meinet-

wegen. Du kannst ihn gleich mit hinüber nehmen, aber mache kein Gerede mehr davon.

Damit eilte sie hinaus, während Hanne weinte, daß sie sich die Augen fühlen mußte, ehe sie zu den Eltern gehen konnte. Die Schwester war ihr so beneidenswerth erschienen, und nun lag mit einem Male das bittere Herzeleid offen da, von dem sie keine Ahnung gehabt hatte bis auf diese Stunde. Wie sollte das denn werden?

Aber auch Marie fragte sich: wie soll das werden? Denn auch sie hatte erst jetzt den Zustand ihres Herzens wieder klar erkannt. Es war richtig, sie war nicht zur Besinnung gekommen seit ihrer Verlobung. Schmerzliche Lust sich zu rächen, Schreck und Aufregung über und durch die Zärtlichkeit eines ihr im Innern ganz fremden, ältern Mannes hatten sie fortgerissen über die ersten Tage. Dann war die Arbeit dazu gekommen, die Lust am Besitz, und ohne daß es ihr deutlich gewesen wäre, hatte Marie über der ächt-

weiblichen Freude an dem Einrichten einer eigenen Wirthschaft fast des Bräutigams vergessen, dessen Liebkosungen sie nicht mehr ängstigten, da sie sie gewohnt worden war.

Nur einmal war es wie ein greller Blitz erleuchtend durch ihre Seele gefahren, aber sie hatte die Augen abgewendet und nicht sehen wollen; das war geschehen, als der Brief des Fräuleins kam. Sie hatte ihn zur Seite gelegt, ihn nicht wieder gelesen bis auf diesen Tag. Heute aber, als sie am Abende in ihrer Stube ganz allein war, da dachte sie an jenen Brief.

Sie war nicht in der Wohnung gewesen. Unten vor der Thüre war sie umgedreht, denn sie hatte dem Ludwig nicht begegnen wollen. Gleich nach Hause kommen aber wollte sie auch nicht. So schlenderte sie von einer Straße in die andre, ohne sonderlich darauf zu achten, wohin sie ging. Man sieht bei solchem gedankenvollen Schlendern nicht mit Bewußtsein um sich, dennoch

wirkt die Umgebung auf uns ein, und die innern Straßen einer großen Stadt sind immer traurig an späten Sommerabenden. Sie liegen so öde da, so menschenverlassen! Die Magazine sind geschlossen, die hölzernen Vordersäden sehen so todt aus; die Kinder vor den Thüren, die Leute, die an den offenen Fenstern stehen, scheinen nach Luft zu sechzen. Es ist als fehle Allen Etwas, als müsse man sie beklagen; und sitzt auch hie und da ein ehrsamere Bürger mit seiner Pfeife beim Bierkrüge behaglich am Fenster, man denkt doch immer: ist das nun ein Leben, während es so schön im Freien ist? Und das Mitleid mit der Beschränkung, die Scheu vor dem Verdampfen, der Schmerz über die Kürze des Daseins werden zu einer unbestimmten Angst, zu einem Misgefühl, dem auch der Nichtempfindsame in solchen Augenblicken unwillkürlich und halb unwissentlich erliegt.

Marie kehrte noch trauriger zurück, als sie ausgegangen war. Sie hatte sich nicht fragen

mögen, was ihr sei und fehle, sie war so hingedämmert, und zuletzt fast froh, daß sie nur wieder erst zu Hause war. Ludwig kam noch später. Er hatte Verdruß gehabt mit einem Handwerker und sagte ärgerlich: Wahr ist's, so wie man nur an's Heirathen denkt, gehen die Plackereien los, und das wächst nachher von Tag zu Tage. —

Der Meister war auch nicht gut aufgelegt, die Frau molestirte ihn seit Wochen, er sollte sich einen neuen Rock zur Hochzeit anschaffen, und weil er davon Nichts hören wollte und sie doch alle Tage wieder davon anfing, so hatte es Streit gegeben zwischen ihnen, und er und Ludwig bestärkten sich mit allerlei Redensarten immer mehr darin, es sei ein Elend, daß ein Mann nicht für sich selber bleiben könne, ohne Weib und Wirthschaft. — Sie mochten es im Grunde Beide nicht so böse meinen, aber die Meisterinn nahm es ernstlich übel und schmolte und ging zornig umher, und Marie dachte in ihrem Herzen: dazu also heirathet man nun!

Wäre Hanne nur in ihrem rechten Schick gewesen, so hätte es sich für Alle bald gegeben. Ein einziges frohes Herz, ein einziger heiterer Sinn lichtet viel Trübniß um sich her; aber Hanne war heute grade am meisten bekümmert in der Familie. Sie saß so insichgekehrt, daß der Ludwig fragte, ob ihr der Weizen verhagelt sei? Dazu lag es schwül in der Luft, und die grauen Wolken drückten ordentlich auf die Erde nieder. Die Schwalben schossen tief hinunter, der Rauch schlug von den Schornsteinen in den Hof und machte die Luft noch qualmiger. In der Stube bei Nedlichs, wo sie alle beisammensaßen, war es peinlich warm. Ludwig sagte zu Marien, sie wollten hinübergehen in ihre Stube, sie meinte, da sei es nur noch wärmer, da habe die Sonne den ganzen Nachmittag auf den Fenstern gebrütet. Sie mochte heute nicht mit ihm allein sein, er dachte aber, sie wolle nur wieder bei den Eltern

bleiben, und daß sie so an denen hing, war ihm von je ein Ärgerniß.

Ich weiß eigentlich nicht, wozu wir eine Wohnung nehmen, sagte er ironisch, Du wirst doch hier sitzen, von früh bis spät!

Das wird ja nur von Ihnen abhängen! meinte Frau Redlich. Wem's wohl in seiner Haut ist, dem verlangt nach keiner andern! Aber freilich, wenn man Nichts bei sich im Hause hat als Eigensinn, wenn dem Manne jeder alte Haderlump lieber ist, als dasjenige, was er einem Andern zu Gefallen thun soll, da möchte man nicht bloß aus dem Hause laufen, sondern aus der Haut fahren.

Bleib' Du nur in Deiner Haut, ich bleib in meinem Rock, sagte der Meister, der ist noch lange nicht so alt als Du!

Er hatte einen Wig zu machen gemeint, was ihm nicht oft begegnete. Die Meisterinn war aber auf den Punkt gekommen, auf dem man Alles schief und böse nimmt, und an ihr Alter

mochte sie niemals gern erinnert sein. Ja freilich! rief sie, ich habe Dir's ja schon gesagt, seit der Alte da, sie zeigte auf Ludwig, sich ein junges Mädchen mit Geld genommen hat, da kommt Dir's auch! Aber wenn ich mich auch hinlegte —

Sie konnte nicht zu Ende sprechen. »Du hast heute ganz den Kopf verloren, Alte!« fiel ihr der Meister begütigend in's Wort; aber Ludwig, der in Bezug auf seine Jahre noch weniger als Frau Nedlich Spaß verstand, sagte: Wem ich zu alt war, der hätt' mich gehen lassen können!

Nun! rief die Meisterinn, an den Hals geworfen hat sie sich Ihnen nicht, sie hat sich lange genug bitten lassen, und wäre der Karl nicht so schlecht gewesen, Sie hätten sie nun und nimmermehr bekommen!

Mutter! Mutter! riefen der Meister und die Marie und die Schwestern, da Ludwig aufsprang. Ach! schrie sie in einem Zorne, in dem noch keiner der Ihrigen sie je gesehen hat, ach! wahr ist

wahr! — und damit ging sie hinaus, warf die Thüre hinter sich zu, daß die Fenster klirrten, und die Andern blieben zurück, Alle mißmüthig, Alle mit schwerem Herzen. Es war ihnen ordentlich wohl, daß es zehn Uhr schlug, und sie von einander gehen konnten.

Marie schritt mit Ludwig zusammen den Corridor entlang, er sprach aber nicht mit ihr. Vor ihrer Stube sagte er ihr kurz gute Nacht! — Sie wollte ihm die Hand geben. Lassen Sie's nur! sagte er, es könnte Ihnen nachher auch leid thun! — Davor erstarb ihr das gute Wort, das sie zu ihm sprechen wollte, und so trennten sie sich.

Elftes Kapitel.

Herr Gott und Vater! rief Marie, als sie in ihrer Stube war, wenn ich so leben sollte! so leben sollte! — und dabei trat sie an das Fenster und sah gedankenvoll in die Nacht hinaus.

Streit und Zank waren selten in ihrem Vaterhause vorgekommen, darum fielen sie ihr um so schwerer auf. Im Kreise ihrer Herrschaft hatte sie kein böses Wort gehört, und nun mit einem Male Hader und Mißtrauen schon vor der Hochzeit. Wenn der Friede fehlte in der Ehe und die Zuversicht, was blieb dann übrig? Und im Grunde, woher sollte Ludwig sein Zutrauen zu ihr haben? Sie hatte ihn abgewiesen Jahre lang, Jahre lang hatte sie einen Andern geliebt, ihr ganzes Herz, ihr ganzes Hoffen war auf Karl

gerichtet gewesen, ihrer Seelen Seligkeit hatte an ihm gehangen, und was sie auch gethan, was sie auch Ludwig gesagt und versprochen hatte, sie konnte sich es nicht verbergen — nur den Andern hatte sie geliebt, und sie liebte ihn auch jetzt noch, ja, ihn allein.

Das war ein Unglück, das war ihr Unglück! und eine Sünde war es auch. Eine schwere Sünde! sie mochte es nehmen wie sie wollte. Hanne hatte es heute noch gesagt, Niemand hatte es glauben wollen, daß sie den Karl vergessen hätte, daß sie den Ludwig heirathen würde. Ihr eigener Vater, sie erinnerte sich dessen ganz genau, hatte es ja nicht geglaubt, und das Fräulein vollends nicht! Der Brief sprach das auch aus! Sie hatte ihn nur erst einmal gelesen, jetzt mußte sie ihn nochmals lesen.

Sie verließ das Fenster und zündete ihr Licht an. Dann ging sie und holte den Brief hervor. Er drang ihr heute ganz anders zu Herzen, jede

Sylbe schnitt ihr ordentlich durch die Brust, und doch stand kein unfreundliches Wort, kein Wort des Vorwurfs oder des Tadel's in dem ganzen Schreiben. Aber sie vernahm es, als hörte sie des Fräuleins Stimme, wie Lora sich wunderte, wie sie sagte, habe ich darum Marie immer wie meines Gleichen behandelt, daß sie den ersten besten Mann, daß sie einen Bedienten, den alten Ludwig heirathet, um nur unter die Haube zu kommen? Konnte sie nicht ruhig bei uns bleiben? Hatte sie denn Alles erlogen, was sie gesprochen von ihrer großen, treuen Liebe für den Bräutigam? Wie kann man so schnell vergessen, sich so im Handumdrehen trösten? Sie hatte im Grunde doch kein Herz, sie war nicht besser als die andern Alle! Sie hat auch mich getäuscht, und ich will sie zwar versorgen, aber ich bin froh, daß ich sie los bin! —

Marie war in Verzweiflung über die Vorwürfe, die ihr das eigene Gewissen machte und

die sie aus Lora's Briefe jetzt heraus las. Sie fühlte, daß ihr Fräulein sie aufgegeben habe, was blieb ihr dann noch übrig? Karl hatte sie vergessen, ihr Fräulein sich von ihr losgesagt. — Und sie hatte ja nicht aufgehört den Karl zu lieben, es waren ja nur die Liebe und der Zorn über ihn gewesen, die sie dem Ludwig zugeführt. —

Sie saß und saß, sie wußte nicht was sie thun sollte. Draußen fing der Wind an sich zu erheben, es wehte kühl in die Stube hinein, daß das Licht flackerte, und oben auf dem Schornstein kreischte der Wetterhahn. Mit einem Male prasselte der Regen hernieder. Sie eilte an's Fenster es zu schließen. Drüben bei den Eltern waren die Fenster auch schon zu. Sie sah aber, wie der Vater das Licht nahm und in die Schlafkammer ging. Nun legten die Eltern sich also miteinander nieder und hatten Groll und Streit im Herzen. Sich so niederlegen mit einem Manne dem man

grollt! — Und vollends mit einem Manne, den man gar nicht liebt — und wenn man einen Andern liebt! — Der Wind schlug den Regen immer heftiger gegen die Scheiben, der Wetterhahn freischte immer lauter. Das ist auch ein Hahenschrei tönte es in ihr, und es fiel ihr ein, wie Petrus seinen Herrn verrathen bei dem Schrei des Hahns.

Das Haar sträubte sich ihr auf dem Kopfe. Sie mußte machen, daß sie die Vorhänge herunter ließ, das Licht in der Eltern Kammer ließ ihr keine Ruhe, es beleuchtete mit seinem matten Scheine flammenhell die Lage und das Elend ihrer ganzen eigenen Zukunft. Sie hatte sich und Andere belogen, sie stand auf dem Punkte einen Meineid zu schwören vor Gottes heiligem Altare! Ihre Seele zu belasten mit ewiger Schuld! — Sie wollte beten, aber das Gebet erstarb ihr auf den Lippen, und Nichts fiel ihr ein, als der alte Vers, den der Vater ihnen vorgehalten von Kindheit

an: »Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele! oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder erlöse?«

Immer fort mußte sie darauf zurückkommen, wie ihre Gedanken auch sonst wanderten, vom Streite ihrer Eltern hin zu Karl, von Karl zu Ludwig, von Ludwig zu dem Fräulein. Inzwischen war bei den Eltern das Licht schon lange erloschen. Es war tiefe, finstre Nacht. Der Wind hatte sich gelegt, der Regen fiel jetzt schwer und langsam tropfend nieder, endlich ließ auch das nach, nur leise noch rieselte das Wasser aus den Rinnen herab — und sie lag und lag, und kein Schlaf kam auf ihr Auge, nur das Gefühl ihres Elends senkte sich immer tiefer auf sie herab.

Am andern Morgen, als sie wie zerschlagen an Leib und Sinn, ihr Zimmer aufräumte, kam Ludwig zu ihr. Er sah frisch aus wie der Himmel, und war eben so abgekühlt als das Wetter, aber

daß er ihr etwas Besonderes sagen würde, das merkte sie ihm an jedem Zuge ab, sobald er eintrat. Sie kannte das Gesicht seit ihrer Kindheit. So sah er immer aus, wenn ein Hausbewohner das Schneeschaufeln versäumt, wenn Blumentöpfe zum Fenster hinausgestellt, oder wenn überhaupt irgend ein Versehen gegen den Miethscontract und die Hausordnung begangen worden war. Es ließ auch nicht lange auf sich warten.

Liebes Kind! sagte er und räusperte sich, liebes Kind! ich komme Dir nur zu erklären, so geht das nicht mit uns! —

Marie schwieg. Ludwig war für sie, wie für das ganze Haus, von jeher eine Respectsperson gewesen, der man nicht in das Wort fiel, und der Brautstand hatte das auch Marien gegenüber nicht geändert. Nie zuvor hatte er sie Du oder mein Kind genannt. Er erinnerte nicht gern absichtlich daran, daß er ihr Vater sein konnte; aber der innere Ärger riß ihn hin.

Ich und Du — und Du und ich! — fuhr er fort, da soll mir Keiner zwischen kommen, am wenigsten die Mutter. Denn wo eine Schwiegermutter zur Thür eintritt, geht der Friede zum Fenster hinaus. Also sie für sich, und wir für uns! Du gehörst mir und gehorchst mir — und damit Basta! Merke Dir das!

Es sollte das, trotz der Härte des Ausdrucks aber offenbar eine Versöhnung sein, bei der er sich nur Nichts vergeben wollte. Er reichte ihr die Hand hin, sie erwiderte es auch, indeß sie konnte ihn nicht ansehen, und noch weniger Worte finden für das, was die Nacht durch in ihr vorgegangen war, für das, was sie jetzt empfand. Es war ja richtig, sie gehörte zu ihm, sie mußte ihm gehorchen, es war — eine neue Dienstbarkeit, und eine schwere!

Sie begriff nicht, wie ihr das einfiel, aber es benahm ihr vollends den Athem und die

Sprache. Weil sie schwieg, meinte Ludwig, daß sie schmolle.

So? rief er, und er fuhr fort sie Du zu nennen, so? Du brummst ja schon wie eine regulaire Hausfrau! Das laß bleiben, rathe ich Dir! Unser Einer nimmt sich keine Frau, sie wie der Kommerzienrath in Zärtlichkeit und Baumwolle einzuwickeln! Zieh Dich an und komm in's Haus, da ist mehr zu thun!

Damit entfernte er sich und rief ihr nochmals zu, sich zu beeilen. Sie gehorchte ihm schleunig. Auf dem Wege schritten sie schweigend neben einander her. Ludwig sah streng und finster aus. Marie blickte nur von Zeit zu Zeit scheu nach ihm hin.

Es geht einmal nicht anders mehr! sagte sie seufzend zu sich selbst, als sie hinter ihm die drei Treppen ihrer künftigen Wohnung hinaufstieg, aber sie und die Wohnung und die ganze Zukunft kamen ihr nicht mehr als dieselben vor, als welche

sie ihr noch vor ein Paar Tagen erschienen waren.

Während sie die Fenster wusch, damit der Maler sie mit Ölfarbe streichen konnte, und Ludwig in der andern Stube schon den großen Schrank zusammensetzte, erinnerte sie sich, wie leid ihr stets die Dienstboten gethan hatten, wenn sie mit schwerer Arbeit einen neuen Dienst antreten mußten, ohne zu wissen, wie es ihnen in dem Hause gehen würde, und immer hatte sie ihrem Gott dafür gedankt, daß sie diese Bitterniß niemals erfahren. Nun erfuhr sie's! — Dies war ein neuer Dienst, nichts weiter! und ihre Dienstbarkeit war schlimmer, denn sie hatte Leib und Seele hinzugeben und das für immer und ewig.

Das Blut stieg ihr in den Kopf schon bei der bloßen Vorstellung. Sich die Gedanken aus dem Sinn zu schlagen, arbeitete sie eifrig, aber die körperlich anstrengende Arbeit war ihr fremd und fiel ihr härter als den daran Gewöhnten.

Sie hatte das Kleid zurückgeschürzt, die Ärmel aufgeschlagen, ihr kleines Halstuch hatte sich gelockert und ließ Nacken und Kehle frei, ihre Wangen brannten von der Arbeit und der innern Unruhe. — So fand sie Ludwig, als er sie rufen kam, den aufgestellten Schrank mit ihm an die Wand zu rücken. Sie war ihm nie so reizend vorgekommen als in dem Augenblicke, sein ganzer Zorn löste sich in Wohlgefallen an ihr auf. Mit herzhafter Lust faßte er sie um den Leib, sie wollte ihn abwehren, er hielt sie nur um so fester, ja er hatte Freude an ihrem Widerstand und an der spielenden Kraft, mit der er ihn besiegte. Lachend küßte er ihren Nacken, ihre Brust; Mariens Angst, ihr Sträuben machten ihn nur dreister, und plötzlich als sie aufblickte, gewahrte sie, daß drüben auf dem Balkon des Nachbarhauses ein Paar junge Männer hinausgetreten waren, welche in die ausgehobenen Fenster lachend hineinsahen. Mit der Gewalt beleidigten Schamgefühls riß Marie

sich los, und floh in die Küche. Ehe Ludwig es hindern konnte, hatte sie Hut und Tuch ergriffen, ihre Kleider geordnet, und eilte der Treppe zu.

Bist Du närrisch? rief er, sie festhaltend und in bester Laune, denn das Zusehen der fremden Männer, das Marie bis in das Herz gedemüthigt, hatte ihm Spaß gemacht. Es gefiel ihm, daß er in seinem Alter noch ein so jugendlich lustiges Scharmügel bestand, wie er's in seinem Innern nannte, und Mariens Schrecken erhöhte diese Stimmung. Bist Du närrisch? wiederholte er, was kommt Dir an? Du bist ja meine Braut? — und er wollte sich ihr wieder nähern.

Haben Sie denn nicht Ehre und Gefühl im Herzen? sagte sie zornig, man schämt sich die Augen aus dem Kopfe! Sie thun, als ob ich eine Dienstmagd wäre. —

Na! na! Schaz! eine Prinzessin bist Du denn doch auch wirklich nicht! entgegnete er, während sein Gesicht allmählich eine ernstere Miene annahm

und er sich von ihr wendete. Du solltest froh sein, daß ich so aufgelegt bin nach dem, was gestern vorgefallen ist, der Hundertste hätte das nicht hingehn lassen. Spiele nicht die heilige Tugend! dazu nimmt man sich keine Frau, und in vier Wochen ist's damit doch vorbei!

Marie stand wie gelähmt. Selbst der Entschluß zu gehen war ihr entfallen, so ängstigte sie das Bewußtsein der Abhängigkeit von Ludwigs Willen.

Nun? fragte er, wirst Du Alles so stehen und liegen lassen? das eine Fenster fehlt ja noch.

Sie legte den Hut ab und ging an ihre Arbeit zurück, aber mit welchem Empfinden!

Als sie die Fenster einhing, standen die beiden jungen Leute noch auf dem Balkon, der Eine lachte, als sie zum Vorschein kam, der Andre winkte ihr zu. Ludwigs Verhalten, seine Worte, die ihr ganz fremde dreiste Vertraulichkeit der jungen Männer, erfüllten sie mit einem unaussprech-

lichen Gefühle der Erniedrigung. Es war ihr, als sei ihre ganze Vergangenheit unter die Füße getreten, als wäre sie selbst sich verloren, und schwindelnd, wie sie auf dem Fensterbrette stand, weil sie Ludwig nicht rufen mochte, die Fenster einzuhängen, kam ihr der Gedanke, hier hinabzustürzen, wie ein Wunsch in den Sinn; aber sie schauderte auch in demselben Augenblicke davor zurück, und kaum hatte sie die Arbeit vollendet, als sie, ohne weiter mit Ludwig zu sprechen, der sie absichtlich allein ließ, sich ankleidete und nach Hause eilte. Indes sie ging nicht in ihre eigne Stube, sondern in die Zimmer der Herrschaft.

Die Vorhänge waren alle geschlossen, die Möbel mit Überzügen versehen, die Teppiche verpackt, die Geräthschaften und Vasen auf den Tischen und an den Wänden mit Gaze verhängt, und obschon die Zimmer regelmäßig geöffnet wurden, war die Luft dick und schwül und die Verlassenheit schwebte über den Räumen mit aller

ihrer Melancholie. Und doch athmete Marie wie befreit auf, als sie sich in der Schlafstube der Kommerzienrätthin in einem Sessel niederließ. Die Abgeschlossenheit, die Einsamkeit, das Dämmerlicht, die Stille, kamen ihr wie eine himmlische Erquickung, wie eine vollständige Sicherheit vor, wenn sie an die offenen Fenster ihrer künftigen Wohnung, an Ludwig, an die lachenden Männer dachte. Unwillkürlich klammerte sie sich mit den Händen an den Sessel, als wolle man sie dieser Stelle entreißen, und barg ihr Gesicht in die Kissen.

Langsam aufdämmernd in der Stille stieg die Vergangenheit vor ihr empor. Sie wußte im ersten Momente nicht, was das rückahnende Erinnern bedeuten, wozu es sich gestalten wollte; aber wie oft hatte sie hier gefessen, und die Hausfrau und Paul und Lora erwartet, die Guten alle, von denen nur Einen hier zu haben in dieser Stunde ihr ein Trost gewesen wäre. Und mit dem Andenken an ihre Herrschaft, wurde ihr eigener

Zustand in jener Zeit ihr deutlich. Wie unzufrieden hatte ein ungerechtes Verlangen nach einem selbstständigeren Loose sie damals oft gemacht. Wie unnöthig hatte sie sich gesehnt nach einem eignen Heerde, wie drückend waren ihr die Launen der Kommerzienrätthin, wie langweilig Lora's kleine Schwächen oft erschienen, und wieviel Rücksicht, wie viel Nachsicht hatten sie Alle für Marie und ihre Fehler stets gehabt. Wie theilnehmend, wie vorsorgend hatte man sich ihrer immer angenommen. Nun war das Alles hin, die Kommerzienrätthin todt, Paul und Lora, die geliebte Lora, fern — und sie hatte sich in Unfrieden getrennt von dieser gütigen Herrschaft, sie hatte ihre Mißbilligung, ihren Tadel auf sich gezogen, sie hatte sie verdient! —

Wie hatte die Kommerzienrätthin, wie hatten Alle sie gewarnt vor der Verlobung mit dem jüngern Better, wie liebeich hatte Lora ihr beigestanden zuerst mit ihrem Unterricht, und dann, als Karl

ihr treulos wurde, mit Rath und Trost! Wie wenig hatte sie die Lehre angenommen, wie wenig es erkannt, daß Trost und Theilnahme ein Glück sei, wenn sie von solchen Menschen kommen. — Die ganze Sauberkeit der Verhältnisse, in denen sie im Hause der Kommerzienrätthin gelebt, fiel ihr ein und that ihr wohl. Damals war es unmöglich gewesen, daß Ludwig, daß ein Bedienter sich ihr mit frechen Liebkosungen beleidigend aufdrängen konnte. Ruhig und gesichert war sie gewesen in Lora's Nähe, wie diese selbst, und das Alles, Alles war für sie verloren, weil sie sich selbst verloren, sich erniedrigt hatte. Sie hörte es, wie Lora immer davon gesprochen, daß es unwürdig und eine Schande sei, um äußerer Vortheile willen ohne Neigung zu heirathen, daß schwere Arbeit, bittere Entbehrung besser sei, als die Ehe mit einem Manne, den man nicht liebe und nicht schätze; daß es ein Verrath sei, eine Sünde gegen den Mann und gegen sich selber! Und keine Noth, keine

Entbehrung irgend einer Art hatte sie zu dieser Ehe mit Ludwig gedrängt, nur Trotz gegen Karl, nur falscher Stolz.

Alles, was sie je gelesen über die Folgen solcher Selbstentwürdigung, Alles, was sie von Lora und Paul gelegentlich gehört, wucherte sich zusammen, sie vollends niederzuschlagen, und in ihrer Muthlosigkeit wuchs die tiefste Sehnsucht nach Lora in ihr auf. Wenn ich bei Lora wäre! darauf blieb ihr Sinn gerichtet.

Aus diesem Brüten störte sie die Mutter. Die Meisterinn hatte die Tochter am Morgen nicht gesehen, Ludwig war nach Hause gekommen, ohne drüben vorzusprechen, wie er sonst gethan, das machte die Frau besorgt, sie mußte wissen, wie die Sache stände.

Marie hatte sich erhoben, die Mutter Nichts merken zu lassen, und setzte die Tische und Stühle zurecht, als wäre sie damit beschäftigt gewesen.

Ich dachte, Du wärst noch nicht zurück, sagte

die Meisterinn, weil der Ludwig allein nach Hause kam; wo haltet Ihr denn mit Eurer Wohnung?

Ich habe mich nicht viel umgesehen!

Du hast Dich nicht umgesehen? wiederholte die Mutter erstaunt. Als Marie nicht gleich antwortete, drückte Jene die Thüre zu, damit Niemand sie höre, und sagte: Mach' keine Dummheit, Marie! Darin versteht kein Mann einen Spaß. Ich dachte, Du solltest so klug sein, es in's Gleiche zu bringen zwischen mir und dem Ludwig, der ja weiß, was ich auf ihn halte, und nun fängst Du an! — Was soll denn aus Dir werden, wenn er kopfscheu wird und setzt Dir den Stuhl vor die Thüre?

Ich wollte, er thäte es! rief Marie. Die Mutter sah sie an, als hätte Marie den Verstand verloren.

Du wolltest, er thäte es? Der Zweite ließe Dich sitzen wie der Erste? Na! das Gerede und den Schimpf, und den Kummer vom Vater möchte

ich nicht erleben! Der Vater ist so nicht mehr der Alte. Die Augen verlassen ihn, die Arbeit geht ihm nicht so von der Hand wie ehemals, und ich selber fühle doch auch nicht mehr die alten Kräfte. Ich habe es zu schwer gehabt von Kindesbeinen an. Hätte ich es nicht vor mir, daß es Dir so gut geht, und daß die Hanne und die Kinder vorwärts kommen, ich hätte doch auch Nichts vom Leben!

Marie sah die Mutter an, das sorgendurchfurchte Antlitz derselben gab ihren Worten doppeltes Gewicht. Sie wollte einlenken, aber Ludwig's Erscheinen überhob sie dessen. Die Mutter ging ihm entgegen, er nickte zutraulich. Na! hat Ihnen die Marie schon ihre Noth geklagt? fragte er lachend.

Mir? nicht das Mindeste! versicherte die Meisterinn.

Ich denke auch, scherzte Ludwig, sie wird sich wohl besonnen haben! — Er trat an sie heran,

faßte sie um, und sagte: Ein verliebter Mann ist kein gemalter Engel! daran muß sie sich gewöhnen, nicht wahr, Mutter?

Sie wird schon! meinte die Meisterinn in gleichem Tone, und lachte. Sie war im Herzen froh, daß die Sache solch gute Wendung nahm. Ludwig küßte Marie, sie lachte auch — aber es war ein Lachen, das ihr wehe that, denn sie lachte über sich und ihre Ohnmacht gegenüber dieser Wirklichkeit. — Damit hatte es für's Erste sein Bewenden, und Alles blieb so wie es war.

Zwölftes Kapitel.

In den folgenden Tagen gab es für Marie in der künftigen Wohnung Nichts zu thun, Ludwig, der sich die Zeit her nur mit seinen Angelegenheiten beschäftigt, mußte oft nach dem Landhause der Herrschaft hinaus, wo Manches in Stand zu setzen war, und Marie blieb wieder allein. Das war schlimm für sie, denn ihr Zustand wurde ihr immer drückender. Hatte sie sich einmal vorgehalten, daß sie ja auch nur dem dienenden Stande angehöre, daß Ludwig brav und fleißig sei, daß sie eine Heirath vor sich habe, um die viele ihres Gleichen sie beneiden würden, und daß sie ihre Eltern dadurch erfreue, so fand sie Ruhe und faßte die besten Vorsätze für Ludwig. Kaum aber war er da, so hatte sie Alles vergessen, was sie sich

von seinen guten Eigenschaften vorgesagt, und nur daß sie ihn nicht liebe, daß sie nicht zu einander paßten, war ihr gegenwärtig.

Woher das kam, wußte sie sich selber nicht zu deuten. Sie konnte es nicht einsehen, daß sie den Folgen einer Cultur erlag, die ihr unklare Begriffe beigebracht, ihr Gefühlsleben erregt und erhöht, ihr den Sinn für die äußere gute Sitte ausgebildet hatte, ohne ihren Verstand zu dem ruhigen, prüfenden Erwägen zu erziehen, aus dem allein eine richtige Schätzung der Menschen und der Lebenslagen hervorgehen kann. Die Zufriedenheit ist Nichts weniger als eine angeborene Eigenschaft des Gemüthes, sie ist die Folge eines klaren Verstandes. Marie war lebhafter Empfindungen fähig, nach diesen hatte sie gehandelt ihr Leben lang, aber den leitenden Verstand hatten früher Andere, hatte ihre Herrschaft für sie gehabt. Sie war dadurch ein Kind geblieben in gewissem Sinne, und jetzt, wo sie sich zu einer Entscheidung hingedrängt sah, bei

welcher ruhige Überlegung allein den rechten Weg zeigen konnte, fehlte ihr der gewohnte Beistand ihrer Herrschaft. Mit der Sehnsucht nach Hülfe einte sich die Reue; nicht Tag nicht Nacht hatte Marie Ruhe davor. Sie war mit sich selbst zerfallen, und dies Wort, das von den Gebildeten so häufig als leere Phrase für irgend ein geistiges Unbehagen gebraucht wird, fand auf Marie seine richtigste Anwendung, denn ihr fehlte die moralische Kraft, ihr Gefühl mit ihrem Verstande, die Ansprüche ihres Herzens mit ihren äußern Lebensverhältnissen in Übereinstimmung zu bringen.

• Ihre innere Zerrissenheit wirkte auf ihr Betragen zurück, und ihr ungleiches Verhalten erzürnte den Bräutigam mit Recht. Es fielen immer häufiger scharfe Worte zwischen ihnen, Ludwig fehrte bei diesen Streitigkeiten seine rauhe, herrschsüchtige Seite heraus, die Mutter stand ihm entschieden bei, ja sie schalt mit dem Vater, weil er von alle den Vorgängen nur wenig zu bemerken

schien. Die Schwestern waren ängstlich und selbst der Hermann war traurig, weil er es einmal gehört hatte, wie Ludwig gesagt, aus der Hochzeit werde Nichts werden, wenn die Marie nicht Raison annehme und in sich gehe.

Sophie, der ihr neues Hochzeitskleid eben so und noch mehr am Herzen lag, als dem Hermann die Hochzeitskuchen und der Kutschwagen, in dem er mit den Eltern in die Kirche zur Trauung fahren sollte, Sophie sprach mit Hanne darüber, was denn eigentlich nun werden würde mit Marien, und gab derselben ganz entschieden Unrecht.

Hanne widersprach ihr. Sie war nun ein schönes, junges Mädchen geworden, das sich fühlte, und mit freundlicher Geringschätzung auf die um einige Jahre jüngere Schwester herabsah.

Du redest wie Du's verstehst! sagte sie, und kämmte ihr schönes schwarzes Haar während des Flechtens mit weitzahnigem Kamme durch, Du

redest wie Du's verstehst! als ich funfzehn Jahre alt war, sprach ich grade so.

Also die Marie hat Recht, meinst Du, daß sie manchmal mit dem Ludwig so abfährt? fragte Sophie.

Hanne steckte den Kamm in das Haar und fing an die reichen Zöpfe darum zu winden. Recht oder nicht Recht! gab sie zur Antwort, während sie die Haarnadeln aus dem Munde nahm, die sie mit den Lippen festgehalten hatte. Ein Mensch kann Nichts für eine unglückliche Liebe! — Sie seufzte dabei und Sophie schwieg mit ergebener Andacht, denn eine unglückliche Liebe ist für funfzehnjährige Mädchen jeden Standes ein geheimnißvolles erhabenes Ding, vor dem sie eine unbestimmte, süße Nührung fühlen. Sie seufzte ebenfalls und sagte: Der Ludwig ist auch lange nicht wie der Karl! Er kann ja auch ihr Vater sein. Ich für meinen Theil möchte ihn nicht haben.

Ich gleich! rief Hanne aus der Rolle fallend. Sie besann sich aber schnell, und meinte lächelnd: Du? — Du weißt wohl, was Du willst! Du bist auch nicht die Marie!

Die Schwester konnte sich nicht so abweisen lassen. Also Du möchtest Dir so einen alten Mann wünschen? fragte sie erstaunt.

Wünschen? wünschen? wiederholte Hanne, wünschen und nehmen sind zweierlei. So alle Tage in einem andern Hause die alten Strümpfe und Röcke ganz machen, und sich heute in Das und morgen in Jenes schicken, das ist auch kein Vergnügen! Ich will es doch lieber mit einem alten Manne zu thun haben, als alle Tage mit einer andern Herrschaft, von denen jede einzige etwas Andres zu wollen und zu befehlen hat!

Sie war während dessen mit ihrem Ankleiden fertig geworden, sah aus dem Fenster zur Seite nach der Thurmuhre, und da es um die achte Stunde war, schickte sie sich an, auf Arbeit zu

gehen, denn es war Donnerstag und den hatte sie in einem Hause fest besetzt. Du solltest nur einmal sehen, sagte sie, was für einen Berg Arbeit die mir heute wieder hingelegt haben werden; und wenn man den Tag über näht, daß man den Kopf nicht aufhebt, so heißt's am Abend doch: also Sie sind nicht fertig geworden, liebe Johanne? — Wäre die Marie eine Näherinn gewesen — —

Sie sprach nicht zu Ende und schritt nach der Thüre zu. Da würde sie froh sein, daß sie heirathen könnte? ergänzte Sophie fragend, Hanne aber meinte: ja gewiß, wenn sie nicht das Unglück gehabt hätte mit dem Karl! — Aber so! Sie kann mir schrecklich leid thun, denn sie sagt's zwar Keinem, aber man sieht's ja doch! — Sie hatten Alle gar nichts Anderes im Sinne, als Marie und Karl, und Ludwig und die Hochzeit.

Alle gingen sie um Marie einher, wie um eine Kranke, und besonders hielt Hanne sich zu ihr. Sie nähete jetzt viel für Magazine, wobei

Marie ihr gefällig half, so oft sie konnte. Eines Nachmittags saßen sie einander fleißig gegenüber, denn die emsige Handarbeit wird eine Sache der Gewohnheit, welche weder Kummer noch Sorge stört, aber Hanne blickte trotzdem von Zeit zu Zeit verstohlen nach der Schwester hin, als wolle sie ihr vom Gesichte ablesen, was sie denke.

Marie bemerkte es: Ach, rief sie, Du brauchst mich nicht so anzusehen, Du weißt's ja! —

Hanne wurde ganz verlegen. Sie hatte so fest von der unglücklichen Liebe ihrer Schwester gesprochen, nun diese selbst darauf hindeutete, überfiel es sie mit Rührung und mit jener Scham, die man empfindet, wenn man leichtsinnig angefaßt, was einem Andern heilig ist. Sie konnte kein Wort hervorbringen, so schnell sie sonst mit Sprechen bei der Hand war. Marien aber war das Herz zu voll.

Ich möchte Dir's ja sagen, hob sie an, wenn ich es überhaupt nur so sagen könnte, daß Ihr

nicht meint, ich hätte den Verstand verloren, ich wollte nur über meinen Stand hinaus, und hätte kein Herz für Vater und für Mutter. Der Vater hat wohl Recht gehabt, es soll Jeder bei seinem Leisten bleiben!

Von wem meinst Du das? fragte Hanne, welche diesen letzten Ausspruch ihrer Schwester nicht von ihr erwartet hatte.

Von einem Jeden! Man hat's Niemandem zu danken, der uns von unserm Stande lösmacht!

Hanne sah sie immer forschender an. Du denkst das vom Karl? sagte sie nach kurzer Pause.

Der wird's vielleicht auch noch einmal empfinden! entgegnete Marie, ich meinte es aber eigentlich nur von mir selbst. Man ist wie eine Fledermaus, nicht dies, nicht das! Man flattert so wie blind herum, stößt sich an Alles, und Jeder hat zuletzt Abscheu davor. Ich sehe es ja, daß — Sie unterbrach sich plötzlich. Ich wollte manchmal, ich läge, wo das Wasser am allertiefsten

ist! stieß sie hervor, und legte den Kopf auf die Kommode, damit die Schwester sie nicht sehen sollte.

Hanne sprang auf, und faßte sie um. Du! sagte sie, denk' doch an uns!

Ihr, würdet Euch trösten! Um einen Todten weint man nicht lange! gab Marie zur Antwort, indem sie sich aufrichtete. Was ist auch daran gelegen, ob ein Mensch mehr lebt oder nicht!

Meinst Du? rief Hanne, das ist wahrhaftig schlecht von Dir. Weißt Du noch, damals als die Kommerzienrätthin starb, und ich glaubte, sie würde Dich nachholen, und nachher am Sylvester, als Du so schlechtes Glück griffst, wie hat es uns damals Allen auf dem Herzen gelegen, und auch Dir! — Damals hast Du anders gesprochen.

Damals! — betonte Marie.

Und es war doch nur dummes Zeug! fuhr jene fort.

Wer kann das wissen! sagte Marie.

Diese Stimmung ihrer Schwester wurde

Hannen immer unheimlicher. Sie wollte um jeden Preis davon ablenken und sagte mit erzwungenem Scherz: Gräme Dich nur nicht vor der Hochzeit todt, was soll denn aus Deinem Brautfleid werden?

Das kannst Du Dir ja verwahren! meinte die Andere in gleichem Tone.

Marie! schrie Hanne auf, und — Marie! rief Sophie, die plötzlich hereintrat, denke Dir, wen ich eben gesprochen habe? Der Rothensfeld, der Freund vom Karl ist hier.

Marie wechselte die Farbe: wie weißt Du das? fragte sie.

Ich sage Dir ja, erhielt sie zur Antwort, ich habe ihn gesprochen, jetzt eben, auf dem Gensd'armesmarkt, wie ich aus dem Laden kam. Ich kannte ihn im Augenblicke wieder und sagte guten Tag. Er besann sich auch gleich und fragte: was Du machtest und wir Alle? — Ich sagte, daß Deine Hochzeit in drei Wochen wäre. Er

wußte aber gar nicht, daß Du Braut bist, und fragte mit wem? und wie lange? und Alles! Er ist aber gar nicht mehr so hübsch. Er ist dick geworden und trägt keinen Schnurrbart mehr.

Marie schlug das Herz, sie wußte, daß Nothenfeld noch in Paris, wohin er gleichzeitig mit Karl gegangen war, mit ihm Verkehr gehabt, sie hätte nach Karl fragen, Nothenfeld, der ein Buchdrucker war, sehen mögen, aber zu Sophie davon zu reden, die noch so jung war, fiel ihr schwer. Hanne errieth das.

Bleibt er denn nun hier? fragte sie.

Nein! er geht nach Hause, er wird seines Vaters Druckerei nun übernehmen und wird nun auch heirathen. Er geht noch heute Abend fort, sagte er.

Die beiden älteren Schwestern waren still; der Jüngsten gefiel es aber nicht, sich so plötzlich

wieder außer Activität gesetzt zu sehen. Er ist ein ganzes Ende mit mir gegangen! bemerkte sie.

Marie konnte es nicht unterdrücken. Hat er vom Karl Nichts erzählt? brach sie hervor.

Erzählt? Nein! erzählt hat er Nichts! — Nur wie ich sagte, daß Du Ende März Dich mit dem Ludwig verlobt hast, meinte er: So! so! darum ist der Berger auch so Knall und Fall fort von Paris.

Fort von Paris? riefen Marie und Hanne auf einmal. Fort von Paris? wo ist er denn?

Ja! das fragte ich auch, ich wunderte mich auch, weil er doch in der Fabrik war. Der Rothensfeld sagte aber, der Karl hätte Alles stehen und liegen lassen, und wäre auf und davon. Kein Mensch hätte es begriffen, er hat auch dem Rothensfeld nicht Rede und nicht Antwort gegeben, sondern blos Abschied genommen und weiter Nichts.

Aber wo ist er denn hin? rief Marie mit steigender Spannung.

Er meinte, der Karl hätte nach Italien, nach Rom gewollt. Da mag nun auch 'ne schöne Hitze sein! fügte sie hinzu, erfreut ihre geographischen Kenntnisse dadurch zu beweisen. Indes die Andern achteten nicht darauf. Hanne sah die Schwester an, Marie hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen.

Geh' doch Kaffee trinken! sagte Hanne zu der Jüngsten, soll der denn drei Stunden auf Dich warten? — Sie wollte sie entfernen, die List gelang; und kaum hatte Sophie die Thüre hinter sich zugemacht, so ließ Marie die Hände sinken, und rief tonlos: dahin habt ihr es gebracht! dahin!

Hanne fragte, was das heißen solle? sie erhielt keine Antwort. Vergebens versuchte sie bald auf diese, bald auf jene Weise die Schwester zum Sprechen zu bewegen, es gelang ihr nicht, und sie verließ endlich das Zimmer mit den Worten: so braucht man doch wahrhaftig nicht zu sein, gegen

Einen, der es gut meint! — Sie fühlte sich in ihrem Innersten gekränkt, die Mutter und der Ludwig hatten Recht, Marie war launenhaft und undankbar, es war Nichts mit ihr anzufangen.

Dreizehntes Kapitel.

Je mehr Marie es sah, wie sich Alles von ihr abwendete, um so mehr versank sie in sich selbst, um so lebhafter wurde ihre Sehnsucht nach dem Fräulein; und die Nachricht, daß Karl gleich nach ihrer Verlobung in die Welt gegangen sei, nahm ihr vollends alle Ruhe. Schon nach wenig Tagen zweifelte sie nicht mehr daran, daß sie die Veranlassung zu diesem Schritte gewesen sei, daß Karl, sobald er von ihrer Verlobung gehört, die alte Neigung doch in sich lebendig gefunden habe, und daß er fortgegangen sei, den Schmerz zu übertäuben. Was hätte sie darum gegeben, hätte sie seinen letzten Brief nicht verbrannt gehabt! Sie war überzeugt, sie hatte ihn falsch verstanden, ungerecht gedeutet; sie hatte Karl ja nie vergessen,

wie sollte es ihm nicht eben so gegangen sein? Er wäre wiedergekommen, ohne Frage wiedergekommen, hätte sie ihn nicht durch ihre Verlobung für immer von sich fortgestoßen! Sie, sie ganz allein trug die Schuld von ihrem und von seinem Unglück, und das Fräulein hatte das vorausgesehen, hatte es gewußt, darum hatte sie ihr so kalt und fremd geschrieben. An Karl zu glauben und sich zu verdammen, ihn frei zu sprechen und sich anzuklagen, war ihr eine Wohlthat; sie athmete auf für einen Augenblick, wie der Leidende, dessen Krankheit ein anderes Organ erfaßt, sich befreit glaubt von dem Übel.

Bald still und wie verklärt, bald unruhig und angstvoll, bewegte sie sich unter den Übrigen umher. Sie half, als gehe es sie gar Nichts an, die Einrichtung ihrer Wohnung betreiben. Die saubern Möbel, die sie an Ort und Stelle setzte, die weißen Vorhänge, die sie vor den Fenstern befestigte, die leuchtende Wäsche, welche sie in den

Schiebladen mit rothen Bändern, wie bei ihrer Herrschaft, zusammenband, machten ihr Freude, aber als ob sie es für einen andern lieben Menschen herzurichten habe. Kam die Mutter oder kamen die Geschwister dazwischen, erinnerte deren Gespräch sie daran, daß sie ihr eignes Hauswesen beschicke, so faßte es sie wie ein Schreck, sie mußte sich besinnen, ob es wahr sei, und der Kopf schwindelte ihr, daß ihr bange wurde vor sich selber.

Am Sonntage, an dem sie und Ludwig zum letzten Male aufgebeten wurden, waren die Mutter und die Schwestern in die Kirche gegangen. Der Vater hatte sie nicht begleiten können, er hatte Arbeit bis zum Mittage und wollte nachher die Abendpredigt besuchen. Marie hatte versprochen auf das Essen Acht zu geben. Sie ging ab und zu hinüber und dann wieder in ihre Stube. Durch ihr Fenster sah sie, wie der Vater nähte ohne aufzublicken, das blasse, geduldige Gesicht war ihr

so lieb und werth. Sie nahm ihr Strickzeug und setzte sich zu ihm, aber sie arbeitete nicht, sie sprach auch nicht, sie sah ihn nur an. Es dünkte ihr, so lieb hätte sie ihn niemals gehabt, und doch hatte ihr Herz an ihm gehangen von frühester Kindheit an.

Du sprichst ja nicht, Marie! Du denkst wohl an heut über acht Tage! sagte er endlich.

Nein! ich sitze nur so bei Ihnen! erwiederte sie zärtlich.

Nun! wenn Du sonst Nichts thust, so trenn' mir hier die Knöpfe ab! bat er, und reichte ihr eine kleine Jacke und ein Messer. Sie gehorchte ihm willig. Er sah freundlich nach ihr hin. Ja! sagte er mit einem Male, wenn ich so denke, wie Du in die Ehe kommst, und wie wir angefangen haben, so thut's mir gut; und nun die Mutter sich begeben hat und mich in Ruhe läßt mit meinem alten Rocke, nun — er lachte leise, nun will ich mir auch einen Zopf trinken heut' über

acht Tage, wie's sich gehört bei einer lustigen Hochzeit.

Seine Freude ging ihr durch das Herz. Sie hätte in dem Augenblick heirathen mögen, bloß um dem Manne, der so selten froh war, die Lust nicht zu verderben.

Sie rückte ihren Stuhl noch näher an die Stelle des Tisches, auf der er saß, und sagte: Ich bin recht lange nicht mit Ihnen Sonntags so allein gewesen, ich glaube seit meiner Kindheit nicht. Als ich noch nicht im Dienste war, da kam's Sonntag wohl, daß ich hier blieb, wenn die Mutter in die Kirche ging! Es war dann immer so schön still!

Ja! Du warst auch immer ein recht gutes, stilles Kind! lobte der Meister, und auch ihn erfaßte die Wehmuth der Rückerinnerung. — Das wird nun heute wohl das letzte Mal sein! sagte er.

Gott! Vater! rief Marie leise und stand auf, wissen Sie es denn?

Wissen? wiederholte er, was ist da zu wissen, das weiß doch Jeder?

Marie schwieg. Nach einer Weile sagte sie: ich denke es noch, als wenn's heute gewesen wäre, wie ich Ihnen einmal Sonntags mein Bibelfapitel der Versuchung unsers Heilands vorlas; ich war noch ganz klein. Die Kinderfrau von drüben war dazugekommen und meinte, das sei Nichts für mich. Sie sagten aber: freilich ist das was für sie. Ein Kind kann das nicht früh genug begreifen, daß es Alles daran setzen muß, ehe daß es Unrecht thut und wider sein Gewissen handelt. Den Tag habe ich nachher auch den Vers gelernt: was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne —

Und nähme doch Schaden an seiner Seele! fiel der Vater mit ein, daß sie's zusammen sprachen, und es war ihnen feierlich zu Sinne allen Beiden. Marie hätte sich dem Vater an die Brust werfen, ihm die arbeitsamen Hände und den

grauen Kopf küssen mögen, wie Lora und Paul das ihren Eltern so oft gethan, aber solche Zärtlichkeit war nicht Sitte unter ihnen, und sie wagte nicht etwas Ungewöhnliches zu thun. Zum Glück kam Hermann in das Zimmer. Marie hatte den Knaben lieb, als wäre er ihr eigen Kind. Sie sprach ihm scherzend zu.

Ich bin nur neugierig, sagte sie, wenn Du dem Vater erst helfen wirst.

Meinst Du, rief der Junge, daß ich Schneider werde? Gott bewahre! Kaufmann werde ich. Die Mutter hat's gesagt! und wenn ich ausge-
lernt habe, dann —

Was dann?

Dann wohne ich noch viel besser als Du und der Ludwig, und habe Pferde und Wagen und einen Kutscher, wie drüben der Kaufmann, der die beiden schönen Kutschen hat. Der ist auch nur armer Leute Kind, sagt die Mutter, und dann

fährt sie mit, und bekommt Kaffee, und der Vater alle Sonntag Wein!

Der Meister sah ihn an und lächelte. Ja! wenn's die Mutter machen könnte! — sagte er, die hat den Kopf und die Unruhe dazu, die ist nicht müde zu kriegen! Für's Erste freue Dich aber auf den Mittag, es giebt —

Schweinefleisch und Bohnen! rief der Knabe pffiffig und vergnügt. Der Vater schalt ihn einen Topfucker und ein Eckermaul, er schalt auch die Mutter, daß sie ihm vornehme Gelüste in den Kopf setze, aber er war heiter und guter Dinge, und in der stillen Sonntagsruhe wurde Marien das Herz so weich, daß sie fürchtete nicht widerstehen zu können. Sie ging plötzlich in die Küche hinaus, und als die Andern aus der Kirche kamen, hinüber in ihre Wohnung.

Ludwig war schon den Abend vorher wieder nach dem Landhause der Herrschaft hinausgefahren, und wollte erst am Dienstage zurückkommen, um

Alles dort besorgen zu lassen, und dann Ruhe zu haben. Er war zwar unzufrieden mit Marie, aber er tröstete sich damit, daß dies scheue Behaben seiner Braut doch aus guter Quelle komme, und was sie sonst an vornehmen Manieren, wie er's nannte, angenommen hatte, das dachte er ihr in Kürze auszutreiben. Sie hatte bei der Herrschaft die Hand nicht in kalt Wasser stecken dürfen, und hatte nun doch schon die Fenster gewaschen und sich zur Arbeit gehalten, wie nur Eine. Das Übrige, das würde sich finden, dafür war er sich der Mann.

Marie hatte also die ganzen Tage für sich gehabt. Schon am Sonnabende hatte sie sich durch einen Polizeibeamten, den sie kannte, einen Paß verschafft, mit dem Borgeben, daß ihr Fräulein ihr befohlen habe, ihr schleunig nachzukommen; an ihr Hab und Gut dachte sie nicht, so schwer sie es erworben hatte, so sehr sie daran hing. Nur einen kleinen Koffer mit dem Unentbehrlichsten

packte sie zusammen. In ihrer Aufregung hatte sie sich nicht gefragt, was nachher werden sollte, wenn sie Lora wiedergesehen und von ihr erfahren haben würde, was aus Karl geworden sei, und was sie selbst beginnen sollte. Bei Menschen, die urtheilslos ihren Empfindungen folgen, und es giebt deren unter den Frauen aller Stände leider nur zu viele, richtet sich die ganze Kraft immer auf einen einzigen Punkt, dem sie mit blindem Instincte zustreben, während Alles um sie her in's Nichts versinkt, bis sie ihre Täuschung inne werden und die Hindernisse gewahren, die sich ihnen von allen Seiten entgegenstellen, und an denen sie oft genug zu Grunde gehen.

Auch Marie handelte, nachdem sie an jenem Morgen den Vater verlassen hatte, mit kaltblütigster Sicherheit. Sie fragte sich nicht mehr, was die Eltern und Geschwister empfinden würden, sie dachte auch nicht an die Lage ihres Bräutigams, dessen Einrichtungen für die Zukunft auf die Mit-

arbeit seiner Frau gebaut waren. Sie empfand Nichts als sich selbst, und wer einmal auf diesen Punkt gekommen ist, der fühlt sich berechtigt zu Allem, auch zur Nichtachtung jedes fremden Rechtes. Die Gefühlsbildung aber, die halbe Bildung überhaupt, kommen sehr leicht zu dieser Selbstsucht.

Sie sah die Mutter und die Schwestern noch einmal am Nachmittage, als sie ihr vom Aufgebote erzählten. Dann ließ Marie einen Knaben kommen, der oftmals Kommissionen für das Haus besorgte, und gab ihm ihren Koffer in die neue Wohnung zu tragen. Die Andern wunderten sich zwar, daß sie am Sonntage framen wolle, die Mutter meinte aber, sie kenne das, zuletzt habe man gar keine Ruhe mehr. Einige Stunden blieb sie allein in Ludwig's Wohnung, und sah gedankenlos und doch erregt auf die Straße hinaus. Als es Zeit wurde zur Abreise, fuhr sie ruhig nach dem Bahnhofe, und kein Schmerz, keine Sorge, kein Bedauern rührten sie an. Es

däuchte ihr, sie habe eine gute That gethan, eine That, die dem Fräulein und Karl beweisen müßte, wie sie an ihnen hänge und was sie werth sei.

Zu Hause fiel ihr Fortbleiben nicht gleich auf. Erst gegen zehn Uhr, als sie noch immer nicht wiederkam, fing man an sich zu wundern. Die Köchinn ging zur Meisterinn es ihr zu sagen, die Meisterinn überfiel die Angst, daß der Tochter Etwas zugestoßen sei, sie ging mit Hanne nach der neuen Wohnung; aber schon auf dem Hofe trafen sie den Knaben, der Marien den Koffer fortgeschafft hatte. Er brachte einen Zettel von ihr, sie hatte ihm befohlen, ihn erst um zehn Uhr zu den Eltern zu tragen. Das Schreiben war an Hanne gerichtet und ganz kurz. »Du weißt, liebe Hanne! schrieb sie, wie es die ganze Zeit mit mir gewesen ist. Nun ich von Rothenfeld erfahren, wie es mit dem Karl zusammenhängt und mit ihm steht, nun halte ich es länger hier nicht aus, und daß ich einen Andern heirathen könnte, ist ja nun vollends

ganz unmöglich. Was soll ich da noch thun? Ich darf freilich nicht an Vater und Mutter, auch nicht an den Ludwig denken, es hat mich die Zeit her Alles genug gequält. Sage ihnen das nur; mehr zu sagen weiß ich selbst nicht. Ich muß aber fort, und gehe zum Fräulein, die wird mir helfen und rathen und mich nicht verlassen, und Gott wird Euch Alle nicht verlassen. Von mir habt Ihr ohnehin seit Jahren keine Freude mehr gehabt, und es würde nur noch ärger geworden sein. Besser doch vorher als nachher! Sag' das dem Ludwig auch! und er soll behalten, was er will, mir ist Alles gleich, nur fort muß ich! «

In ihrer Küche beim Scheine eines kleinen Lämpchens standen sie da, die Mutter und Hanne, und sahen das Blatt an, sahen einander an, und glaubten nicht, was sie gelesen hatten. Die Mutter mußte sich setzen, die Füße versagten ihr den Dienst.

Acht Tage vor der Hochzeit! ehrlicher Leute

Kind! stieß sie endlich hervor, und in Thränen ausbrechend rief sie: Wenn ein Mensch kein Glück hat! — so ein Mädchen wie Marie! — und nun der Vater! und der Ludwig! Ich sehe gar nicht hin! —

Als der Vater dazu kam, ward der Schmerz noch größer. Er war so niedergeworfen, die Mutter sah ihn so kummervoll an, Hanne hätte ihr halbes Leben darum gegeben, den Eltern helfen zu können. Die ganze Tüchtigkeit, die ungeweckt in ihr gelegen hatte, die ganze Schnellkraft, die ihr von Kindheit an eigen gewesen war, traten nun hervor, da sie ihr nöthig waren, und mit richtigem Verstande sah sie ein, daß es jetzt nur darauf ankomme, den Eltern über diese ersten Augenblicke fortzubringen.

Weinen Sie nicht, Mutter! sagte sie, lesen Sie nur, Vater! es ist ja gar nicht so schlimm. Sie wird bestimmt wiederkommen, sie schreibt ja selbst, daß sie nur zum Fräulein gereist ist, zu

fragen, was sie thun soll. Sie wird doch all' ihre Sachen nicht im Stiche lassen! Und wenn der Ludwig auch ärgerlich ist, aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Es kommt Alles zurecht! ganz bestimmt, es kommt zurecht!

Der Vater schüttelte den Kopf. Sie hat heute Vormittag Abschied von mir genommen, wie Einer, der nicht wiederkommt! sagte er traurig.

Abschied genommen? fragten Mutter und Tochter zugleich, was sagte sie denn? wie kam das?

Ich weiß es nicht! antwortete der Vater. Sie sprach nicht grade vom Fortgehen. Wir redeten von ihrer Hochzeit heute früh, da fing sie mit einem Male von ihrer Kindheit an, Dies und Jenes, und obschon es nichts Besonderes war, klang es mir doch so beweglich, und ich dachte, wenn sie nur nicht stirbt. Dann fiel mir ein, wie die Hanne gemeint hatte, es lange eine Hand in Mariens Fenster, damals als die Kommerzienrät'hinn auf den Tod

lag, und wie die Marie so schlechtes Glück gegriffen hatte. —

Es überlief die Mutter und Hanne kalt bei der Erinnerung, aber die Tochter faßte sich schnell: Vater! Vater! rief sie, Sie haben ja selbst gesagt, das sei dummes Zeug und man müsse nicht daran glauben! —

Man soll wohl nicht, aber wenn's dann doch so kommt! — Wenn die uns stirbt, da mach' ich's auch nicht lange!

Des Vaters Gebrochenheit machte die Mutter sich selbst vergessen. Sie war die Stärkere, das fühlte sie, und danach hatte sie sich zu betragen. Komm! komm Alter! man soll solche böse Gedanken gar nicht über die Zunge bringen! rief sie plötzlich sich ermannend. Die Marie fährt jetzt nach Paris und das ist gut; das Fräulein und der Herr, die halten auf den Ludwig, die segnen ihr den Kopf zurecht. Von Sterben ist da gar kein Reden. Es stirbt sich nicht so gleich!

3! Gott bewahre! ich glaube, die wird wieder hier sein, eh' wir's denken! bekräftigte Hanne, und nahm die Lampe, um die Eltern damit zur Rückkehr nach der Stube zu bewegen.

Ja! sagte der Meister, wenn die Marie so wäre wie die Mutter und wie Du! Aber die hat sich innerlich Alles gar zu sehr zu Herzen genommen, die hätte nur bei'm Fräulein bleiben sollen. —

Na! da ist sie ja nun, Vater! tröstete Hanne, und entweder sie versöhnt sich mit dem Karl, oder sie bleibt beim Fräulein, oder sie kommt wieder, und der Ludwig —

Wer wird's dem Ludwig aber hinterbringen? fragte die Mutter mit einem neuen Schrecken.

Ich! ich! rief Hanne. Morgen früh gleich fahre ich mit dem ersten Wagen hinaus. Ich fahre mit dem Milchmann. Der Ludwig hat draußen so noch Wochen lang zu thun, es wird ihm am Ende obenein noch lieb sein. Ängstigen Sie sich nur nicht, es ist ihr ja Nichts geschehen,

es wird noch Alles gut, nur sagen Sie es Niemand, nur reden müssen Sie gar Nichts davon.

Ihr freundliches Drängen, ihr muthiges, schnelles Sprechen, das die Eltern kaum zu Worte kommen ließ, übte für den Augenblick die rechte Wirkung aus. Die Mutter schloß die Küchenthüre zu. Komm Vater! sagte sie, wir haben schon so Manches durchgemacht, es wird ja auch das noch zu überstehen sein — und vielleicht — die Hanne hat Recht, wird's besser, als wir denken. So in der weiten Welt, da merkt die Marie es wohl am ersten, wie gut sie's hatte, und wie sie nun im Warmen sitzen konnte, und uns Freude machen! — — Die Rührung kam über sie, die Stimme wollte ihr den Dienst versagen, sie bezwang es aber schnell: und darum wird sie auch bald wieder da sein! fügte sie hinzu. Die Hanne soll ihr morgen schreiben, gleich wenn sie vom Ludwig zurück ist. Komm zur Ruh! es ist spät, Alter!

Morgen müssen wir Beide früh an die Arbeit!
Komm zur Ruh!

Sie ging in die Stube, der Vater folgte ihr. Kaum aber war er darin, so kehrte die Meisterinn zurück: Mein Gott! mein Gott! sagte sie zur Tochter, hätte ich ihr nur niemals zuge-redet! — und schnell sich wieder nach dem Zim-mer wendend, sprach sie noch leiser: Bring' es nur dem Ludwig gut vor, und drüben in der Küche — daß es nicht unter die Leute kommt! — Dazu also habe ich sie geboren! seufzte sie plötzlich wieder; und so ein gutes, braves Kind! setzte sie mit neuer Rührung hinzu.

Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen und ging hinein. Hanne eilte hinüber in die Küche, die nöthige Auskunft zu geben, dann ging auch sie in ihre Schlafkammer, aber keiner von ihnen Allen fand den befreienden, tröstenden Schlaf. Vater und Mutter wachten, indeß sie sprachen nicht mit einander, Keiner wollte den Andern stö-

ren, falls er etwa dennoch schlafen sollte. Nur einmal seufzte die Mutter leise: der Mensch denkt und Gott lenkt! — Es war unwillkürlich gewesen, daß sie es aussprach, und sie hatte gehofft, der Vater würde es nicht vernehmen. Er hatte es aber doch gehört, denn ebenfalls seufzend antwortete er: Und dazu hätte ich mir nun den neuen Rock machen sollen! — Dann waren sie Beide still, und die Sorge und der Kummer wachten leise und heimlich mit ihnen.

Vierzehntes Kapitel.

Karl hatte sein Versprechen gehalten. Er war abgereist, ohne Lora wieder zu sehen, Niemand hatte von seinen Lippen erfahren, was ihm zu Theil geworden, aber Lora's Verlobung war dennoch kein vollständiges Geheimniß geblieben. Dem theilnehmenden Auge Eugeniens waren die stille Seligkeit, das friedlich träumende Lächeln nicht entgangen, welche das Antlitz ihrer jungen Freundin verklärten, so oft dieselbe sich unbeachtet wähnte, und die erste halb scherzende Frage hatte Lora's volles Herz zum Überfließen, zur Mittheilung gebracht.

Sie wußte es ja seit langer Zeit, daß Karl Eugeniens nicht fremd war, sie fühlte es bei den ersten Worten des Geständnisses, welches sie der

Freundinn machte, daß sie hier keinem quälenden Erstaunen, keiner schmerzenden Ermahnung begegnen werde. Frei und ganz durfte sie sich ihrer Liebe überlassen, der weichsten Theilnahme, des völligsten Verständnisses gewiß, denn Eugenie erblickte sich selbst und ihre Jugend wieder in dem Schicksal dieses jungen Herzens. Als sei ihr selbst ein Glück begegnet, so warm dankte sie es dem Bruder Lora's, daß er der Schwester Loos in diesem Sinne gestaltet, und Lora's Verlobung brachte auch Eugenie und Paul nur näher zu einander.

Die gemeinsame Theilnahme an dem liebenden Mädchen, das gemeinsame Bestreben Lora zu fördern, und Lora's dankbare Zärtlichkeit, die gleichmäßig den Bruder und die Freundinn umfaßte, knüpfte immer neue Beziehungen zwischen den Dreien. Sie sahen sich täglich, sie trennten sich immer weniger. Eugenie fing allmählich an, Pauls Gegenwart zu vermissen, wenn er fern war.

Und dennoch war sie mit ihm unzufrieden. Sie konnte es nicht verschmerzen, daß er nicht thätig war, daß sie in dieser Beziehung keinen Einfluß auf sein Leben hatte. Mehrmals war zwischen ihnen schon die Rede davon gewesen, mehrmals hatte Paul ihr von seinen Vorsätzen, von seiner Abreise gesprochen, von Zwecken, die er sich vorgesetzt hatte, aber immer noch blieb er in Paris. Sie wünschte sein Fortgehen, sie zürnte ihm, und freute sich dennoch seiner Anwesenheit, sie verlor dadurch an ihrer eigenen Ruhe, aber ihr hülfreiches Leben blieb dasselbe.

Eines Tages, als sie von einem Krankenbesuche heimkehrte, fand sie sich von Paul und Vora schon erwartet, und Vora sagte, sie fürchte, die Freundin werde sich einst völlig zur Barmherzigen = Schwester machen.

Eugenie lächelte. Ich müßte dann erst eine unbarmherzige Tochter werden! meinte sie, denn Sie sehen es wohl, daß meine Eltern mich noch

gut gebrauchen können; und zur eigentlichen, unablässigen Krankenpflege habe ich auch zu Vielem zu thun, was nicht jeder Andre leisten kann.

Die ganze Art Ihrer Thätigkeit ist mir räthselhaft! sagte Lora; Paul aber bemerkte, für ihn sei sie weit mehr unnachahmlich als räthselhaft.

Sie ist auch keines Mannes Arbeit! sagte Eugenie.

Was verstehen Sie darunter? fragte Paul.

Eugenie besann sich einen Augenblick, dann sprach sie: Ich meine, der Mann muß ein großes, festes Ziel im Auge haben, wenn er sein Leben verwerthen will. Er muß einem bestimmten Gewerbe, einer Kunst, einer Wissenschaft, der Politik, mit einem Worte einer Idee sich gänzlich hingeben, will er sich genug thun, und seine Pflicht erfüllen, d. h. seine Kraft nützen. Wir Frauen aber haben Alle mehr oder weniger, wenn wir nicht Egoisten sind, einen entschiedenen Zug zu hülfreicher Vielgeschäftigkeit, und die Frau, welche

wie ich, keinen eigenen zwingenden und ausfüllenden Beruf vor sich hat, die meine ich, müßte es machen wie ich es thue.

Und wie machen Sie es? fragte Lora.

Ich bin eben da, für die Menschen, welche mein bedürfen, und für die Dinge, die ich leisten kann. Ich suche sie nicht besonders. Bei Jedem, bei dem der gute Wille da ist, zu dem kommen die Menschen und die Dinge ganz von selbst. Der gute Wille ist ein freundliches Aushängeschild über einem wirthlichen Hause. Die Müden und Beladenen kehren willig zu ihm ein. So wird den Menschen geholfen und auch mir. Ich habe immer Gäste, und oft sehr liebe Gäste!

Die Art, mit welcher sie die Bedeutung ihres Thuns in einen Scherz hinüberspielte, entsprach vollständig ihrer zurückhaltenden Weise; und ander Seits erklärte ihr eigenes Geständniß es, wie man dahin gekommen sein konnte, ihr jede mögliche Beschäftigung anzubichten, sie bald als die

Bertraute irgend einer geheimen Verbrüderung, bald als die Beförderinn sozialistischer Bestrebungen, mit einem Worte, als eine besondere Erscheinung zu betrachten.

Lora wollte wissen, wie die Freundin zu dieser Art der Lebensauffassung und der Thätigkeit gelangt sei? Von den Mittellosen habe ich sie gelernt; von denen, welche der Hochmuth als »die Geringen und die Niedrigen« bezeichnet, sagte Eugenie. Sie helfen einander ohne Systeme, ohne Vereine, ohne pomphafte Hingebung an einen sogenannten Wohlthätigkeitsberuf. Sie helfen aus eigener Kenntniß der bitteren Noth, aus reinem Herzensdrange wie es eben kommt, und darum gelingt es auch. Solch ein Helfen aber ist die rechte Frauenarbeit.

Man brach an diesem Tage davon ab, indefs nicht lange nachher wurde der Gegenstand aufs Neue, und zwar ausschließlich in dem Sinne besprochen, in welchem er die Nothwendigkeit zwin-

gender Arbeit für den Mann betraf. Eugenie wollte die gelegentlichen Beschäftigungen, den mancherlei Antheil, welchen Paul in seiner Heimath an mancherlei Vereinen genommen, nicht als Mannesarbeit gelten lassen. Sie widersprach ihm, wenn er ihr vorhielt, daß es Naturen gebe, denen für eine Zeitlang ein bloß meditirendes Leben angemessen sei. Sie tadelte diese Ansicht als ein aristokratisches Vorurtheil, als ein Unrecht, welches sich früher oder später durch Schlaffheit oder Übersättigung räche, und sie tadelte ihn mit solcher Lebhaftigkeit, daß Lora sie mit Verwunderung anblickte.

Eugenie bemerkte es, besann sich schnell, und mit einer Art von Verwirrung, die ihr sehr wohl stand, so fremd sie auch an ihr erschien, sagte sie: Sie lieben ja einen Arbeiter, Lora! helfen Sie mir doch, Ihren Bruder zu einem ordentlichen Arbeiter zu machen, damit —

Damit man ihn lieben kann? fragte Lora mit jener Schnelle, die ihr eigenthümlich war.

Damit er sein Leben erst recht eigentlich genießen lernt! sagte Eugenie plötzlich ernsthaft, aber die Röthe, welche ihre Stirn und Wangen überflog, war für Paul der erste Purpurschein des Tag verkündenden Morgenlichtes.

Sie schwiegen Alle, es war auch längere Zeit zwischen ihnen Allen von diesem Gegenstande nicht die Rede mehr. Paul war in sich versunken und hielt sich allein. Eugenie vermied ihn, und Lora ehrte sie Beide zu sehr, um sie in dem Gange ihrer Empfindungen zu stören. Indesß wenn sie mit der älteren Freundin zusammen war, kam dieselbe jetzt bisweilen auf Deutschland zu sprechen, das sie nur wenig kannte, so vertraut ihr seine Sprache und seine Dichter waren; und auch Paul gedachte des Vaterlandes jetzt unablässig.

Er besaß, als sein besonderes Erbe, im Herzen Deutschlands ein großes Gut. Seit dem Tode

des Vaters hatte man es nicht bewohnt, ein Verwalter bewirthschaftete es, und Paul hatte oftmals auf dem Punkte gestanden, es zu verkaufen. Jetzt richtete sich seine Theilnahme vorzugsweise auf diesen seinen Besitz. Er fragte sich, was habe ich für denselben gethan, was hätte ich dafür thun können? und seine Phantasie so wie sein Herz bemächtigten sich des Gegenstandes. Pläne für eigene Bewirthschaftung desselben tauchten in ihm auf, und wurden bald lebendiger. Es war Eugenie, die ihn darauf hingeführt. Er konnte es nicht ertragen, sie unzufrieden mit ihm zu wissen, und Eugenie hatte Recht. Sein Leben war dahingeflossen wie ein Traum, kein festes Wollen, keine bestimmte Arbeit bezeichneten seinen Weg. Das mußte anders werden, sollte anders werden! Er wollte heimkehren, sich festsetzen und einleben in neue Pflichten, er wollte ein Arbeiter werden in ihrem Sinne — es fesselte ihn Nichts an Frank-

reich als Eugenie, und nur in Deutschland durfte er hoffen sich die Ersehnte zu gewinnen.

Ohne alle Vorbereitung erklärte er der Schwester eines Tages seine Absicht nach Deutschland heim zu gehen. Lora brach in einen Ausruf freudiger Überraschung aus.

Sollen denn alle meine Wünsche sich erfüllen! rief sie gerührt.

Alle Deine Wünsche? fragte Paul, ich fürchtete, Du würdest Paris nur schwer verlassen.

Ich verlasse es auch nicht! entgegnete sie, ich werde Eugenie bitten, mich bei sich zu behalten.

Wird Sie es wollen? fragte der Bruder mit Bedeutung, als grade in dem Augenblicke Eugeniens Wagen vorfuhr, und der Diener sie anzumelden kam.

Mit lebhafter Bewegung eilte Lora ihr entgegen. Theure Freundin! sagte sie, mein Bruder will nach Deutschland gehen. Er will selbst die Bewirthschaftung seines Guts übernehmen, er will

ein Landwirth, ein Arbeiter werden — setzte sie lächelnd hinzu — darf ich bei Ihnen bleiben, bis er es geworden ist?

Alles dürfen Sie, was Sie wollen! entgegnete Eugenie, und reichte ihr die Hände, indem sie Paul mit einem Blick voll Freude ansah.

Das überwältigte ihn. Eugenie! sagte er, dies Gut, welches ich fortan zum Boden meines Daseins und meiner Arbeit machen will, war Ihnen einst bestimmt von meinem Vater. Es hat so lange Jahre der liebevollen Aufsicht ganz entbehrt! Es muß dort viel zu thun sein für eine Frau wie Sie. Helfen Sie mir es herzustellen, gehen Sie mit mir! Es wäre mir das höchste Glück; ein Glück, das ich erstrebte, seit ich Sie wiedergesehen, seit ich Sie gefunden habe! —

Sie antwortete ihm nicht, aber sie gab ihm ihre Hand, und schweigend auch schloß sie der Glückliche in seine Arme.

Fünfzehntes Kapitel.

Wie im Fluge waren die Lokomotiven, welche Marie nach Paris brachten, durch Deutschland und Belgien dahingefaußt, die Nacht war hell und warm gewesen, der Tag sonnig und klar. Erst gegen Abend, als man sich der Hauptstadt Frankreichs näherte, hatte der Himmel sich bewölkt, und ein Gewitter stand schwer und grau am Horizonte. Die Luft war beklemmend schwül, der Dampf der Lokomotive zog schwefelig über die ganze Wagenreihe hin. Die Passagiere schliefen meist, aber Marie saß wach, und schauete und lebte mit gespannter Seele vorwärts. Zurück denken konnte und durste sie nicht.

Es war eilf Uhr Nachts und finster, als sie in Paris einfuhr, und das blendende Licht der Gasflammen auf dem Bahnhofe, das Eilen der

Menschen, das Treiben der Packträger, der schnelle, rauschende Strom der fremden Sprache, der sie überall umgab, nahmen ihr fast die Besinnung. Mit sich selbst beschäftigt, von ihren Gedanken bestürmt, hatte sie es am Tage kaum beachtet, daß sie die Reden um sich her nur wenig mehr verstand. Selbst auf der Grenze bei der Zollrevision war sie nicht davon beunruhigt worden. Sie hatte auf Reisen so häufig das große Gepäck ihrer Herrschaft öffnen und wieder ordnen helfen, daß die Besichtigung ihres kleinen Koffers fast wortlos von ihr abgethan wurde.

Nun aber, als es galt, sich fortzuhelfen, fühlte sie mit Bangen, wie wenig sie dafür befähigt war. Indesß sie wollte zu Lora, sie kannte die Nummer ihrer Wohnung, ein Wagen war bald gefunden, und eben wollte sie dem Kutscher die Adresse geben, wohin er sie zu fahren habe, als ihr Blick auf die Uhr des Bahnhofs fiel. Es war fast Mitternacht. Bei Lora zu erscheinen um diese

Stunde, unerwartet, war ganz und gar nicht möglich. Sie mußte an einem andern Orte übernachten, in ein Hotel einkehren. Zögernd stand sie da. Der Regen fiel in schweren, warmen Tropfen nieder, hie und da zuckte schon ein Blitz bläulich hell durch die tiefe Nacht, hie und da rollte von fern verhallender Donner. Der Kutscher des Wagens wurde ungeduldig. Ihn gelüftete nicht, die volle Kraft des Wetters zu erproben.

Wohin wollen Sie, daß ich fahre, Madame? fragte er.

In ein Hotel! gab sie zur Antwort.

Aber wohin? wiederholte er.

In ein Hotel! ich bin hier unbekannt, ich wünsche nur für diese Nacht ein Zimmer.

Der Regen wurde heftiger, dem Kutscher imponirte das ängstliche Frauenzimmer mit dem kleinen Koffer wenig. Er war tief im Quartier Latin zu Hause. Neben ihm an, in demselben Hofe,

hielt eine Gevatterinn ein meublirtes Haus für Studenten und andere junge Leute. Sie hatte grade ein Zimmer frei. Der Kutscher überlegte lange.

Wohl! sagte er, ich werde Sie in ein gutes Haus bringen. Er schloß die Thüre seines Wagens, stieg auf den Boß, die Peitsche knallte, es ging in die Stadt hinein. Sie ist dort so gut aufgehoben wie anderwärts! dachte der Kutscher, und ich und mein Pferd kommen unter Dach!

Sie fuhren lange! Erst waren die Straßen hell und breit, dann wurden sie enger und düstret. Endlich fuhren sie in ein Portal, der Kutscher hielt an, sie waren am Ziele. Rund um sie her war es tiefste Nacht.

Haben Sie nur die Güte sich zu gedulden! sagte der Kutscher und öffnete den Wagenschlag, ich gehe gleich die Nachbarinn zu wecken.

Aber ich wollte in ein Hotel! ist dies das

Hotel? fragte Marie und versuchte vergebens zu erspähen, wo sie sich befand.

Ja, ja, Madame! Sie werden sich sehr wohl hier befinden! ich habe schon oftmals Fremde hieher geführt. Ich gehe gleich.

Damit spannte er sein Pferd aus, ein Bursche, der hinzugetreten war, führte es in den Stall, aus dessen Thüre der gelbe Schein einer Stalllaterne den Hof durchstreifte. Der Kutscher und der Bursche sprachen schnell zusammen, Marie konnte sie nicht verstehen. Dann verschwanden Beide, es wurde still im Hofe und nur den Zuruf hörte sie, mit dem der Junge das Pferd besorgte.

Bekommen und in wachsender Angst wartete Marie eine Weile, endlich hielt sie es nicht länger aus, und verließ trotz des Regens den Wagen. Sie befand sich in einem engen, langen Hofe. Zu beiden Seiten stiegen dunkle, hohe Häuser empor, nur aus einigen Fenstern schimmerte noch Licht, es reichte grade aus, sie die Umgebung erkennen

zu lassen. Die Minuten wurden ihr quälend lang, sie schaute umher, ob sich kein Licht bewege, Niemand über den Hof gehe; daß dies kein Gasthof sei, würde ihr immer gewisser und ihre Unruhe immer größer. Da brach plötzlich ein heller Schein aus einer Thüre hervor, der Kutscher trat heraus.

Kommen Sie, Madame! sagte er, die Nachbarinn ist schon aufgestanden, sie wird sich ein Vergnügen daraus machen, Sie zu beherbergen, und Sie werden bei ihr besser aufgehoben sein und billiger, als in jedem Gasthose.

Marie hatte keine Wahl, sie mußte ihm folgen. Er ging ihr mit dem Lichte voran, eine schmale, steinerne Treppe in die Höhe, sie war feucht und glatt. Oben an der zweiten Treppe empfing sie eine schon bejahrte Frau, deren kluge, scharfe Augen die Ankommende mit schnellem Blicke musterten. Das scheue, verwirrte Wesen Mariens, ihr geringes Gepäck fielen ihr offenbar, wie vorhin

schon dem Kutscher, nicht angenehm in's Auge, indefß sie hieß sie dennoch freundlich willkommen und öffnete ihr die Stube, welche sie ihr bestimmte. Der Kutscher sprach lange und eifrig zu der Alten, Marie sah, daß sie den Gegenstand der Unterhaltung machte, aber das Französische, das sie redeten, war ihr vollends unverständlich, und sie war froh, als der Kutscher seine Bezahlung und ein Trinkgeld für seine guten Dienste gefordert und erhalten hatte und sich entfernte.

Nun trat die Wirthinn in den Vordergrund. Sie hatte sich, wie man sehen konnte, vom Schlafe erhoben. Ihr schwarzes Haar war mit einem bunten Tuche turbanartig umwunden, die Röcke und die weiße Jacke, die ihren starken Körper bekleideten, waren nichts weniger als sauber, auch das Zimmer und das Bett flößten dem, an die höchste Reinlichkeit gewöhnten Mädchen einen wirklichen Schauer ein, und das lebhafteste Mienenspiel, das heftige Gestikuliren der Wirthinn trugen nicht

dazu bei, Marie nur irgend zu beruhigen. Langsamer sprechend als es ihre Art war, um sich verständlich zu machen, fragte die Wirthinn sie aus, woher sie komme, wer sie sei und wohin sie gehe. Marie antwortete so gut sie konnte, aber daß eine Kammerjungfer, die ihrer Herrschaft nachbestellt war, sich Nachts ohne Unterkommen in Paris befand, schien der Französin offenbar ungläublich. Sie schüttelte den Kopf, nannte es sonderbar, daß Marie nicht besser unterrichtet worden, und meinte endlich, das gehe sie übrigens Nichts an, Mademoiselle könne bei ihr bleiben, so lange es ihr gefalle, morgen würden sie über den Preis der Wohnung unterhandeln, sie sei nicht unvernünftig und lasse mit sich reden.

Es hat hier eine kleine Näherinn gewohnt, sagte sie, ein ehrbares, braves Mädchen, sie ist erst vor acht Tagen gestorben, hier auf diesem Lager, ihr Freund hatte sie verlassen, und sie ersticke sich. Sie sagen, es ist ein leichter, sanfter

Tod! Aber es hat mir doch viel Kummer gemacht, denn ich habe ein Herz und Mitleid für meine Miethsleute!

Marie verstand die Wirthinn nur zur Hälfte, aber was sie herausbrachte, reichte hin, sie zu entsetzen. Die Französin bemerkte es: Courage! rief sie, es ist wie in einer Schlacht! der Eine fällt, der Andre kommt davon, man muß nicht daran denken, und morgen werden Sie muntreter sein. Wenn Sie erst bekannt sind im Hause, finden Sie Gesellschaft, Sie haben artige Nachbarn, junge Studenten, junge Künstler, hübsche Leute und sehr heiter.

Sie deckte dabei das Bett ab, auf dem vor acht Tagen die kleine Näherinn umgekommen war, fragte ob Marie noch Etwas bedürfe, brachte ihr auf Verlangen Wasser und ließ sie dann allein.

Marie sank auf einen Stuhl. Dahin also hatte sie sich gebracht! weiter vermochte sie Nichts zu denken. Es war todtenstill um sie her, nur der Regen rasselte aus den weit vorspringenden

Traufen hernieder und klappte auf die steinernen Pflaster des Hofes, wie sie es neulich zu Hause, ach zu Hause! ebenso in banger Stunde gehört. Sie saß wie gelähmt da. Müde von der Reise, aufgereggt durch die Spannung und Erwartung der letzten Tage, gefolttert von der Bänglichkeit und dem Unbehagen ihrer jetzigen Lage, konnte sie das Bett nicht ansehen ohne an das gestorbene Mädchen zu denken. Es fiel ihr immer wieder als eine böse Vorbedeutung auf das Herz. Die Luft fehlte ihr in dem engen, niedrigen Raume. Alles, was sie bei ihrer ungeordneten Lectüre Abenteuerliches gelesen, die ganzen Schrecken der Mysterien-Litteratur wurden in ihrer Erinnerung wach. Jeden Moment erwartete sie, eine Thüre werde sich öffnen, ein Entsetzliches ihr geschehen; alle ihre Sinne waren auf das Äußerste gespannt, sie durfte und wollte dem Schlafe nicht erliegen, der über alle ihre Angst hinaus sie endlich dennoch zu bemeistern drohte. Sie fing an auf- und niederzugehen,

sich in dem Stübchen umzuschauen. Auf dem Kamine stand eine kleine irdene Vase, es steckten ein Paar gemachte Rosen darin. Die junge Näherinn mochte sie getragen haben, und sie war todt und dahin, und diese Blumen standen noch da, und konnten sie überdauern Jahre und Jahre. An den Wänden hingen zwei Silhouetten, ein weiblicher und ein männlicher Kopf, ein welcher Kranz umschlang sie; unter dem Frauenbilde war ein Name geschrieben. Sie nahm das Licht ihn zu lesen: Marie! stand darunter.

Mit einem unterdrückten Aufschrei trat sie zurück, es drohte sie zu überwältigen, wie ein unheimlicher Spuk umgab es sie. Sie eilte an das Fenster, stieß es auf, ein Windzug strömte herein, das Licht verlösch, und tief in Nacht gehüllt, saß die Unglückliche da, einsam mit ihrem Bangen, ihrer Angst, ihren Sorgen, und mit ihrem Hoffen auf den erlösenden Tag und auf das Wiedersehen ihres Fräuleins.

Sechszehntes Kapitel.

So früh als nur ein Miethswagen zu finden war, verließ Marie ihr Nachtquartier. Das Licht des Tages gab ihr wieder Muth. Erleichterten Herzens fuhr sie die Straßen entlang, der Anblick des stattlichen Hauses, in dem ihr Fräulein wohnte, winkte ihr entgegen wie die schirmenden Hallen eines Tempels dem gläubigen Wallfahrer winken, als beglückendes Ziel. Es war ein Gefühl der Freude, mit dem sie vor die kleine Stube des Portiers hintrat und nach ihrer Herrschaft fragte. Die Frau, welche die Aufsicht führte, wunderte sich über die frühe Stunde. Alle Welt schlafe noch! sagte sie; aber auf Mariens Erklärung, daß sie die Kammerjungfer der fremden Herrschaft und

gestern Abend mit dem letzten Bahnzuge angekommen sei, hieß sie sie eintreten und warten.

Es vergingen noch zwei Stunden! Zwei ganze, durchwartete Stunden! Endlich um acht Uhr hielt sich Marie nicht länger. Sie stieg hinauf und bat, das Fräulein sehen zu dürfen. Die neue Kammerjungfer Lora's hatte schon oftmals deutsche Frauen zu bescheiden gehabt, die sich als Landsmänninnen oder Bekannte ihrer Herrschaft ausgegeben hatten, um Hülfe und Unterstützung zu erlangen. Sie war heute ohnehin übel aufgelegt. Man hatte am verwichenen Abende die Verlobung Pauls gefeiert, Lora war erst spät in der Nacht zurückgekehrt, und am nächsten Tage wollte sie mit der künftigen Schwägerinn und deren Eltern nach dem Gute reisen, welches die Familie in den Pyrenäen als Eigenthum besaß. Das hieß für Mademoiselle Nannette einen Liebhaber verlassen, der ihr mehr galt als die Pyrenäen und alle

fremden Länder, und machte sie nicht heiter und nicht freundlich.

Mademoiselle will abreisen, sagte sie unwillig, und kann auch nicht alle ihre Landsleute sehen, die sich an sie drängen. Wir haben diese Woche schon ein halbes Duzend hier gehabt. Kommen Sie wieder wenn Mademoiselle zurückkehrt, im Herbst, gegen den Winter!

Marie nannte sich die Kammerjungfer des Fräuleins. Ihre jetzige Stellvertreterin zuckte mitleidig die Achseln. — Wenn Mademoiselle gewünscht hätte ihre alte Kammerjungfer zu haben, so hätte sie sie mitgebracht und ich wäre nicht auf meinem Plaze! entgegnete sie abweisend, und bürstete die Sammtmantille Lora's ruhig weiter, überzeugt eine Betrügerinn vor sich zu haben.

Da schritt Marie entschlossen auf die nächste Thüre zu und pochte, ehe die Andere es hindern konnte.

Wer ist da? rief es von innen.

Ich! ich bin es! Fräulein Lora! ich! Marie! antwortete diese mit herzklopfender, freudiger Erregung.

Die Thüre ward schnell geöffnet, Lora erschien auf der Schwelle. Kaum wissend was sie that, fiel Marie ihr um den Hals; aber als hätte sie ein Gespenst erblickt, so erschreckt trat das Fräulein von ihr zurück.

Du? Du? rief Lora, um Gottes Willen! Wo kommst Du her? Was willst Du hier? Rede! Rede!

Ich mußte zu Ihnen! klagte Marie, eingeschüchtert und fassungslos über Lora's sichtliche Mißbilligung ihres Erscheinens. Ich mußte zu Ihnen! Sein Sie nicht böse!

Aber was willst Du hier? — fragte Lora dringender.

Nur bei Ihnen sein! Sie sollen mir helfen, Sie werden mir rathen, Sie werden mich nicht untergehen lassen! rief Marie; und brach in bittere Thränen aus.

Nein! nein! entgegnete das Fräulein, dessen erster Schrecken dem Mitleid mit des Mädchens verstörtem Wesen Platz machte. Setz Dich, komm her, sprich nur! Du siehst krank aus! Komm! rede! rede! Was ist geschehen?

Marie ließ sich von ihr fortführen, und setzte sich still nieder. Sie mußte sich sammeln, Athem holen. Die neue Kammerjungfer, die kein Wort deutsch verstand und den ganzen Vorgang nicht begreifen konnte, sah der Scene mit Bewunderung zu.

Holen Sie meinen Bruder! befahl ihr Vora, und gleich darauf trat Paul bei ihnen ein. Sein Erstaunen kam dem Schrecken seiner Schwester gleich. Keiner von Beiden vermochte seine unangenehme Überraschung zu verbergen, Keiner einen herzlichen Willkomm auszusprechen, so sehr die Geschwister sich zu fassen, sich zu beherrschen strebten, weil es ihnen nicht entgehen konnte, daß irgend ein Unglück, ein verzweifelter Entschluß

Marie hiehergeführt haben müsse. Marie empfand es deutlich, daß sie ihnen unerwünscht und ungelogen kam.

Indeß ihre körperliche Erschöpfung war so groß, daß man für's Erste nur an diese denken konnte. Lora selbst bereitete ihr das Frühstück, man hinderte sie zu erzählen, sie sollte sich ausruhen, aber sie wies das Alles zurück. Kaum daß sie etwas Nahrung zu sich nahm.

Ich kann nicht! ich kann nicht! rief sie. Ich muß Ihnen erst Alles sagen, Ihnen Fräulein Lora! Ich muß erst wissen, daß Sie mir verzeihen, daß Sie mich nicht verstoßen. — Ihnen! Ihnen ganz allein muß ich es sagen.

Lora bat den Bruder, sie zu verlassen, aber auch als er hinausgegangen war, minderte sich die Unruhe Mariens nicht. Da fiel Lora auf ein Auskunftsmittel: Komm Marie! sprach sie, Du sollst mir nachher Alles sagen, Alles, aber kleide

mich erst an. Ich habe es lang entbehrt, von Dir bedient zu werden!

Und als hätte ein Zauberstab sie berührt, so schnell erhob sich die Arme. Man braucht den Menschen, der sich aus seinen gewohnten Verhältnissen in eine ihn verwirrende Lebenslage versetzt findet, nur zu der ihm alltäglichen Beschäftigung zu veranlassen, um ihm augenblicklich eine äußere Fassung und die Möglichkeit innerer Beruhigung zu geben.

Mit schnellem Blicke fand Marie sich in dem Zimmer zurecht, leicht und gewandt, als sei alle Ermüdung von ihr gewichen, bediente sie das Fräulein, und wie Lora sie sonst um Dies und Jenes während des Ankleidens befragt, so erkundigte sie sich nach Mariens Reise, nach ihrer Ankunft, nach Eltern und Geschwistern; aber sie hörte Mariens Antworten kaum, denn sie war selbst gewaltig erschüttert. Mariens bloße Anwesenheit drückte und quälte sie, und während sie die Noth-

wendigkeit, die Pflicht empfand, dem Mädchen beizustehen, konnte sie den Augenblick doch kaum erwarten, den Bruder zu sprechen, und von ihm Beistand und Rath zu erbitten für sich selbst.

Endlich, als das Fräulein angekleidet da stand, sagte Marie: Und nun Fräulein Lora! nun ich sehe, daß Sie noch dieselbe sind, nun ich weiß, daß Sie mich nicht verlassen werden, nun muß ich's Ihnen nur bekennen, ich kann nicht mehr zurück. Ich habe mit mir gerungen und gekämpft, wie ein Mensch es nur vermag — ich kann nicht heirathen, ich kann nicht von ihm lassen. Ich muß ihn wiedersehen! Ich weiß es, der Karl hat mich auch nicht vergessen! er hat mich nicht vergessen!

Lora war bleich geworden vor Schrecken. Karl ist nicht mehr hier! sagte sie tonlos.

Ich weiß es! ich weiß es! rief Marie. Er soll nach Italien gegangen sein, wie er hörte, daß ich mich so gegen ihn versündigt und aus Trotz mich mit dem Ludwig verlobt hätte! Aber wenn

ich reisen sollte bis an's Ende der Welt, wenn ich mich fortbetteln sollte von Thüre zu Thüre, ich muß ihn wiedersehen.

Marie! sprach Vora, Du kannst das nicht, er liebt Dich nicht. —

Marie schüttelte ungläubig den Kopf. Warum wäre er denn in die weite Welt gegangen aus Verzweiflung? sagte sie. Ich glaube es, o! ich glaube es, daß er mir zürnt, daß er mich vergessen möchte — aber wenn ich bei ihm bin — — Sie unterbrach sich selbst: Tag und Nacht will ich auf den Knien liegen und ihn anflehen, daß er mir verzeiht, Tag und Nacht will ich ihm sagen, wie ich es gebüßt habe, wie es mir an's Leben gegangen ist. —

Still! Still! rief Vora, und wollte sich von ihr wenden, aber Mariens Herz war zu lange belastet gewesen, es war ihr ein Labfal die ganze Stärke ihrer Leidenschaft in Worten auszuströmen.

Nein! bat sie, lassen Sie mich nur sprechen! Ich hatte ja keine Menschenseele, der ich's sagen

konnte, seit Sie fern waren, Sie sind ja immer mein Trost gewesen und mein guter Engel! aber auch Sie können es nicht wissen, was ich ausgestanden habe, denn Sie wissen es nicht wie so ein Armer liebt. Sie haben noch andre Menschen, Sie sind gebildet, Sie wissen und können so Vieles, Sie mögen so Vieles. — Unser Eins ist Nichts, kann Nichts, hat Nichts! Nichts als sein Herz und seine Liebe! Und wenn die uns entzissen wird, wenn man sich daran versündigt, dann ist's aus! — Aber auch ganz aus — auch gleich ganz zu Ende! — Nichts bleibt mehr übrig! Nichts! — Die ganze Welt ist zu Ende und Nichts mehr zu thun als sich nur gleich in's Grab zu legen!

Sie weinte heiße Thränen, Lora brach es fast das Herz. Marie war vor ihr hingekniet und hatte das Gesicht auf des Fräuleins Hände gelegt, das kaum weniger zu leiden hatte, als Marie. Unglücklich, verlassen sein, schien Lora in diesem Augenblicke nicht härter, als glücklich zu sein auf

Kosten eines Andern, seine Zukunft zu bauen auf den Trümmern eines vernichteten Daseins, eines zertretenen Herzens. Sie, die Bevorzugte, die Reiche, hatte der Armen ihr einzig Gut geraubt! — Und doch fühlte sie sich in ihrem Rechte, doch wußte sie sich frei von Schuld. Sie vermochte Marien nicht länger anzuhören, nicht zu antworten, und sich plötzlich von ihr losmachend, bat sie, Marie solle sie erwarten, sie müsse erst den Bruder sprechen.

Paul hatte die peinliche Lage der Schwester mit schnellem Blicke übersehen, aber er fühlte gegen Marie weit weniger Mitleiden als Unwillen und Zorn. Im Moment seiner Abreise nach Deutschland, mitten in der Freude über Eugeniens Befiß, gestört zu werden durch die leidenschaftliche Verblendung, durch die blinde Willkühr Mariens, erbitterte ihn gegen diese; und auf Lora's Frage, was sie thun solle? antwortete er: Wie kannst Du zweifeln? Die Überschätzung, die Maßlosig-

feit dieses Mädchens müssen ein Ende haben. Sie muß die Wahrheit hören und das gleich!

Lora widersetzte sich dieser Absicht. Sie behauptete, Marie habe nicht die Kraft das Unerwartete zu tragen. Sie wollte sie vorbereiten, allmählich vorbereiten. Sie verlangte, der Bruder solle ruhig nach Deutschland reisen, Eugenie mit ihren Eltern auf das Land gehen, und sie wolle mit Marien zurückbleiben in Paris.

Karl ist fern, sagte sie, es werden noch Jahr und Tag vergehen, ehe er wiederkehrt. Wenn ich Marie bei mir behalte, findet sie sich am Leichtesten zurecht.

Und Du leidest davon unaufhörlich! wendete Paul ihr ein.

Ja! rief sie, ich leide vielleicht davon! Aber was ich leide, dulde ich als eine Buße nicht nur für mich, sondern auch für Karl. Ich nehme es auf mich als eine Sühne für das Glück, das wir erhoffen, und das der Ärmsten geraubt ist.

Der Bruder wollte davon nicht hören, Lora verlangte endlich, er solle Eugenie um ihre Meinung fragen, und dieser wolle sie sich unterwerfen, denn nur ein Frauenherz könne und dürfe hier entscheiden. Aber während die Geschwister noch also berathend bei einander waren, hatte Marie sich aufgerichtet, und in mechanischer Thätigkeit sich daran gemacht, das Zimmer aufzuräumen.

Die neue Kammerjungfer ging mißlaunig ab und zu, wie das Packen der Koffer es nöthig machte; Marie stand an dem Toilettentische. Der Schmuck, den Lora am vorigen Tage getragen, lag noch unverschlossen, und wie sie es zu Hause gewohnt-gewesen war, wollte Marie damit beginnen, ihn zu verwahren. Eine der Armbandsketten hatte sich aber mit der Uhrkette zusammengehaft, und in dem Bestreben sie zu lösen, gewahrte sie an den Verloques der Uhr den Ring, den Lora einst Karl gegeben hatte, ihren Verlobungsring. Ihn sehen und hervorheben waren

Eins! — Aber plötzlich sah sie, daß er jetzt gravirt war. »Der neunzehnte April« stand darin, und die Buchstaben »K. B.« Sie begriff es nicht! was bedeuteten diese Schrift, dieses Datum? Wie kam das Fräulein dazu, grade diesen Ring zu tragen, neben den werthesten Angedenken, welche sie besaß? Eine neue Angst und Spannung überfielen sie. Mit fliegender Hast war sie dabei ihr Geschäft zu vollenden, indeß Mademoiselle Nannette, die Kammerjungfer, welche schon lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, dem unerwünschten Gaste ihre Autorität fühlbar zu machen, hatte, zufällig wieder eintretend, es kaum bemerkt, daß Marie den Schmuck des Fräuleins unter Händen hatte, als sie mit scharfem Tone fragte, was sie da beginne?

Ich lege die Kameen fort, sagte Marie und griff fast ohne hinzusehen nach dem zunächst stehenden Etui.

Und dazu nehmen Sie das Portrait von des Fräuleins Bräutigam? höhnte die Andere.

Marie starrte sie mit einer dumpfen Ahnung an. Des Fräuleins Bräutigam? wiederholte sie fragend, denn sie meinte nicht richtig verstanden zu haben.

Nun, Sie werden es doch wohl wissen, daß das Fräulein Braut ist, wenn Sie die alte Kammerjungfer sind! entgegnete Nannette mit demselben spöttischen Tone, und wendete sich mit Geringschätzung von ihr ab.

Diesen Augenblick benutzte Marie. Mit schnellem Drucke öffnete sie das Etui. Karl's Bildniß sah ihr daraus mit seinem freien, klaren Blick entgegen — und lautlos sank sie zu Boden.

Siebenzehntes Kapitel.

Es war Hanne nicht leicht um's Herz als sie am andern Morgen hinausfuhr, dem Ludwig zu berichten, was geschehen sei. Er hatte gerade die Möbel aus dem Gartensaale auf den Perron in das Freie tragen lassen, und war im Hausanzuge dabei, sie auszuklopfen.

Als er bemerkte, daß der Omnibus am Gitter hielt, setzte er den Stuhl aus der Hand, den er gebürstet hatte, und ging die lange, schattige Allee hinunter, zu sehen, wer da käme. Hannens Erscheinen am Wochentage, zu so früher Stunde und vollends mit dem Omnibus, fiel ihm auf.

Wo zum Kukuck kommst Du denn her? fragte er, Du legst Dich, nun Du keine Arbeit hast, wohl auf's Spazierenfahren?

Es ist doch besser als Laufen, obschon es eine Hitze in dem Wagen war! eine Hitze! nicht zu sagen! Aber man kommt doch schneller vorwärts! entgegnete sie.

Pressirt's denn so sehr? fragte er noch immer arglos weiter.

Hanne besann sich. Es wäre ihr viel lieber gewesen, hätte ihre Ankunft Ludwig erschreckt. Darauf war sie gefaßt gewesen, und sie hatte sich auch ausgedacht, wie sie es in diesem Falle anfangen und es ihm vorbringen wolle. Daß er so behaglich und guter Dinge war, veränderte Alles. Nichts paßte mehr; sie mußte sich entschließen, es anders zu machen, und die üble Botschaft ohne Weiteres zu verkünden, so sehr das Herz ihr schlug vor Angst.

Ja! sagte sie, freilich pressirt's! Daß ich so am frühen Morgen nicht für Nichts und wieder Nichts komme, und drei Groschen ausgabe, das

können Sie sich schon denken! Es ist — sie stockte — Es ist ein Unglück passiert! aber —

Ein Unglück, wie so, was schreiben sie? fiel ihr Ludwig in das Wort, der an seine Herrschaft dachte. Wo ist der Brief? Gieb her! Wann kam der Brief?

Hanne sah ihn verwundert an. Ihr fiel die Herrschaft gar nicht in den Sinn. Sie begriff nicht, was Ludwig meinen, wie er von dem Briefe etwas wissen konnte, und halb fassungslos sagte sie: Also Sie wissen's schon?

Was soll ich wissen? fragte er noch ungeduldiger.

Daß die Marie geschrieben hat!

Die Marie? rief Ludwig. Die Marie? wiederholte er langsam, während er roth und blaß wurde. Was hat sie geschrieben? Wem hat sie geschrieben? So rede doch, Du Narr! stieß er in zorniger Angst hervor.

Hanne hätte es gern gethan, aber es versetzte

ihr den Athem, die Zunge wollte nicht gehorchen. Mir hat sie geschrieben! brachte sie endlich zögernd heraus. Sie ist fort — gestern Abend — zum Fräulein nach Paris!

Das ist nicht wahr! rief Ludwig, und Hanne sah, wie er mit der Hand nach dem nächsten Baume griff, und wie sie durch sein Gesicht zuckten, der Schreck, der Zorn und die Angst.

Da! — sagte sie und reichte ihm den Brief hin. Er langte danach und las ihn schnell. Hanne wendete kein Auge von ihm ab, und instinktmäßig bemüht dem ersten Ausbruch seines Zornes auszuweichen, und ihn von sich selber abzulenken, sprach sie: Zu Hause ist's ein Elend zum Herzzerbrechen! Der Vater und die Mutter sind ganz hin, und wie mir ist, das können Sie sich denken! Aber ich habe mich doch nur selbst auf den Weg gemacht, damit es nicht herum kommt!

Ludwig hörte sie nicht. Er starrte das Blatt an, knitterte es dann in der Hand zusammen, und

schleuderte es auf den Boden. Das also ist die große Tugend! rief er, das ist ihre vornehme Schamhaftigkeit?

Er lachte bitter, nahm den Brief von der Erde auf, als wolle er ihn noch einmal lesen, aber eben so schnell warf er ihn wieder von sich, und begann, die Hände auf dem Rücken, hin und her zu gehen, bald ein Wort des Zornes hervorstoßend, bald eines der Verachtung. Hanne hätte weinen mögen, indeß dazu war sie freilich nicht gekommen. Sie rührte und regte sich nicht auf ihrem Plage.

Was stehst Du da? fuhr Ludwig sie endlich an.

Es ist ja doch meine Schwester! sagte sie schüchtern und mit bebender Stimme. Es ist doch meine älteste Schwester, Ludwig!

Und darum willst Du hören, was das gottlose Frauenzimmer an mir verbrochen hat? rief Ludwig, darum willst Du zusehen, wie's einem honetten Menschen thut, wenn so eine Person ihn

zum Gespött der Leute macht? — Einen Mann wie mich! Einen Mann, der zehn angesehene Bürgerstöchter für Eine hätte haben können! Willst Du hören — willst Du wissen, was —

Nichts will ich hören! fiel ihm Hanne in das Wort, Nichts will ich wissen, gar Nichts! Nur bitten wollte ich Sie, Ludwig! — Sie sind ja doch immer gut zu ihr gewesen, Sie sind ja auch mein Pathe! — Ich wollte es Ihnen nur vorstellen, Ludwig! — Ihnen, Ihnen kann ja, weiß Gott, kein Mensch das Allergeringste zur Last legen! — Ich wollte nur bitten, sagte sie, hielt inne, und in Thränen ausbrechend, so sehr sie sich dagegen sträubte, rief sie mit gefalteten Händen: Um Gotteswillen, reden Sie Nichts davon! Reden Sie Nichts davon! das Elend und der Kummer sind gar zu groß zu Hause!

Sie trocknete sich die Augen und wendete sich ab. Ihr leidenschaftliches Bitten, ihr flehendes Vorstellen hatten aber auf Ludwig einen Eindruck

gemacht. Er war ruhiger geworden, er hatte zu überlegen angefangen. Ich tanze auch nicht auf Rosen! sagte er endlich kurz.

Herr Gott nein! rief Hanne, aber die Marie erst recht nicht! —

Er ließ sie nicht weiter sprechen. Was Jeder sich einbrocht, das kann er auch auesessen! sprach er. Aber komme mir noch Einer, und rede mir von einem Frauenzimmer! Alle taugen sie Nichts! Alle Nichts! Sie sind Alle falsch und lügnerisch!

Das ist nicht wahr! sagte Hanne, und der Muth wuchs ihr, als sie sah, daß Ludwig sich nur erst auf weiteres Sprechen einließ. Gerade die Marie ist ehrlich und wahrhaftig, das sehen Sie ja nun erst recht! Wäre sie wie manche Andere, sie hätte Ihnen Nichts gesagt, und hätte Sie geheirathet, und hätte ihren ersten Liebsten ruhig im Herzen behalten, ohne sich ein groß Gewissen daraus zu machen! Sie hat aber gemeint, das könnte sie

nicht vertreten vor Ihnen, wenn sie doch noch bisweilen an einen Andern dächte. —

Schrullen! Schrullen! rief Ludwig. Mag sie an Pontus und Pilatus denken! wen geht das etwas an? Das Denken giebt sich. — Aber fortlaufen, mir Nichts dir Nichts! Einen honetten Mann sitzen lassen, eine Wohnung im Stiche lassen, die Wirthschaft, in die man sein Kapital gesteckt! — Er schüttelte tadelnd den Kopf und brach mit einem Male ab. Dann nach einer Weile fuhr er wieder auf. Und wenn nun der erste Juli da ist, wenn nun ein Miether kommt, wer soll dann dafür sorgen?

Ich! ich! rief Hanne.

Du? fragte Ludwig und sah sie ernsthaft an.

Ja, ich! wiederholte sie. Ich habe die liebe lange Nacht kein Auge zugethan und mir Alles überlegt. Es braucht's ja keine Seele zu erfahren, daß sie von sich selber fortgegangen ist. Schreiben Sie ihr nur, daß Sie ihr verzeihen

und daß sie wiederkommen soll. Sie wird's Ihnen ja hernach doch einmal auf den Knien danken!

Ludwig hörte ihr schweigend zu. Er fuhr mehrmals mit der Hand über die Augen, als wäre er geblendet und möchte deutlicher sehen, aber er redete kein Wort. Hanne ließ sich dadurch nicht irre machen.

Sagen Sie den Leuten, und ich habe es schon gestern der Köchinn so erzählt, Sie hätten einen Brief bekommen von der Herrschaft, daß die Marie mit dem Fräulein in's Bad reisen und in drei Tagen bei ihr sein mußte. Sie hätte also nun gleich den Koffer gepackt und wäre erst noch hier hinaus zu Ihnen und dann fort —

Und hat sie das geglaubt, die Köchinn? unterbrach sie Ludwig.

Nein! mir nicht! aber Ihnen, Ludwig, wird sie's glauben, Ihnen wird's Jeder glauben im ganzen Hause! Und sie kommt ja doch wieder! Sie mag's schon längst bereuen! Im Herbst ist

sie da, dann ist die Hochzeit, und ich besorge Alles bis dahin. Alles! Ludwig! Keinen Groschen will ich dafür haben! Ich habe mir Etwas erspart! — Keinen Groschen! — Wenn nur die Marie nicht in's Gerede kommt, und der Vater und die Mutter nicht so dasitzen wie heute früh! — Ich kann's nicht ansehen! Es ist auch nicht zum Ansehen! wiederholte sie, und ihr Blick heftete sich auf Ludwig bittend und fordernd zugleich.

Ihr Eifer bewegte und rührte ihn, das Vernünftige, Ausführbare, Mögliche in ihren Vorschlägen leuchtete ihm ein. Ja! sagte er, und zog die Batermörder zurecht, wie Einer, der wieder anfängt, sich auf sich selbst zu besinnen, ja! wenn die unglückliche Person Deinen Kopf hätte — und nicht die vornehmen Nicken und die Romangedanken —

Die haben sie ihr ja nur in den Kopf gesetzt, — erst mit den vielen Büchern — und darnach der Karl!

Aber hätte Hanne gewußt, welche Wirkung sie mit diesem Namen auf Ludwig machen würde, sie hätte sich gehüthet ihn auszusprechen. Die Zornesader auf der Stirne schwoh ihm an, sein ganzes Gesicht röthete sich, und mit wahrem Ingrimm stieß er es hervor: So ohne Scham und Schande ihm nachzulaufen; es ist zum Rasendwerden!

Hanne durchfuhr es eiskalt vor Schreck. Ihr ganzer Erfolg stand auf dem Spiele, und schnell gefaßt sagte sie: Er ist ja nicht in Paris! sie weiß es ja, daß der Karl nicht dort ist! Der Rothensfeld hat's damals unserer Sophie erzählt, der Karl ist in Rom! Und erst, wie sie das wußte, ging sie zu dem Fräulein!

Ludwig stuzte, und die Bertheidigerinn Mariens athmete wieder freier auf.

Was will sie denn aber in Paris? was will sie dort? fragte sich Ludwig selbst, und sah nach dem Briefe hin, der an der Erde lag, als wollte er ihn noch einmal lesen. Hanne kam ihm zuvor.

Sie hob das Blatt auf, und zerriß es, ehe er es hindern konnte.

So! sagte sie, indem sie die Stücke in die Luft warf, so! daß kein Mensch es wieder sieht das unglückliche Papier, und daß es ihr selbst nicht noch einmal vor Augen kommt! — aber die Hände zitterten dem Mädchen vor Schreck über die eigne Gewaltthat; selbst Ludwig war davon betroffen.

Du bist ein guter Advokat! sagte er, und sah sie an, während er mit sich selbst zu Rathe ging. Indeß so stolz er sonst auf seinen eignen Willen war, er wußte in diesem Augenblicke doch nichts Klügeres zu thun, als dem Vorschlage des Mädchens nachzukommen. Er wollte und mochte sich keine Blöße geben, er durfte seine meublirte Wohnung nicht im Stiche lassen, er konnte sich nicht denken, daß Marie nicht wiederkehren würde, und er wußte nicht einmal, ob er dies wünsche oder nicht. Es drehte sich ihm Alles in die Runde.

So wie er sich in dieser Stunde fühlte, das sah er ein, so konnte er sich nicht entscheiden, er wollte also abwarten und sich besinnen, wie er's nannte. Indesß das genügte für Hanne's Plane nicht. Sie bedurfte mehr! Immer wieder bittend, vorstellend, ja endlich scherzend beschwor sie ihn, es jetzt gleich der Herrschaft und der Schwester zu schreiben, daß es nicht zu Ende sein sollte, zwischen der Marie und ihm, wenn sie nur ernstlich bereue und wiederkehren würde. Für jede Einwendung des gekränkten Mannes wußte sie eine Antwort, für jeden Zweifel eine Beruhigung, und Ludwig, endlich schon zufrieden nur Etwas zu thun in der quälenden Verwirrung, in welcher er sich befand, ließ sich zum Schreiben bewegen. Aber er faßte dennoch den Entschluß, für's Erste gar nicht in die Stadt zu gehen, sondern im Landhause zu bleiben, wo er Niemand von Mariens Familie zu sehen brauchte, und wo er abwarten konnte, was Weiteres geschehen würde.

Als Hanne den Brief in Händen hielt, da erst war sie ruhig. Mit dem Gefühl des größten Triumphes steckte sie ihn in die Plüschtasche, und knipfte das Stahlschloß darüber zu, als könne er ihr sonst entweichen. Dann trat sie schnell den Rückweg an. Ludwig ging neben ihr die Allee hinunter. Wie sie mitten auf dem Wege nach dem Gartenthore waren, blieb sie stehen und sah ihn an.

Ludwig! sagte sie, Sie sind doch wirklich ein sehr guter Mensch! und wahr ist's, Unrecht ist's von der Marie!

Er gab ihr keine Antwort. Als sie an das Gitter kamen, fuhr der Omnibus eben nach der Stadt zurück.

Halt! rief Ludwig. Hanne meinte, sie werde gehen. Er faßte aber in die Tasche, bezahlte den Conducteur und sprach zu Hanne gewendet leise: Steige nur ein, zum Vergnügen bist Du auch nicht hergekommen! —

Das war sein stiller Dank, und sie verstand ihn wohl. Ich werde noch heute die Briefe fortschicken! sagte sie.

Thue das! rief er. Der Kondukteur machte die Thüre zu, der Wagen fuhr fort, und Ludwig ging in den Garten zurück, aber an das Stühleklöpfen dachte er nicht mehr. Es war ihm zu nahe gegangen, es lag ihm zu viel im Herzen und im Sinne.

Achtzehntes Kapitel.

Hanne sah aus, als wäre sie gewachsen, es hörte sich an, als klinge ihre Stimme tiefer und voller, da sie zu Hause bei den Eltern eintrat. Sie selber fühlte sich auch wie ein ganz neuer Mensch, so hatte sie an Zutrauen zu sich selbst gewonnen. Wenn ihr Gewissen es ihr auch vorhielt, daß sie hin und wieder Ludwig gegenüber der Wahrheit nicht ganz treu geblieben war, so hatte sie dennoch das Bewußtsein, das Rechte gethan zu haben, indem sie versucht, ein Bündniß zu erhalten, das alle die Ihren als ein Glück betrachteten, und mit dem ja selbst Marie so zufrieden geschienen hatte, bis auf die allerletzte Zeit.

Sie schrieb gleich in derselben Stunde noch der Schwester. Auch die Eltern mußten diktiren,

daß Alles vergessen und vergeben sein sollte, wenn Marie nur nach Hause kommen würde. Dann trug sie Ludwig's Brief und die beiden anderen Schreiben schnell zur Post. Sie hätte sie gern in einen ganz aparten Kasten gelegt, sie empfahl sie dem Postsekretair auch ganz besonders, weil sie gar zu wichtig wären. Und als sie darauf in ihrer Eltern Stube trat, als die Mutter sie fragte: sind die Briefe fort? — und sie antworten konnte, sie hätte sie ja selber fortgetragen und sie dem Herrn Postsekretair noch recht an's Herz gelegt, daß sie nicht verloren gehen sollten, da erschien sie sich vollends wie der Beschützer ihrer ganzen Familie. Sie war noch frischer als je zuvor, die Arbeit ging ihr doppelt schnell von Händen, sie hatte Zeit für Alles und für Jeden; und wie die Eltern einst über Hannens Kindheit sorgend gewacht, so behutsam und zärtlich bewies sie sich jetzt dem Vater und der Mutter, die es nur zu nöthig hatten. Denn es ist nichts Geringses um

den »Sturm in einem Glase Wasser!« und man soll nicht darüber scherzen! Wo immer gewaltsame Eingriffe in den Lauf des täglichen Lebens geschehen, regen sie den Menschen und seine Leidenschaften zum Guten und zum Bösen auf. Je kleiner der Kreis, in welchem sie sich bewegen müssen, um so tiefer und nachhaltender ist oft ihre Wirkung.

Der ersten Verwirrung, dem ersten Schrecken über Mariens Entfernung, dem lebhaften Sprechen darüber im Hause und in der Familie, folgte eine stille, sorgenschwere Zeit. Die Briefe waren unterwegs, es mußten Tage und Tage vergehen, ehe man Antwort haben konnte, und Jeder hatte überflüssig Zeit zu überlegen, was geschehen sei, was werden könne? Alle Hoffnungen der Familie standen auf dem Spiele, der feste Grund des gegenseitigen Vertrauens, der Glaube an die rechte Verlässlichkeit der Kinder war den Eltern zerstört, ihr guter Name, Ludwigs ganze Zukunft waren

bedroht, und Jeder mußte warten, und Jeder trug das auf seine eigne Weise. Der Vater begriff es nicht, wie Eines seiner Kinder sein Wort habe brechen, wie es so habe davon gehen können in die weite Welt. Die Schande und der Gram fraßen ihm am Herzen. Er schob den Tisch vom Fenster fort, denn er wollte die Nachbarn nicht sehen, und noch weniger Mariens Fenster mit dem herabgelassenen Rouleau. Er nahm Mariens Flucht bald wie eine Fügung Gottes, bald wie ein selbstverschuldetes Geschick. Er klagte sich an, er klagte auch die Mutter an — die Tochter niemals.

Mein Wille war es nicht, sagte er, daß Marie nicht bei uns im Hause auferzogen wurde, sondern dienen mußte. Ein Mädchen das gehört zu seinen Eltern, bis es zu seinem Manne geht. Hätten wir sie unter uns behalten, so wären ihr ja der Hochmuth und die anderen Gedanken nicht gekommen, und sie wäre recht glücklich mit dem Ludwig geworden! — Aber bei der

Herrschaft da lernen sie den Hochmuth und das Reisen, und das Fahren mit den verfluchten Eisenbahnen! Davon kommt alles Unglück her! Es hat ja Niemand mehr Geduld sich einzuleben auf den Posten, auf den der liebe Herrgott ihn gestellt hat weil Jeder es weiß, daß er im Fluge davon weg und in die weite Welt kann!

Die Hanne hätte ihm bisweilen wohl widersprechen mögen, aber er sah jetzt noch blässer und noch schmaler aus als sonst, er war noch stiller, sie war schon ganz zufrieden, daß er überhaupt nur sprach, und hatte genug zu thun, die Mutter zu beschwichtigen und zu trösten; denn die Meisterinn trug es fast noch schwerer als der Vater. Sie glaubte nicht an der Tochter Rückkehr, weil sie selbst in solchem Falle nicht wieder gekommen sein würde, und sie warf es sich jetzt im Stillen bitter vor, daß sie Marien so zu dieser Heirath zugeredet hatte. Dabei standen die praktischen Nachtheile dieser Flucht ihr weit deutlicher vor

Augen als dem Vater. Sie berechnete, welches übles Licht Mariens Verhalten für das Fortkommen ihrer andern Töchter haben konnte; sie überlegte, was aus dem Theil des Hausrathes werden würde, den Marie von ihrem Gelde angeschafft, und der sich in der Wohnung Ludwigs befand? Und vor Allem quälte sie die Sorge, was aus der Tochter selber werden würde? Daß die Herrschaft sie künftig bei sich behalten konnte, war unmöglich, wenn man Ludwig nicht entlassen wollte, der sich ja viel treuer bewiesen hatte als Marie. Marie mußte also in einen andern Dienst, und Ludwig blieb im Hause; blieb im Hause und konnte es die Eltern tausendfach entgelten lassen, was die Tochter an ihm verbrochen hatte. Sie sah es, sie mußten, wenn Ludwig es danach machte, endlich ihre Wohnung räumen, in welcher sie gelebt hatten von ihrem Hochzeitstage an, in der alle ihre Kinder geboren und erzogen waren, in der ihnen im Grunde Nichts gefehlt hatte bis auf diesen Tag,

und aus der sie gehofft hatte, einst mit Ehren in ihr stilles Grab getragen zu werden. Sie konnte den Vater nicht ansehen, die Pflanzen am Fenster nicht ansehen, und nicht die Drossel im Bauer; denn daß der Vater wo anders so zufrieden am Arbeitstische sitzen, daß die Bohnen anderwärts so blühen und die Drossel anderwärts so schlagen könne, war ja ganz unmöglich! Wie Abgebrannte, wie Flüchtlinge, wie Auswanderer kamen ihr der Vater und die Kinder vor, wenn sie es dachte, daß sie hier nicht bleiben konnten. Sie wollte ihnen das Leben nur noch versüßen, so lange es in ihrer Macht stand. Sie sparte sich den Bissen vom Munde ab, dem Vater ein Lieblingsgericht zu bereiten, dem gar Nichts schmecken wollte, und der so wenig aß. Sie brachte ihm Schnupftaback mit, vom allerfeinsten, sagte sie, damit ihm die Augen hell würden und der Kopf klar und frisch! Sie stellte sich vor ihm hart und muthig an, und schalt und schmälte auf die Tochter, denn sie meinte, der

Zorn sei ein gutes Mittel gegen allen Gram, und es sei besser sich gegen einen Abwesenden zu wenden, als gegen sein armes eignes Selbst. Es wollte aber Alles nichts verschlagen, nicht für den Vater, nicht für sie! — Mitten aus dem Zorne gegen Marie, zu dem sie sich aufzustacheln versuchte, brachen die Sorge und das Mitleid für die Entflozene hervor, und sie gab Hannen und Sophien jetzt stets die besten Worte, als wolle sie wenigstens diesen Kindern eine gute Lage bereiten, und ihnen Zutrauen einflößen zu der Mutter, nachdem sie ihr armes ältestes Kind mit all' ihrem besten Wissen und Wollen doch nur hinaus in die weite Welt, hinaus in das Unglück getrieben hatte. Das Herzeleid kam bei ihrer Arbeit manchmal über sie wie ein schwer Gewölk, daß sie nicht vor= nicht rückwärts sehen mochte. Sie mied auch das Zimmer so viel sie konnte. Der kleine Fleck am Herde, auf dem sie stand, wenn sie die Mahlzeit für die Thren zubereitete, der sah jetzt oft,

wie ihre stillen Thränen ihr über die gefurchten Wangen niederslossen, und einmal, als der Herrmann bei ihr war, der mit seinen acht Jahren das eigentliche Leiden der Familie noch nicht recht begriff, da streichelte sie ihm wehmüthig das freundliche Gesicht: Du wirst's wohl denken, sagte sie, wenn Du einst groß sein wirst, wie Deine Mutter dagestanden hat, und hat nicht mehr gewußt, worauf sie eigentlich noch fußen, oder woran sie sich noch halten sollte, in der Welt voll Trübsal und voll Sorge!

Aber von all' der Trübsal und all' der Sorge wußte und erfuhr die entflohene Tochter für jetzt nicht das Geringste. Sie war aus ihrer Ohnmacht nur zu sich gekommen, um gleich darauf in schwere Krankheit zu versinken. Ein hitziges Fieber hielt ihren Sinn gefangen durch viele lange Tage, und Lora pflegte sie.

Paul hatte auf der Schwester dringende Vorstellungen, und getrieben von seinem Wunsche

nach einer baldigen Vereinigung mit Eugenie, Paris endlich verlassen. Wollte er seine Gattinn nicht mitten im Winter in die neue Heimath führen, so mußte er eilen, die nöthigen Vorkehrungen auf dem Gute zu treffen, das er künftig zu bewohnen und zum Mittelpunkte seiner Thätigkeit zu machen gedachte. Auch Eugenie war bald darauf mit ihren Eltern fortgegangen, und nur Lora allein zurückgeblieben mit der Kranken. Sie sah eine Nothwendigkeit, sie fand eine Beruhigung darin, und Eugenie sowohl als Paul fühlten ihr das nach, und ließen sie gewähren. Lora empfand das als eine wahre Günst. Es war ihr ein Bedürfniß, sich Marien dienstbar zu machen, ihr zu leisten, was in ihren Kräften stand, und die Wärme, mit welcher der entfernte Geliebte ihr die Treue für Marien dankte, wurde ihr ein Lohn, den sie kaum zu verdienen glaubte.

Sie kam nicht von der Kranken Seite, aber das Leiden und die Phantasien derselben lasteten

oft schwer und quälend auf der Pflegerinn. Immer war Marie mit Vora und mit Karl beschäftigt. Bald flehte sie das Fräulein an, ihr den Geliebten nicht zu rauben, bald vertraute sie derselben in leisem flüsterndem Tone, wie Karl sie vergessen habe, und daß er auch Vora vergessen und verlassen werde. Dann wieder, wenn ihr das Bewußtsein für Augenblicke zurückkam, verlor sie sich in muthlose Selbstanklagen, in tiefe Hoffnungslosigkeit, und diese Empfindungen steigerten sich in ihr, je weiter ihre Genesung fortschritt, je mehr sie es vermochte zusammenhängend über ihre Lage nachzudenken. Alles, was Vora versuchte, sie zu erheitern, schlug fehl. Es war umsonst, daß Vora ihr zusagte, sie bei sich zu behalten, noch lange bei sich zu behalten, sie mochte auch davon Nichts hören. Sie wich allen Fragen und Vorstellungen ersichtlich aus, sie konnte die Möglichkeit der Mittheilung gegen Vora lange Zeit nicht wiederfinden, und konnte doch die Nähe des Fräuleins

nicht entbehren, die allein ihr Beruhigung zu gewähren schien. Vora trug diese wechselnden Stimmungen mit unermüdblicher Geduld. Oft war es, als wollte Marie sich aussprechen, als sehne sie sich danach, und doch verstummte sie bei jedem Versuche, ihr zu Hülfe zu kommen, den Vora unternahm. Eines Tages aber, als sie schon auszugehen vermochte, hatte das Fräulein sie mit sich hinaus in's Freie genommen, und ruhte mit ihr von dem weiten Wege im Tuilleriesgarten aus. Die Sonne fiel bei ihrem Untergange noch warm durch die Zweige der Bäume, Schaaren von Menschen saßen auf den Bänken, ganze Züge fröhlicher Kinder schwärmten umher, Vora blickte sinnend auf die heitere Umgebung.

Mit einem Male indessen gewahrte sie, daß ihre Begleiterinn die Augen voller Thränen hatte. Was fehlt Dir? fragte sie erstaunt und sorglich.

Ach! sagte Marie, ich komme mir hier förmlich wie ein Todter vor! Wenn ich so sitze oder

gehe, und rund um mich her tönt und schwirrt es durcheinander, und ich verstehe es nicht, und wohin ich sehe, finde ich kein bekanntes Wesen, und helfen kann ich auch Niemandem ordentlich, weil ich mit der Sprache gar nicht fortkann, da überfällt es mich mit wahrer Angst. Es ist als lebte ich nicht mehr, und ginge nur wie ein Gespenst noch unter den Lebendigen umher.

Du wirst die Sprache erlernen, Bekannte finden! tröstete das Fräulein, und wenn Du erst wieder arbeiten kannst, so wirst Du Dich auch heimisch fühlen!

Marie schüttelte verneinend den Kopf. Die Sprache lerne ich nicht, sagte sie, und heimisch werde ich hier auch nicht. Ich weiß wohl, daß ich hier nicht bleiben kann, und ich möchte auch selbst am Ende hier nicht bleiben.

Aber wohin willst Du denn? was möchtest, was wünschst Du eigentlich? forschte Lora, zufrieden, daß Marie sich nur endlich zu erklären anfing.

Nichts! Nichts! entgegnete sie muthlos. Ich habe ein Grauen bekommen vor allem Wünschen und Wollen, denn Alles, was ich gewollt und gethan habe, ist mir zum Unglück ausgeschlagen. Ich bin allen Menschen, Ihnen Fräulein Lora, und dem Karl und Allen, schon seit Jahren nur noch eine Last gewesen. Nun verstehe ich das freilich, aber das hilft mir nichts.

Was verstehst Du? fragte Lora.

Marie antwortete nicht gleich. Sie sah sinnend vor sich nieder, zog allerlei Kreise mit dem Sonnenschirme in den Sand zu ihren Füßen, bis sie plötzlich den Kopf aufhob und mit sehr entschiedenem Tone sagte: Glauben Sie nicht, ja nicht, daß ich irgend einen lebendigen Menschen anklage, als nur mich allein! Ich sehe es jetzt deutlich, daß ich mich niemals hätte hergewöhnen können. Es ist mir Alles hier so schrecklich fremd, besonders die hastigen Menschen mit ihrem schnellen Reden. Ich fürchte mich ordentlich vor ihnen. —

Sie hielt wieder inne und begann dann nach kurzer Pause noch lebhafter: Ich weiß auch, daß der Karl jetzt ein ganz Anderer geworden ist, und daß ich ihm jetzt zu gering bin. Damals, als er noch bei uns und unter uns lebte, da ging sein Sinn freilich auch schon hoch hinaus, ich meinte damals aber, wenn ich für mein Theil nur recht fest auf meinem Sinne und auf meinem Flecke bliebe, so müßte es gehen, und ich könnte ihn zurückhalten in seinem Stande und bei mir.

Welche furchtbare Selbstsucht! rief Vora unwillkürlich. Wie kann man einen Menschen in solcher Weise zwingen wollen? Wie kann man nicht vorwärtstreben, wenn ein Anderer uns auf einem guten Wege so vorangeht? Der Mensch ist doch keine Pflanze, die am Boden festklebt?

Ja! sagte Marie, so haben Sie immer schon damals zu mir gesprochen, und Sie für Ihr hätten es auch wohl anders gemacht als ich, aber Sie haben auch von Ihrer Kindheit an die ganze

Welt als Ihr Eigen und Ihre Heimath angesehen, und haben Alles überlegt, und sich in dies und jenes hineingedacht. Indessen unser Eins —

Du hast doch auch nachgedacht, Marie! Du hast Dich doch auch umgesehen, so gut wie Jeder! meinte Vora.

Unser Eins, fuhr Marie fort, dem von seiner ersten Stunde ab gesagt wird, Du sollst nicht hinaus wollen über Deinen Stand, und der belobt wird, wenn er das nicht thut, der will und weiß zuletzt auch gar Nichts weiter. Wie soll der sich mit einem Male in die Höhe schwingen und zu einem Andern machen? So ein Mann, der viel herumkommt und seinen eignen Weg und Steg hat, das ist gar nicht dasselbe mit uns. Der kann werden, was er will — denken was er will! Woran soll unser Einer aber denken, wenn nicht an sich selbst? Was soll aus einem Frauenzimmer werden, wenn es — — Sie vollendete nicht.

Was meinst Du? fragte Lora, sage es doch grade heraus, sprich Dich doch endlich einmal recht von Herzen aus, Marie!

Marie besann sich. Ich kann's doch nicht sagen, wie ich's meine! entgegnete sie seufzend. Das ist's eben! Nicht einmal reden kann man, wenn's nicht im selben Gleise ist. Es ist da auch gar Nichts zu machen und zu helfen. Hin ist hin! und verloren ist verloren!

Sie versank darauf in ein tiefes Schweigen, als mache sie sich einen Vorwurf daraus, sich in solcher Weise gegen Lora geäußert zu haben, und diese drang für den Augenblick nicht mehr in sie, aber sie hielt es für geeignet, ihr in dieser Stimmung die Schreiben ihrer Eltern und Ludwigs zu geben, welche sie ihr bis dahin aus Vorsicht noch nicht mitgetheilt hatte, obschon Marie es bereits wußte, daß versöhnliche Briefe für sie angekommen wären. Am nächsten Morgen händigte Lora ihr die Briefe endlich aus. Marie las sie mehr-

mals, wurde davon gerührt, indeß die Wirkung war doch eine andere als Vora sie erwartet hatte. Marie sprach zwar von der Heimath, aber sie drückte nicht das leiseste Verlangen aus, die Eltern, Ludwig, oder die Geschwister wiederzusehen. Sie gedachte ihrer, wie man der Todten gedenkt, mit inniger Trauer, mit dem Bewußtsein sie unwiederbringlich verloren zu haben. Alle Vorstellungen, alles Zureden waren vergebens. Sie blieb dabei, daß sie nicht unter Menschen und in einer Umgebung leben könne, welche das Zutrauen zu ihr verloren haben müßten, und, sagte sie, das Schlimmste ist, ich traue mir selbst nicht einmal mehr, ich bin mir selbst abhanden gekommen.

Je länger dieser Zustand trübseliger Abspannung und muthlosen Treibens bei Marien anhielt, um so dringender empfand Vora die Nothwendigkeit, sie aus demselben herauszureißen, ohne daß sie ein Mittel dazu finden konnte. Sie mochte weder Karl noch Paul oder Eugenie um Rath

angehen, damit man ihre Frage nicht als eine versteckte Beschwerde deuten, und aus Vorsorge für sie die Entfernung Mariens verlangen solle, und doch fühlte sie die eigene Kraft erlahmen unter dem Anblick einer Verzagttheit, der sie in keiner Weise zu helfen vermochte, ja die keine Vinderung zu wünschen schien. Alltäglich konnte Lora die Bemerkung machen, welche Hülfsmittel, welchen Trost der Gebildete eben in der Bildung, in der Verschiedenartigkeit seiner Interessen besitzt, und wie sehr Marie im Recht war, wenn sie die Einseitigkeit der Ungebildeten als eine furchtbare Vermehrung ihres Leides zu bezeichnen suchte; aber diese Bemerkung förderte weder die Eine noch die Andere, und Lora fing vor Ermüdung zu kränkeln an, als Mariens Gesundheit wiederkehrte. Das machte Marie endlich aufmerksam. Sie beobachtete ihr Fräulein einige Tage schweigend, war dabei noch stiller und versunkener als gewöhn-

lich, mit einem Male aber schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben.

Sie müssen fort aus der Stadt, Fräulein Lora! sagte sie eines Abends. Den ganzen vorigen Sommer haben Sie am Bette unserer seeligen Frau verloren, jetzt haben Sie sich für mich geopfert, das kann so nicht bleiben. Sie haben für mich mehr gethan, als ich verdiene, helfen kann mir Niemand — reisen Sie doch ab. Ich weiß es ja, daß der Herr es wünscht, ich sehe, daß Fräulein Eugenie Ihnen jetzt fast täglich schreibt — reisen Sie auf's Land, daß Sie nicht auch erkranken.

Und Du? fragte Lora, willst Du nicht mit mir gehen?

Nein! entgegnete sie, ich bleibe hier.

Lora sah sie betroffen an. Aber was denkst Du hier anzufangen, was willst Du hier allein?

Sie blickte das Fräulein eine Weile an, dann sagte sie: Ich möchte grade gern einmal allein

sein, wie sie es unter den Katholiken in einem Kloster sind. Hier, wo mich Niemand kennt, sich Niemand um mich kümmert, hier wäre ich so allein, und es ist mir die ganze Zeit im Sinn herum gegangen, das wäre das Allerbeste für mich. Ich denke, es muß dann anders mit mir werden, es muß mir einkommen, was ich soll und nicht soll. — Lassen Sie mich hier, ich bin gesund und es ist mir gewiß das Allerbeste.

Lora fühlte Anfangs ein Widerstreben gegen diesen Vorschlag, aber Marie kam immer wieder und immer dringlicher darauf zurück, und endlich entschloß sich das Fräulein, Mariens Verlangen nachzugeben, die sichtlich damit zufrieden war.

Künftig wie in ihren früheren Tagen half sie dem Fräulein und der Kammerjungfer die Anordnungen für die Reise machen. Man wollte die Wohnung für immer räumen, welche die Geschwister während ihres Aufenthalts zu Paris inne gehabt hatten. Es waren eine Menge Gegen-

stände zu verpacken, welche man Paul nach seinem Gute nachzusenden hatte, andere mußten in das Haus von Eugeniens Eltern befördert werden, bei denen Lora bis zur Hochzeit ihres Bruders bleiben wollte; und Marie arbeitete mit einer Unsicht, mit einer Lebhaftigkeit, als könne sie den Zeitpunkt der Trennung, des Alleinseins nicht erwarten.

In den letzten Stunden, die sie mit einander verlebten, war Lora sehr bewegt und sorgenvoll. Sie hatte in der letzten Zeit wohl selbst oft gewünscht, Marie von sich zu entfernen, nun es geschehen sollte, machte sie sich einen Vorwurf daraus. Es dünkte sie, als hätte sie erst die Zukunft Mariens sicher stellen müssen, und doch fragte sie sich, auf welche Weise das möglich gewesen wäre, da Jene weder bei Lora bleiben, noch zu den Ihrigen gehen, oder einen andern Dienst in Paris hatte antreten wollen. Mit Geld war Marie versehen, Lora hatte ihr Arbeit für längere

Zeit gegeben, daß man ihr mit Empfehlungen und Förderungen aller Art zu Hülfe kommen würde, wußte sie, aber trotz alledem ließ es dem Fräulein keine Ruhe, es lag etwas Beängstigendes für sie in des Mädchens plötzlich veränderter Stimmung und Weise.

Höre Marie! sagte sie, es ist mir, als hättest Du einen Plan, als führtest Du Etwas im Schilde, was Du uns verbirgst. Was willst Du thun? Wohin willst Du gehen? Sage es mir bestimmt.

Gehen? rief Marie, ich werde nirgend hingehen. Von fremdem Lande und von fremden Menschen habe ich genug! Ich bleibe hier. Ich gehe nicht fort, gewiß nicht. Sie haben ja selbst hier eine Wohnung für mich genommen.

Lora sah sie ernsthaft an. Also Du bleibst hier! wiederholte sie, und hielt ihr die Hand hin zur Bestätigung, denn Marie hatte sich in der letzten Zeit mehrmals nach Amerika, nach Aus-

wanderungen in einer Weise erkundigt, welche dem Fräulein aufgefallen war.

Ja, gewiß, sagte Marie, ich bleibe hier. Damit gab Lora sich zufrieden. Marie legte noch die letzten Sachen für die Abfahrt zusammen, ihr eigenes Gepäck war schon am Mittage in die kleine Wohnung getragen worden, welche man für sie gemiethet hatte, und als der Abend und mit ihm die Stunde des Scheidens kam, geleitete sie ihr Fräulein zum Wagen hinunter.

Während Mademoiselle Nannette noch Abschied von dem Portier und seiner Frau nahm, hielt Marie die Hand des Fräuleins in der ihren fest, und sah sie liebevoll nachdenklich an. Werden Sie doch nur recht glücklich! Aber recht, recht glücklich, sagte sie mit einem Male, auf das Äußerste gerührt, und denken Sie dann auch an mich! fügte sie hinzu, und eilte fort, als Nannette einstieg und der Wagen davon fuhr.

Neunzehntes Kapitel.

Paul hatte gleich nach Mariens Ankunft in Paris den Eltern und dem Ludwig von ihrem Erfranken geschrieben, und nach seiner Abreise hatte Pora dieselben in Kenntniß über den Zustand der Tochter erhalten. So sehr nun diese Krankheit ihres Kindes die Eltern betrübte, so war sie denselben eben so wie den Geschwistern doch in gewissem Sinne eine Erleichterung gewesen. Daß sie sterben könne, glaubten die Eltern nicht; sie war jung, sie hatte die beste Pflege, ja sie konnte durch solch eine Niederlage grade am Leichtesten zur Einsicht und Einkehr in sich selber kommen, und — was der Mutter die Hauptsache war — die Kunde von der Krankheit Mariens, von der Pflege, welche das Fräulein ihr ange-deihen ließ, verschlang das böse

Gerücht von ihrer Flucht fast gänzlich. Die Mutter konnte nun doch wieder von ihr sprechen, sie brauchte sich nicht zu fürchten, wenn man nach ihr fragte, und da Marie nun wirklich bei dem Fräulein war, kam sie den Eltern schon wie geborgen vor. Sie fühlten sich überzeugt, daß die Herrschaft Alles in Ordnung bringen, daß Alles in's Gleiche kommen werde, sie dachten schon wieder an die Hochzeit, und berechneten, wann sie wohl vor sich gehen würde? Das einzig Schlimme war nur, daß Ludwig sich zu Allem diesem in keiner Art vernehmen ließ.

Ihm war Mariens Flucht weit mehr zu Herzen gegangen, als irgend Jemand wußte oder ahnte. Erst hatte nur sein Ehrgefühl davon gelitten, dann hatte ihn die Sorge um sein Hab und Gut erfaßt, denn daß Hanne ihm bei dem besten Willen die Hausfrau nicht ersetzen konnte, das lag ganz klar am Tage. Als aber darauf die Nachricht aus Paris eingetroffen war, daß Marie dort

niederliege auf den Tod, da hatte er an seinen gekränkten Stolz nicht mehr gedacht, ja kaum noch an sein Hab und Gut. Nur das Mädchen hatte ihm im Sinne gelegen von früh bis spät, nur die Unruhe hatte ihn noch gequält, daß sie ihm sterben, daß er sie verlieren würde.

Er hatte sich selber kaum gefannt in dieser Angst um sie. Daß sie ihm gefalle, daß sie brav sei, und daß er sie zum Weibe haben wolle, das hatte er seit langen Jahren gewußt, und danach hatte er auch gehandelt; aber daß er ihr so herzlich gut sei, daß sie ein Stück von seinem Leben ausmache, das wurde er jetzt im Grunde erst gewahr. Er konnte es sich gar nicht denken, daß er sie nicht wieder sehen sollte, daß sie die Wohnung nicht beziehen sollte, in der er sich so sehr gefreut, sie schalten und walten zu sehen. Früh am Morgen ging er schon hinab, und machte sich im Hofe oder im Portale zu schaffen, um dabei unbeachtet nach der Thüre zu kommen, und die

Ankunft des Briefträgers zu erwarten, die Briefe ein paar Augenblicke früher zu erhalten; er war nicht mehr derselbe alle die Tage und Tage lang. Sein Backenbart wuchs und stand wie er konnte oder mochte, seine Bäckchen klappten herunter und sahen angelaufen und grau aus, er merkte es nicht einmal, es war ihm Alles gleich.

Da endlich kam die Nachricht, daß Marie auf dem Wege der Genesung sei, und Karl nicht in Paris, und von einer Heirath desselben mit Marien in keiner Weise mehr die Rede. Das war denn doch ein Trost, das war ein Halt, und Ludwig griff auch schnell danach, sich aufzuhelfen und vorwärts zu denken. Aber weder gegen die Mutter noch gegen einen andern Menschen sprach er je ein Wort von seiner Sorge oder von seinen Hoffnungen und Wünschen. Verschwiegen, wie er es als guter Diener stets für die Angelegenheiten seiner Herrschaft gewesen, war er es jetzt für seine eigenen. Mit größter Festigkeit hielt er es auf-

recht, was Hanne ihm im Augenblicke der ersten Bedrängniß an die Hand gegeben hatte, daß Marie auf Befehl des Fräuleins fortgegangen sei. Selbst wenn die Meisterinn oder Hanne hie und da einmal die Frage thaten, was er denke, und wie es werden würde, ließ er sich nicht irren. Wenn Marie gesund ist, und das Fräulein braucht sie nicht mehr, so wird sie wieder kommen! sagte er einmal wie das andre mit ruhiger Beharrlichkeit.

Indeß in seinem Herzen hatte er die Zuversicht nicht immer. Es gefiel ihm nicht, daß Paul von Paris fortgegangen war. Er meinte, ein Mann bringe solche Dinge immer eher wieder in ihr rechtes Geleise; es gefiel ihm auch nicht, daß Marie ihm selbst nicht schrieb, und Pauls nahe Heirath, und sein Entschluß auf dem Lande zu leben, machten ihm vollends Nachdenken und Sorgen. Auf's Land gehen, seine Wohnung im Stiche lassen, das konnte und das wollte Ludwig nicht.

Und wenn der Herr auch das Haus in der Stadt nicht verkaufte, wenn er es behielt und Ludwig in demselben als Diener zurücklassen wollte, wozu sollte er ein Gnadenbrod essen, da er sich selbst ernähren konnte? Wozu sollte er dienen unter einer Hausfrau, von der er im Voraus nichts Gutes halten konnte, weil sie dem jungen Herrn den thörichten Gedanken des Landlebens in den Kopf gesetzt? — Anderer Seits war es sehr wahrscheinlich, daß das Fräulein nicht bei dem neuen Ehepaare blieb, daß sie sich anders einrichtete, Marie an sich fesselte — und was dann? Er sah es klar voraus, dann wurden Beide alte Jungfern, Vora und Marie. Dann saßen sie Beide da und hatten keine rechte Freude und kein rechtes Glück, und er saß auch da und Alles wurde ihm zu Wasser und vernichtet, woran doch seine ganze Seele hing.

So stand er eines Mittags in seiner Wohnung und zog wieder einmal die Rouleaux in die Höhe, und öffnete wieder einmal die Fenster, damit

Alles hübsch frisch und lustig bleiben sollte. Die Sonne schien so hell hinein in das Zimmer, in welchem er mit Marien zu wohnen gedacht hatte, daß er sich umsah und sich unwillkürlich mit lauter Stimme fragte: wie man nur fortgehen kann aus solcher Stube? Und wie man nur fortgehen kann von einem Menschen, der's so gut mit Einem meint! — fügte er hinzu.

Es wurde ihm ganz weich um's Herz bei seinen eigenen Worten. Sie war doch sonst so gut, dachte er, sie konnte einen Wurm nicht leiden sehen, und macht mir das Leben nun doch so schwer. Wenn's ihr nur Jemand vorstellen wollte! Aber ich kenne das, fuhr er in seinem Gedankengange fort, ich kenne das. Von Gefühlen werden sie mit ihr reden, und von all' dem erhabenen Kram, mit welchem sie selber sich zu schaffen machen, weil sie Zeit und Geld dazu haben. Daß ein Anderer sein Hab und Gut dabei riskirt, daß sie einem Anderen honetten Menschen solch Herzbrechen

macht, und daß es für ein Frauenzimmer doch nichts Besseres giebt, als bei einem ordentlichen Manne anzukommen, das sagt ihr Niemand, dazu ist unser Fräulein viel zu vornehm; und das grade müßte ihr Jemand sagen, und deutsch und grade heraus müßte er's ihr sagen, wie ich es thun würde, hätte ich sie hier vor mir!

Er war so fest überzeugt von der Gewalt seiner Gründe, daß es ihn unruhig machte, sie nicht gleich anwenden zu können. Die leere Stube sah ihn traurig an, als fühle sie ihre Verlassenheit, er selbst kam sich zum ersten Male in seinem Leben auch ganz wie verlassen vor, er ging an's Fenster, um hinaus zu schauen, um nicht mehr die leere Stube anzusehen, in dem Momente ging der Briefträger vorüber.

St! Etwas für mich? rief Ludwig hinunter, so laut er konnte.

Der Briefträger hob den Kopf empor und

nichte bejahend. Mit schnellem Schritte eilte er ihm entgegen. Es war ein Brief des Fräuleins.

Grade jetzt! sagte er, und der Briefträger mußte ihn zum ersten Male an das Botengeld erinnern, so hastig wendete er sich ab, das Zimmer zu erreichen und den Brief zu lesen. Lora schrieb ihm, daß sie auf das Land gehen werde, und daß Marie verlangt habe, zurückzubleiben, um sich auszuruhen. Sie sei mit allem Nöthigen versehen, sei auch gänzlich hergestellt, und er möge das den Eltern sagen. Sie wisse selbst nicht, wie Marie zu dem Gedanken gekommen sei, allein in Paris zu bleiben, indeß es sei vielleicht das Beste, daß man sie für's Erste gewähren lasse, und abwarte, was sie selbst für sich beschließe.

Redensarten! Redensarten! rief er. Was heißt das: gewähren lassen? Was ist denn da noch abzuwarten? — Es überlief ihn heiß vor Ungeduld und auch vor Schrecken. Er dachte sich Marie allein, mitten in der großen Stadt allein,

er konnte sich vorstellen, daß sie sich schämte zurückzukommen, er hatte im Grunde immer gehofft, das Fräulein werde im Herbst heimkehren, Marie mit sich bringen; nun machte die Heirath des Herrn und die neuen Familienverhältnisse das Alles zu nichte. Was sollte Marie denn beschließen? Was konnte sie denn anders thun, als zu ihm nach Hause kommen, dem sie lieb und nöthig war? Zuletzt überfiel ihn die Sorge, daß sie am Ende doch nicht ganz gesund sei, daß sie auf's Neue erkranken könnte. Er sah sie in der einsamen Wohnung, sah sie in ein Hospital gebracht! Das Haar sträubte sich ihm auf dem Kopfe, wenn er sich es nur dachte, wenn er sich vorstellte, sie könnte einsam sterben, fremde Männer ihren Leib berühren und zerschneiden, wie er's gesehen, damals in Paris mit seinem Herrn, in den Sälen der großen Krankenhäuser. Es brachte ihn fast von Sinnen, er hatte gar keine Wahl. Es war ja Nichts mit dem Gewährenlassen, Nichts mit

Mariens eigenen Entschlüssen, es wußte Niemand, sie selbst wußte es ja gar nicht, was ihr gut war, was ihr frommte. Er mußte zu ihr, sie nach Hause holen, zu sich holen, das war das Einzige, und das mußte er noch heute thun. Es konnte sonst gar Nichts helfen.

Er, der pflichttreueste Diener, der peinlichste Hausverwalter, dachte weder an seine Pflichten, noch an etwas Anderes sonst, als an das Mädchen. Die Welt wird darum nicht untergehen, und nicht das Haus, tröstete er sich, wenn ich ein paar Tage fern bin. Ich bin ja sonst schon halbe Wochen draußen in der Villa gewesen, und Alles hatte deshalb doch seinen gehörigen Bestand gehabt. Und es mochte zuletzt auch daraus werden, was da konnte, mochte der Herr auch davon denken, was er wollte, er mußte nach Paris, er mußte zur Marie, und mußte sie wieder bringen auf jede Weise. Er konnte sie nicht unter Fremden leben, oder gar unter Fremden sterben lassen.

Er liebte sie und zu ihm gehörte sie hin, weil er sie liebte, und also mußte er sie holen.

Ohne einem Menschen ein Wort von seinen Absichten zu verrathen, packte er schnell einen Nachtsack zusammen. Lora's Brief war mehrere Tage vor ihrer Abreise geschrieben, wenn er noch am Abende fortging, wenn er Tag und Nacht fuhr, und das wollte und mußte er, so konnte er vielleicht noch ankommen, ehe sie die Stadt verlassen hatte, so konnte er vielleicht Marie gleich mit sich nehmen und zugleich erfahren, was Paul und Lora beschlossen hatten über das Haus und über seine eigne Zukunft. War Marie fortgegangen, ohne daß es Jemand wußte, so konnte er das ja noch leichter thun. Niemand brauchte etwas von seiner Reise zu erfahren.

Er erklärte den Leuten im Hause und d'rüben den Redlich's, er müsse noch einmal für mehrere Tage in die Villa hinaus, weil der junge Herr dort einige Veränderungen machen lasse. Ganz

öffentlich ließ er sich den Nachtsack in die Droschke tragen, wie er dies immer that, und nahm den dicken Valetot mit sich, weil die Abende schon kühler wurden, wie er sagte. Dann wies er den Portier an, die Briefe liegen zu lassen, falls deren kommen sollten, und dann fuhr er fort, zwar noch mit allerlei Gedanken an die Einrichtungen zu Hause beschäftigt, aber im Grunde seiner Seele eigentlich doch heiter, denn nun er auf dem Wege war, nun war er auch am Ziele!

Zwanzigstes Kapitel.

Am Nachmittage nach des Fräuleins Abreise befand sich Marie in dem kleinen Zimmer, das man ihr gemiethet hatte, und in welchem sie die Rückkehr Lora's zu erwarten versprochen. Die Wirthinn, der das Fräulein es an's Herz gelegt freundlich für Marie zu sorgen, hatte sich erboten, ihr bei dem Ordnen ihrer Sachen behülflich zu sein, sie hatte deren Beistand indessen abgelehnt.

Es war sieben Uhr, ein helles Licht lag noch über den Häusern, hie und da sah Jemand zu den Fenstern hinaus. Einförmig rasselnd rollten die Wagen durch die Straßen, ab und zu stieg neben ihrem Zimmer Jemand die Treppe hinauf und läutete. Aber die Nachbarn und die Wagen und die Heraufkommenden, das Alles ging sie

Nichts an; sie kannte Niemand, sie erwartete Niemand, sie war ganz einsam.

Das Gepäck lag noch auf den Stühlen umher. Hier stand der Koffer, dort hing der Mantel, da lag eine warme Decke über den Stuhl geworfen, welche das Fräulein ihr vorsorglich zurückgelassen hatte. Marie, sonst peinlich in ihrer Ordnungsliebe, rührte die Sachen gar nicht an. Sie hatte sich niedergesetzt, und sah mit gleichgültigem Blicke um sich. Nun sind sie Alle fort! dachte sie, Alle fort! — Und in demselben Augenblicke trat ihr die Erinnerung an den Abend vor die Seele, an welchem sie in Paris eingetroffen war. Damals hatte die Einsamkeit sie geängstigt, jetzt war sie ihr eine Art von wollüstiger Verzweiflung, ein selbstquälerischer, grausamer Genuß. Damals war sie sich schon verlassen erschienen, und sie hatte doch Wünsche, Pläne, Hoffnungen gehabt, sie hatte noch an eine schöne Zukunft geglaubt, jetzt aber war das Alles hin. Sie

wollte Nichts mehr, sie hoffte Nichts mehr, sie war fertig mit Allem, mit dem ganzen Leben. —

Schon im Anfange ihrer Genesung hatte sie es deutlich gefühlt, selbst die rechte Erinnerung an Karl war ihr entschwunden. Sie konnte sich sein Bild nicht einmal vergegenwärtigen wie sonst. Der Aufenthalt in Rom, seine veränderte Lebenslage und vollends seine Verlobung mit Lora, hatten ihn gänzlich ihrer Vorstellung entrückt. Er war nicht mehr für sie vorhanden, und Nichts mehr war für sie vorhanden in der Welt.

Sie hatte es, trotz Lora's Bestreben es ihr zu verbergen, doch empfunden, daß ihres Bleibens bei derselben niemals sein könne, sie wußte, daß sie in der Fremde sich nimmer zufrieden fühlen werde, und Scham und Stolz hielten sie ab, an die Rückkehr zu denken. Rund um sie her bewegten sich Thätigkeit und Lebenslust und Freude, es lag die ganze Welt rund umher vor ihr offen, aber grade das starrte sie so entsetzlich an, daß Nichts

sie anzog, Nichts sie hielt, Nichts sie fesselte in dieser weiten Welt, daß keine Liebe sie mehr beherrschte und zu einem bestimmten Handeln oder Müßen zwang. Sie war heimathlos, unnützig, allein auf der Erde, und sie selbst hatte sich dazu gemacht.

Träumend sah sie nach dem Fenster, die Sonnenstäubchen schwebten und glitten hin und wieder in den Lichtstrahlen, daß sie geblendet halb die Augen schließen mußte vor dem Glanze, der dennoch durch die gesenkten Wimpern in ihre Seele drang. So hatte sie oftmals dagesehen im Hofe als ein Kind, und die Strahlen waren ihr erschienen wie der goldene Weg auf dem die Engel zu den Kindern auf und niedersteigen, und sie hatte die Blicke nie davon abwenden mögen, damit der Engel nicht vorüberschlüpfe, ohne daß sie ihn gewahre. Und je linder die Strahlen wurden, je stiller tauchte die Vergangenheit in ihr hervor. Hier kam eine Erinnerung und dort wieder eine. Sie hatten keinen innern Zusammenhang, sie

begriff es nicht, wie sie von der Einen zu der Andern gelangte, aber Alles war lind und still und friedlich. Seit langen Jahren hatte sie solch' sanfte Stunde kaum gekannt. Sie sah den Vater, wie er die Arbeit weglegte, und, die kurze Pfeife im Munde, friedlich seine rothen Bohnen und die Kresse an die Ranken band, sie sah die Mutter nach Hause kommen und die Schwestern, die Abendruhe begann für Alle, der Tag war vollendet. Ob Einer von diesen Allen ihrer dachte? — ob sie von ihr sprachen, untereinander, zu den Nachbarn — zu Ludwig?

Sie seufzte schwer. Ludwig hatte sie gewarnt von Anfang an, er hatte es immer redlich mit ihr gemeint, und grade gegen ihn hatte sie sich mit Falschheit und Unwahrheit so schwer versündigt. Was konnte er dafür, daß Karl treulos geworden? Er hatte zu ihr gehalten, hatte seit Jahren an sie gedacht, sein Hab und Gut daran gewendet, daß sie mitammen ein ehrliches Leben führen

sollten, und sie hatte ihn im Stiche gelassen. Nun stand sie da, die hübsche Wohnung! sie sah die blaßblaue Stube mit dem braunen Sopha, über dem die Bilder hingen, sie sah wie die Epheuspaliere durch die Gardinen schimmerten, wie unter dem blanken Messing- und Blechgeräth der Küche schon das volle Salzfaß hing, und wie das Holz wohlgeschichtet in dem Korbe unter dem Heerde lag. Das war Alles fertig gewesen, das hatte sie haben können und von sich gestoßen, und weshalb? und wofür?

Um heimzukehren wie ein Schiffbrüchiger und um Vertrauen, um erbarmende Vergebung zu erbetteln? um eine Vergebung zu ersuchen, die sie selbst nicht für sich hatte? Und wenn sie ihr auch schrieben, daß Alles vergessen sein sollte, konnte sie selber denn vergessen, was ihr geschehen war? Sie liebte Karl nicht mehr, aber seine Untreue brannte ihr noch im Herzen, sie glaubte an Lora nicht mehr und dennoch hing sie an dieser mit der

alten Neigung, sie hatte das richtige Gleichgewicht für alle ihre Empfindungen und Gedanken, sie hatte das Vertrauen zu sich selbst verloren, das ganze Leben ängstigte sie, es war ihr zur Last.

Ja zur Last! durch die ganze letzte Zeit hatte sie das empfunden und zu Gott gefleht, er möge sie von der Bürde des Daseins erlösen; nicht mehr zu leben war ihr einziger Wunsch gewesen, aber Gott hatte sie nicht erhört. Auch Gott hatte sie verlassen, weil sie abgefallen war vom rechten Wege, von sich selbst!

Marie barg das Gesicht in den Händen und brütete schwer und dumpf vor sich hin. Als sie sich aufrichtete, war es Nacht geworden. Sie zündete das Licht an, und sah sich um. Ihre eigene Unordnung flößte ihr Schrecken ein! Es war Alles so wüst und doch so fahl um sie her. Die graben, braunen Streifen der Tapete sahen so kalt aus auf dem blendend weißen Grunde. Keine Erinnerung knüpfte sich daran für sie!

Schlimmer war es nicht gewesen in dem Zimmer, in welchem die kleine Näherinn gestorben war.

So mochte die Arme auch dagestanden haben, ohne Wunsch und ohne Hoffnung, ohne Glauben und ohne Zutrauen zu sich selbst. Da freilich mußte ihr der Tod ein Tröster scheinen, der Tod die einzige Rettung! — der Tod!

Jetzt mit einem Male ward der Gedanke vor ihr ausgesprochen, der immer schon in ihr emporgestiegen war, jetzt gestand sie sich, weshalb sie so dringend verlangt, allein zu bleiben. Das war ihre Sehnsucht gewesen, das ihr Vorsatz! All' dem Schmerze, all' der Reue, all' der Hoffnungslosigkeit wollte sie ein stilles, schnelles Ende machen. Eine kurze Angst, was war sie gegen ein langes, ödes, von ihr selbst zerstörtes Dasein?

Wie Ruhe, wie Fassung kam es über sie. Sie blieb stehen und überlegte. Sie mußte vor allen Dingen hier erst Ordnung machen, ehe sie daran denken durfte. Schnell und kräftig hob sie

den Koffer empor. Was sie bei der Eile des Umzugs flüchtig auf einander gelegt, das packte sie jetzt mit größter Vorsicht. Es sollte nach Deutschland gehen. Als sie fertig war, nahm sie einen Ring mit rothem Steine vom Finger, zog die Ohrringe aus, und legte die Uhr ab. Sie wickelte das Alles vorsichtig ein, und schrieb der Mutter und der Schwestern Namen darauf. Für den kleinen Bruder bestimmte sie ein kleines, silbernes Messer. Den Verlobungsring legte sie für Ludwig bei. Nur dem Vater wußte sie Nichts zu geben, an ihn durfte sie auch gar nicht denken. Als sie den Koffer zuschloß, als es ihr einfiel, daß sie ihn nie wieder öffnen werde, traten ihr die Thränen in die Augen und die Hände zitterten ihr, aber sie trug ihn ruhig auf die Seite, nahm aus der Reisetasche ein Blatt Papier heraus, und setzte sich hin, die Adresse zu dem Koffer zu machen. Die kleine Arbeit war bald gethan, die Adresse klebte auf dem Koffer. Schreiben

wollte sie an Niemand, Alles war fertig, kein Stück im Zimmer lag herum — jetzt konnte sie gehen.

Still trat sie noch einmal an das Fenster, es mochte gegen elf Uhr sein, die Luft wehte mild hinein, die Sterne standen hell und klar am Himmel. Sie erinnerte sich, wie lange schon eine Todesahnung über ihr geschwebt, wie die Eltern und Geschwister und sie selbst an ihren nahen Tod geglaubt, wie man jetzt in ihrer Krankheit an ihrem Aufkommen verzweifelt hatte, und wie Alle sich gefunden haben würden in dies Schicksal. Sie war traurig und müde, traurig und müde über alle Maßen! Was sollte sie auch noch auf Erden?

Ein Sternschuß flog strahlend durch den Horizont. Noch Einen! rief sie, und wenn er kam, so sollte er ihr das Zeichen sein zum Aufbruch. Unverwandten Auges sah sie empor, mit jedem Augenblicke des Wartens stieg ihre Spannung,

das Herz klopfte ihr in der Brust, die Pulse schlugen ihr in den Schläfen. Die linde Luft umspielte sie verlockend. Sie hatte sich weit hinausgeneigt. Es war ihr, als höre sie unten leise das Wasser des Flusses hingleiten, ihr Kopf brannte und schwindelte, ihre kalten Hände hielten das Fensterkreuz. Immer starrer blickte sie in die Höhe, immer athemloser sah sie hinauf, da — blickschnell schoß es noch einmal am Himmel vorüber das zuckende Licht, hellglänzend durch das nächtliche Dunkel! Ein leiser Schrei entrang sich ihrer Brust, sie verließ das Fenster. Gott selbst hatte über sie entschieden.

Sie nahm ein Tuch um, sie wollte nicht auf-
fallen im Hause oder auf der Straße. Nur ein
Paar Schritte hatte sie zu gehen, und morgen --
morgen war Alles vorüber.

Mit dem Lichte in der Hand näherte sie sich
der Thüre. Es war ihr, als raschele es draußen,
als käme Etwas den Korridor entlang, als spräche die

Wirthinn zu Jemandem. Sie trat zurück, sie mußte warten. Da klopfte es plötzlich. Sie glaubte sich zu irren und gab keine Antwort. Es klopfte zum zweiten Male. Marie! rief es deutlich, ganz deutlich. Athemlos hielt sie sich auf derselben Stelle, ein Zittern, des Schreckens, der Freude flog durch ihre Glieder. Marie! rief es noch einmal. Sie eilte nach der Thüre, sie riß die Thüre auf, Ludwig stand vor ihr, und wie zerbrochen fiel sie ihm in die Arme.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Wirthinn hatte Marie entkleidet, sie und Ludwig hatten die ganze Nacht bei ihr gewacht. Erst am Morgen, da ihre Hausarbeit sie forderte, war die hülfreiche Frau davon gegangen. Als Marie erwachte, saß Ludwig an ihrem Bette ganz allein. Die schnelle Fahrt und der Schreck und die Sorge waren ihm auf dem Gesichte abzulesen. Er sah ermüdet aus und weit älter als sonst, aber es dünkte Marien, als habe sie nie ein besseres Menschenantlig gesehen, als sei nun Alles gut, da er neben ihr saß. Sie richtete sich empor und wollte sprechen, indes die Thränen erstickten ihre Worte, und Ludwig wehrte es ihr auch.

Sei still! bat er, und ruhe Dich aus, zum Reden haben wir noch Zeit. Gepackt hast Du,

ich kann das Haus so lange nicht allein lassen, wir müssen Abends wieder fort.

Ach! nach Hause! rief Marie, und ergriff und küßte seine Hand, und ihre Thränen flossen darauf nieder.

Es ist gut, daß Dich danach verlangt! sagte Ludwig, und nun ich Dich munter sehe, nun will ich gehen und schlafen, denn müde bin ich auch und bis in's Mark!

Er sprach Nichts weiter, er gab ihr nur die Hand und ging davon. Sie sah ihm lange schweigend nach. Es war ihr noch Alles wie ein Traum. Daß sie wieder leben, daß sie nach Hause kehren sollte, daß Ludwig da war, sie zu holen, zu retten vom Untergange, vom Verbrechen zu erretten, sie konnte es kaum fassen. Ich will's ihm danken, danken bis an mein Lebensende! sagte sie endlich, und mit dieser Vorsage hatte sie den neuen Zweck, die Nothwendigkeit gefunden für ihr künftiges Dasein.

Der Tag verstrich ihnen schnell und still. Ludwig ging mit ihr spazieren, als er ausgeruht hatte. Er erzählte von den Eltern, von der Hanne, von der Wohnung, er fragte sie um Nichts. Sie sahen das Haus, in dem er einst mit seinem Herrn gelebt, das Kaffee, in welchem sein Herr zumeist gegessen, er führte sie die Wege, die er selbst am Liebsten gegangen war. Es prägte sich ihr Alles anders ein als sonst, sie sah Paris zum ersten Male mit wirklichem Interesse an. Spät am Abende verließen sie die Stadt, um nach der Heimath zu gehen. Um ein neues Leben zu beginnen, sagte sich Marie.

Ludwig sorgte für sie auf der Reise, als wäre sie das Fräulein, als wäre sie ein Kind. Sie war ihm noch lieber geworden, er hing noch mehr an ihr, seit er sie durch seinen schnellen Entschluß sich auf's Neue angeeignet hatte. Er litt es nicht, daß sie erzählte, was sie vorgehabt, er konnte es aus ihren Reden ahnen; hören,

wirklich wissen wollte er es nicht. Es sollte abgethan sein, abgethan für immer.

Es war früh neun Uhr und Sonntag, als sie Berlin erreichten. Auf dem Bahnhofe trennte sich Ludwig von ihr und ließ sie voraus fahren, er wollte ihr folgen in einer halben Stunde. Es brauchte Niemand zu erfahren, daß er in Paris gewesen, daß Marie nicht aus freiem Antriebe nach Hause gekommen sei. Er mochte Nichts zur Hälfte thun, den Leuten Nichts zu reden geben, er hatte sich von dem seligen Herrn vernünftiges, vorsichtiges Ueberlegen angewöhnt.

Die Glocken läuteten zur Kirche, als Marie durch die bekannten Straßen fuhr, und als kehre sie heim von langer Wallfahrt, geprüft und geläutert, ein anderer, neugeborner Mensch, so still und feierlich war es in ihrer Seele.

Hermann stand, schon zur Kirche angezogen, mit blankgekämmtem Kopfe vor der Thüre, die vom Hofe in die Straße führte. Er sah sie zuerst,

ſie konnte ihn nicht bedeuten zu ſchweigen. Die Marie! ſchrie er, die Marie! und rannte in den Hof, und ſtürmte die Treppen hinauf, und: die Marie! die Marie! ſchrie er immer wieder.

Der Vater, die Mutter, die Schwestern kamen herbei, ſie wußten nicht, was er wollte, ſie trauten ihren Augen, ihren Sinnen nicht, als ſie Marie erblickten. Sie hatten keine Worte, nur Auſrufe, nur Umarmungen, nur helle Freude. Es that ihr Alles ſo wohl, ihr ging das Herz auf vor der Liebe und in der Liebe, die ſie hier fand und fühlte. Wie nie vernommen und doch ſo vertraut tönten die Stimmen, die Worte an ihr Ohr, hier war ihre Heimath, hier gehörte ſie hin. Aber mitten in all' der Freude war es Hanne, die zuerſt an Ludwig dachte. Ich will gleich hinaus! rief ſie. Habe ich ihm ſagen müſſen, daß Du fort biſt, ſo will ich ihm auch die gute Botſchaft bringen, daß Du wieder da biſt! Es war damals, Gott weiß es, kein Vergnügen der Unglücksrabe zu ſein!

Ist der Ludwig denn nicht schon hier? fragte Marie.

Hier? wiederholte die Mutter, er war ja im Landhaus die ganze Woche durch.

Ich hatte ihm geschrieben, daß ich käme! bedeutete Marie und wurde roth über die Unwahrheit. Die Mutter aber nahm das auf ihre Weise. Ich wußte wohl, sagte sie, daß Du mir's doch noch einmal danken würdest.

Von Herzen danke ich es Dir, rief die Tochter, von ganzem Herzen.

Der Vater sagte Nichts. Er sah sie nur immer an, und freute sich, daß sie da war; auch der Kleine und Sophie waren lauter Freude, nur Hanne schien ihre eigenen Gedanken zu haben, und schaute die Schwester oft mit forschendem Blicke und nachdenklich an. Marie bemerkte es, und als Hanne einmal allein neben ihr war, da gab Marie ihr die Hand und sagte: Du brauchst mich nicht so anzusehen, es ist Alles gut. —

Wirklich gut? — fragte Hanne — Ja wirklich! sehr, sehr gut! rief Marie, und fiel dem Ludwig um den Hals, der eben eintrat.

Er sah wie das Leben selbst aus, man konnte es nicht merken, daß er die Woche nicht viel vom Wagen gekommen war. Er war frisch angezogen und frisiert und vornehm, wie der feinste Herr.

Na! Ludwig! rief Hanne ihm entgegen, habe ich es nicht gesagt, daß sie doch wieder kommen wird? —

Wer hat denn je daran gezweifelt? meinte Ludwig mit einer Sicherheit, vor welcher das Mädchen gleich verstummte. Sie wird doch nicht davon laufen von einem Manne wie ich, und von solcher Wohnung! fügte er hinzu, und sah selbstgefällig an sich hernieder.

Nein, gewiß nicht! bekräftigte Marie.

Da hielt die Mutter sich nicht länger: Kinder! sagte sie, was ich gewaschen hatte zu der Hochzeit, ist Alles wieder quittengelb geworden, ich muß

es gleich noch einmal waschen, wann ist denn die Hochzeit?

Auf den dritten Sonntag! antwortete Ludwig, wir müssen ein neues Aufgebot haben, wegen der vertrakteten Reise. Auf den dritten Sonntag.

Noch ganze einundzwanzig Tage? rief der Hermann, der immer rechnete und zählte, weil er doch ein Kaufmann werden sollte, und weil er die Torten nicht erwarten konnte.

Noch einundzwanzig Tage, sagte Ludwig, keiner mehr und keiner weniger.

Na! meinte der Vater, und zog den guten Rock aus, weil's doch schon zu spät geworden war zur Kirche, so lange hält er noch, und so lange werden wir ja auch wohl noch leben!

Und sie leben noch heute Alle, von denen diese Blätter meldeten, und leben zufrieden und thätig, Jeder auf seine Art.

Paul schafft und wirkt in seinem Kreise und kann sich kaum noch denken, wie er den vornehmen Müßiggang ertragen durch so viele schöne Jahre seiner Kraft. Er hat die Bücher zur Seite gelegt und sich das bloß genießende Studiren abgewöhnt, seit täglich auf seinem Gute, unter seinen Insassen, ihm das praktische Bedürfniß, fordernd und zum Handeln anregend, entgegentritt. Eugenie ist dort recht eigentlich in ihrem Elemente, recht eigentlich die Seele der Welt, in der sie sich bewegt, und Paul beklagt es stündlich, daß sein Vater nicht erlebt hat, was sie aus ihm und durch ihn erschaffen hat in wenig Jahren.

Ludwig hat den Dienst verlassen, das Landleben war nie sein Geschmaç gewesen. Er verachtete die Bauern und die Landbewohner Alle, und meinte, der Herr werde schon noch zur Einsicht kommen, daß ein ordentlicher Mann nicht auf dem Lande, daß er eigentlich nirgend leben könne als in einer großen Residenz. Ludwig hatte zu

lange in demselben reichen Hause gedient, um nicht ausschließlich zu werden, denn alle Diener reicher Familien sind Aristokraten und ausschließlich, mehr als oft die Herrschaft selbst. Marie theilt seine Ansicht und geht noch weiter. Nur in Berlin, meint sie, könne man zufrieden leben. Sie sieht sich dann in der blaßblauen Stube um, nach dem braunen Sopha und nach den weißen Gardinen, welche die Mutter ihr in den letzten Jahren schon zweimal zur Taufe gewaschen hat, und sagt, ein solches Stübchen, mit solchem weißen Ofen, das könne man suchen gehen durch ganz Paris. Sie habe immer einen Widerwillen gehabt gegen die Fremde und gegen alles Fremde, das habe sie ja auch bewiesen. Nicht für eine Million hätte sie französisch lernen oder gar in Frankreich leben können. Und dann seufzt sie, und in wenig Jahren wird sie über ihre Zufriedenheit es ganz vergessen haben, daß sie einst Anderes erstrebt und Anderes gewollt hat. Die rechte Zufriedenheit löscht

für Menschen ihres Schlages jede Rückerinnerung aus, und macht sie einzig auf die Gegenwart gestellt.

Ihr Mann, ihre Kinder, ihre Miether und ihre blaue Stube, das ist ihre Welt. Ihr Erwerb geht vortrefflich, ihre Miether können die Umsicht und Treue der Hausfrau nicht genug rühmen. Die Wohnungen werden nicht leer, Ludwig wird bald noch eine Etage dazu miethen, und das Geschäft im Großen betreiben. Marie ist hier recht eigentlich an ihrem Plage, ihr Mann rühmt sich, daß er das immer voraus gewußt und Alles geleitet und zum Ziele geführt habe, und dankbar und glücklich gesteht sie ihm das zu.

Sonntags kommen sie von Hause zu ihr zum Kaffee, der Vater, die Mutter, die Schwestern und der Hermann, wie der Ludwig es verheißen, wie die Mutter es sich ersehnt hat. Sie haben auch ihren guten Verdienst aus dem Hause, sie bringen Alle Etwas vor sich. Hanne, des Ludwig's und der Schwester Liebling, hat das auch doppelt nö-

thig, denn sie ist Braut und will mit ihrem Verlobten, der in einer Leinwandhandlung konditionirt, einen Wäscheladen errichten, weil sie Beide es verstehen, und weil Hanne so recht den Kopf dazu hat, sagt die Meisterinn.

Im letzten Winter brachte nun Paul auch zum ersten Male einige Wochen mit der Frau in Berlin im Vaterhause zu. Er hatte es gleich bei seiner Ankunft versprochen, daß sie Marie besuchen, und sehen wollten, wie es ihr und Ludwig ginge. Es war aber von einem Tage aufgeschoben worden bis zum andern, und erst an einem Sonntage, als die ganze Redlich'sche Familie wieder zum Kaffe bei Marien war, da läutete es draußen, der Herrmann ging zu öffnen, und herein traten Paul und Eugenie, und mit ihnen, ganz unerwartet, auch Lora und ihr Mann.

Herr Gott! mein Fräulein! rief Marie und fiel der jungen Frau um den Hals, als diese ihr die Arme entgegen breitete. Herr Gott, mein

Fräulein! rief sie noch einmal, und lachend unter Thränen fügte sie hinzu: Nehmen Sie es nur nicht übel, für mich werden Sie mein Leben lang mein Fräulein bleiben!

Ach, von Grund der Seele! entgegnete Lora, und umarmte sie noch einmal, Du weißt nicht, wie oft wir Deiner denken, meine gute, alte Marie! Sie sah dabei mit ihren schönen Augen freundlich zu ihrem Manne, zu Karl empor, der Marien bewegt die Hand gab. Es zog so viel an seinem Geiste vorüber, als er sich wiederfand in diesem Kreise, als er den Weg zurück sah, den er gegangen war zu seinem Ziele.

Marie aber blieb ganz ruhig. Die Vergangenheit war für sie nicht mehr vorhanden, sie hatte immer nur für ein Empfinden Raum in ihrer Seele. Lora's Gemahl, der ernste, in seinem ganzen Wesen durchgebildete Mann, war ihr ein Fremder, war ihr nicht mehr Karl. Sie konnte es kaum noch glauben, was er ihr einst

gewesen war, es kaum noch denken, daß sie je einen Anderen als ihren Mann geliebt haben sollte. Sie erwiederte Karl's Händedruck, sie sprach mit ihm, aber ihr ganzes Herz war bei Vora, sogar ihre hausfräuliche Aufmerksamkeit für Paul und seine Gattinn litt darunter.

Auch der Meister und Sophie und Hermann konnten sich nicht finden in den neuen Karl, so unverändert herzlich er zu ihnen war, so freundlich Vora fragte, ob sie ihn denn ganz vergessen hätten? Nur die Tante und Hanne freueten sich an ihm wie sonst. Die Meisterinn konnte sich nicht satt sehen an ihm, konnte sich nicht genug darüber wundern, wie gut er zu dem Fräulein paßte. Sie mußten Beide darüber lachen, das junge Paar, sie wären sich am Liebsten um den Hals gefallen, wäre Marie nicht da gewesen, und hätten sie gewußt, wie ruhig die es angesehen haben würde. Alte Liebe vergift sich leichter als man glaubt, in neuem Glück.

Nicht wahr! sagte Lora, der Karl ist stark geworden?

Ja! und schön! meinte die Meisterinn. Er ist jetzt gerade wie sein Vater, und wie auch mein Vater gewesen ist in jungen Jahren. Ich habe es immer gesagt, es steckt was ganz Besonderes in den Berger's. Ich will nur wünschen, daß mein Junge Etwas davon abbekommen hat, und daß er einmal sein Glück macht, wenn er Kaufmann wird. Denn Kaufmann soll er werden, und nicht Schneider! Kaufmann in jedem Falle!

Schicke ihn mir, Tante! schlug Karl vor, ich will ihn bei mir ausbilden in der Fabrik.

Ja! fiel Hanne ihm in's Wort, wir haben einmal in den Zeitungen gelesen von Deiner Fabrik und daß Du die schönsten Waaren machtest, wie kein Anderer sie hat. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß Du das wirklich sein solltest, Karl! Wenn ich der Hermann wäre, ich käme gleich. —

Ich denke gar nicht daran! rief Hermann trotzig und bestimmt. Hier will ich bleiben, drü-

ben bei dem Kaufmann will ich in die Lehre, wenn ich eingeseget bin. Ich werde doch nicht weg sollen von zu Hause!

Das ist der ganze Vater! rief die Mutter halb ärgerlich, indem sie dem Knaben einen kleinen Schlag gab. Der Meister sagte Nichts dazu, er nahm den Jungen aber zu sich und hielt ihn mit sichtlichem Vergnügen bei sich fest. Es war sein Fleisch und Blut, der hing am Alten, am Bekannten.

Sie blieben eine ganze Weile da, die Gäste, und Ludwig fühlte sich dabei doppelt Herr in seinem Hause. Er fühlte sich auch Allen überlegen, seinem jungen Herrn, dem Berger, den Damen, den Redlich's, und vollends erst nun seiner eignen Frau. Er allein hatte von Anfang an das Richtige gesehen und gethan, er allein hatte sich von Anfang an geärgert, über die Umstände und das Federlesen, das die Herrschaft um das Mädchen und um ihre Liebchaft machte. Er hatte der Marie gleich Raison gepredigt, und er hatte nun auch den Lohn davon, und Alle hatten sie

sich bei ihm recht zu bedanken. Er konnte es zuletzt nicht lassen, Einem mußte er das sagen, und gegen Paul und Karl gewendet, sprach er: Nicht wahr, die Frau dort mit den rothen frischen Backen und den beiden berben Jungen, die sieht ganz anders aus als damals die schwächliche Mamsell Marie!

Ja! entgegnete Berger, Sie sieht sehr wohl und glücklich aus.

Das hatte Ludwig haben wollen, der Karl selbst hatte es ihm aussprechen müssen, daß Marie sich nicht mehr nach ihm sehne und daß er längst vergessen sei. Nun war er ganz zufrieden, Alle waren sie zufrieden, und er gönnte jetzt dem Berger auch sein Glück recht ehrlich, denn schaden konnte es ihm und Marien immer nicht, daß sie die Herrschaft durch den Berger nun zu Bettern hatten.

Spät, als die Gäste schon lange fortgegangen und die Redlich's lange zu Hause waren, saß Ludwig bei seinem Krüge Bier auf dem Sopha und rauchte, die Zeitung lesend, seine Cigarre, während Marie noch in den Zimmern aufräumte

und nach den Kindern sah. Mit einem Male blieb sie an dem Tische vor ihrem Manne stehen.

Was willst Du? fragte er.

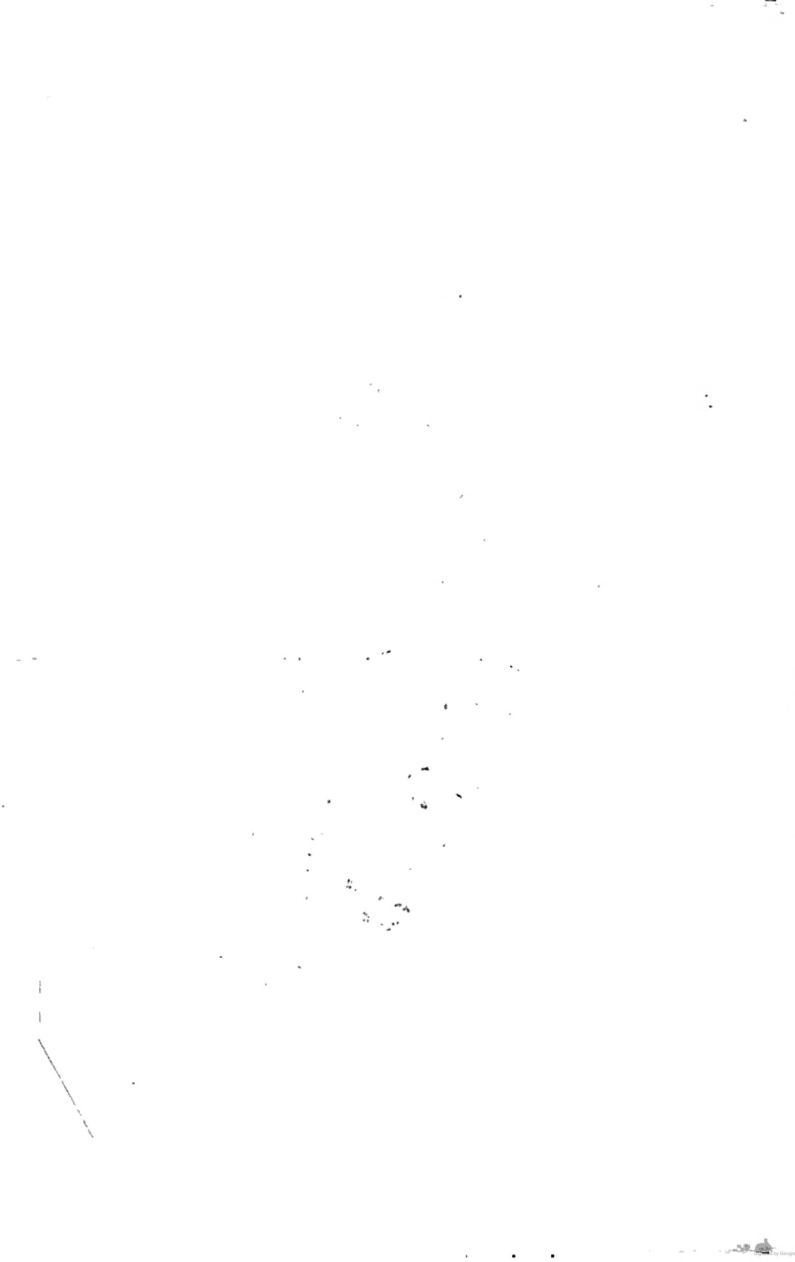
Nichts! Nichts! sagte sie. Es ist hier so hübsch und die Kinder schlafen so sanft. Wir haben es recht gut!

Ja, sehr gut! und es soll noch immer besser werden! rief Ludwig vergnügt, indem er die Frau auf sein Knie zog, und wenn wir erst noch eine Tochter haben —

So soll sie bei uns im Hause bleiben, fiel ihm Marie in's Wort, und nicht von einer Herrschaft verzogen und verdorben werden, wie ich es gewesen bin, denn nicht Jede findet ihren Ludwig!

Sei zufrieden, daß Du Deinen hast! lachte ihr Mann.

Ach! von ganzem Herzen! rief sie; und sie sind Beide mit einander zufrieden, und werden es auch bleiben.



This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE 10 35 H
CANCELLED
1740444

CANCELLED
MAR 26 1984 ILL
7751576

CANCELLED
APR 0 1984 ILL
7751640
APR 1 1984

